
0 0001 00401230 6


VIRTUE LIBERTY AND INDEPENDENCE

Der
Jahrmarkt
ein
Lehr- und Lesebuch
für alle Stände
die
gutes thun und böses meiden
wollen;

---

besonders bestimmt
für allerlei Hausbediente,
nicht weniger
für
Bauern und Bürger,
die mehr wissen, und richtiger denken wollen,
als andre ihres Standes.

Der löblichen Brüderschaft der Hausirer und Bildersänger zur Verbreitung; den Zeichendeutern, Wunderärzten, Wahrsagern aber zur Beherzigung empfohlen.

Göttingen,
bey Vandenhök und Ruprecht
1800.

Vorrede.

Die Gewohnheit, daß Landleute in benachbarte Städte zum Jahrmarkt gehen, findet man überall, und hat manches Gute. Verwandte und Freunde sehen sich da nach langer lieber Zeit wieder, und freuen sich gegenseitig ihres Wohlergehens. Es ist ein herrlicher Tag, wo sie einmal von Arbeit frei, Sorgen vergessen, und sich wie in eine neue Welt versetzen, um zu sehen, zu hören und zu geniessen. Dem beobachtenden Städter gewährt es viel Freude, wenn die gemischten Haufen des zum Frohsinn immer geneigten Landvolks herzuströhmen, sich traulich die Hand schütteln, und mit froher Miene verkündigen, daß heute Jahrmarkt sey.

Aber nicht lange bleibt es so. Gemeiniglich wird vor einem Brantweinshause zuerst halt gemacht, als ob man glaubte, zur Freude sey man nur betrunken fähig: das Glas geht ohn Unterlaß herum, bis Christoph mit halben Verstande da-

von

von taumelt, und Sophie auch nicht mehr recht weiß, was sie denken soll.

Auf dem Markte lauren bereits die Beutelschneider, und nüchtern genug merken sie beim Jubel der Ankommenden, daß heute ein guter Tag seyn werde. Indem der Marktschreier durch Hauswurst die Leute lockt, Comödie spielt, und Dinge verkauft, welche er Arzneien nennt, haben Liederverkäufer die Strassen besetzt, und bieten den gehörnten Siegfried, die schöne Magdelone feil, Traumbücher, lügenhafte Geschichten und Prophezeihungen, elende Verse über nie geschehene Dinge. Sie werden angepriesen, und der leichtgläubige Käufer täuscht sich in dem Besitze eines vermeint guten Buchs, verrückt sich für sein Geld den Kopf, und füllt ihn mit abgeschmackten Dingen an, die ihn anstatt klüger, nur desto thörichter, und in den Augen des Verständigen lächerlich machen.

Mit Bedauren habe ich oft gesehen, mit welcher Begierde Dinge so wundersamen Inhalts gekauft, gelesen und (wie es bei jenem Frohsinn kaum anders zu erwarten ist) geglaubt werden. Genau genug ist der Betrug auf dermalige Stimmung

mung des Volks und dessen Begriffe berechnet. Durch erzählenden Gesang seltsamer Begebenheiten, durch ungeschmückte Rednerkunst wird es hingerissen, und ein einziges solches Blatt, was von Hand zu Hand geht, in Wirthshäusern und Spinnstuben vorgelesen wird, kann den Einwohnern eines ganzen Dorfs Dinge beibringen, durch die sie für Wahrheiten des gemeinen Lebens überhaupt unempfänglich werden. — Nimt man hiezu noch, daß der grosse Haufe überall geneigt ist, solchen Erzählungen Glauben beyzumessen, welche Einbildungskraft beschäftigen, gesunde Begriffe übergehen, und ausser den Grenzen der Wahrscheinlichkeit liegen, so ist schwerlich abzuläugnen, daß ein Buch höchst nöthig sey, welches dem allen entgegen gesetzt werden mag, Vorurtheile bestreitet, trügerische Gaukeleien aufdeckt, und durch erlebte Beispiele darthut, wie die Menschen, welche andern das Denken überlassen, von je her betrogen worden sind, und noch betrogen werden.

Der Inhalt des gegenwärtigen Buchs ist durchaus von der Denkungsart des gewöhnlichen Menschen, so wie er würklich ist, hergenommen;

mögte

mögte dasselbe dazu gesegnet seyn, daß es im finstern heller würde!

Man darf voraussetzen, daß es den Jahrmarktssängern an passendem Inhalt zu ihren Libellen fehle, und es ist Absicht, daß ihnen gegenwärtiges Buch in die Hände komme, und dasselbe auf mannichfaltige Weise verbreitet werde. So wird es in die Spinnstuben kommen, die den Volksglauben und (man darf hinzusetzen) den Volkscharacter lenken, wo sonst ausser von jenen verderblichen Jahrmarktsneuigkeiten, doch allgewöhnlich von Gespenstern, Schinder (Füller) Feuersbrünsten, Spitzbuben, Tatern (Zigeunern) u. dgl. nur die Rede ist.

Gegenwärtiges Buch liefert selbst Beweise, daß jene Hausirer Irrthümer verbreiten, gegen welche auf manche Art vergeblich gekämpft wird, und so wird dieß eine Mitursach, daß die Verstandsbedürfnisse der ununterrichteten Volksklassen unerkannt; folglich unabgeholfen bleiben.

Inhalt.

Inhalt.

Hexenfahrt auf den Brocken, welche in der Nacht auf den ersten Maitag oder am Walpurgisabend des Jahrs statt haben soll.

Viele lesenswerthe Dinge werden deutlich beschrieben, als: Kobold und Heckemännchen, Nikkert, welchen einst ein ganzes Dorf rufen hörte; Wechselbälge, Unterirrdische, Frau Holle, Pilzenschnitter oder neue Art, sich ohne Mühe Getraide zu verschaffen; Bergmännchen und Baugeist, Johannismännchen.

Allerlei merkwürdige alte Geschichten, davon bisher wenige gewußt haben, was sie davon denken sollten, werden erklärt; z. B: wie ein alter Rattenpfeifer 133 Kinder aus Hameln weg nach Siebenbürgen gepfiffen, welche unter der Erde die sieben Schläfer gesehen; wie Ritter St. Georg den Lindwurm besiegt, beiläufig auch ein Wort von dem heil. Columbanus und dem Mäusevertreibenden St. Magnusstab; vom Mäusethurm des Hatto; vom grossen Roland, Riesen, Zwergen und Amazonen. Endlich wird untersucht, ob es Schwefel, Frösche, Getraide, Wolle u. dgl. regnen könne; auch wird noch etwas vom Berg- oder Himmelmehl gesagt.

Silbernes ABC der Naturhistorie, das jeder lesen und wissen muß, darin von Basilisken und Waldteufeln, Schlangenbeschwörern, vom Paradiesvogel, Phönix, Nachtraben, Vogel Greif, dem grossen Kraken, dem Magnetberg und Mahomedsgrabe, endlich auch vom Spurstein und vielen andern Sachen geredet wird.

Auf-

Inhalt.

Aufrichtige Erzählung, wie vormals die Kinder zu Schaafstedt erzogen und behandelt wurden, und wie sich daselbst die Sechswöchnerinnen verhielten; worin man zugleich vom Jüdel, Aelterlein, Unken und andern saubern Dingen etwas erfährt.

Die beiden Muttersöhnchen setzen ihre Reise fort, und lernen viel nützliches vom fliegenden Drachen, feurigen Kugeln, Sternschnuppen, Feuermännchen, fliegenden Funken, hüpfenden Ziegen, brennenden Fackeln und Balken, lechzenden Flammen u. s. w. vom Nordlicht, Regenbogen und Regenbogenschüsseln, vom Hof um Sonne und Mond, Nebensonnen und Nebenmonden. Solches ist aus ihrer eignen Brieftasche hergenommen.

Fernere Berichte, was die Schaafstedter beim Gevatterstehen und bei Taufen, bei Verlobungen und Trauungen, beim Abendmahl- und Kirchengehen beobachteten; desgleichen wie in diesem Städtchen der ewige Jude gesehen und aufgenommen worden; und von den Plagen der zwölf Stämme Israels.

Dieses Capitel ist besonders lesenswerth; es handelt von Cometen, Sonnen- und Mondfinsternissen, und feurigen Erscheinungen in der Luft; ferner vom Einfluß des Mondes auf die Erde, und endlich vom Büssen der Rose.

Wie man seine Todesstunde berechnet; desgleichen von der Todtenuhr, Todtenvogel, Vampyren und andern dahin einschlagenden Dingen.

Was

Inhalt.

Was würde man thun müssen, wenn einmal das Magnetisiren wieder Mode würde? Nachricht, wie die Kinder einander die Blattern abkaufen.

Was muß man thun, wenn Hunde toll, und Menschen von ihnen gebissen werden.

Hexen-Fahrt auf den Brocken

welche

in der Nacht auf den ersten Maytag

oder

am Walpurgisabend des Jahrs,

statt haben soll.

Wer sollte nicht von dem grossen Feste gehört haben, das die Hexen auf dem Brocken oder Blocksberge in der Walpurgisnacht halten sollen, wie sie ihre Reise dahin anstellen und sich dort belustigen? Ein Besenstiel, ein Spinnewocken, eine Ofengabel oder ein schwarzer Bock führt sie durch den Schornstein, hoch durch die Luft und schnell an jenen Ort, wo der Teufel ihrer wartet. Er sitzt auf einen Stein, um ihn her tanzen die Hexen im Kreise: die Musik wird ebenfalls von Teufeln besorgt, die sich hier zum Theil in Thiere verwandelt haben. Wenn denn herrlich geschmauset, Beelzebub die Huldigung eingenommen, und sich von der Treue seiner Verehrer aufs neue versichert hat, so kehrt die Unholtsschaar auf eben die Art zurück, wie sie gekommen war. In der Mitternachtsstunde von elf bis zwölf Uhr muß alles geschehen seyn!

Freunde, die ihr dieß leset
Solch Narrenspiel läßt Gott nicht in der Welt geschehn!
Sagt, wer von euch hat es gehöret und gesehn?
Und doch glaubt ihr solch Zeug, das Einfalt ausgeheckt.
Und das sonst nirgend als in euren Köpfen steckt!

Wenn Menschen oder Thiere von Krankheiten befallen werden, so glaubt der Einfältige, es sey durch Hexen geschehen. Listige Betrüger sind gleich bei der Hand, und geben vor, sie könnten die Hexerei wieder vertreiben; geben daher dem Kranken Kräuter und dergleichen ein, die gemeiniglich mehr schaden als helfen; oder machen sonst allerhand Possen, die zu nichts dienen. Wenn nun die Natur unterdeß sich selbst hilft, so kommt der vermeinte Hexenmeister oder di. Hexe in guten Ruf. Solche Leute sehen es gern, wenn man sie bei jenen Nahmen nennt, lassen sich ihre lösen Künste theuer bezahlen; leben dabei vortreflich, und lachen über die Dummheit andrer.

Der alberne Glaube an Hexen stammt aus dem Heiden- und Judenthum her, und beruhet auf lauter Lug und Betrug. Es giebt nemlich gewisse Kräuter und Pflanzen, deren Säfte den Menschen, wenn er sie einnimt, so betäuben, daß er in einen tiefen Schlaf fällt, und so lebhafte Träume hat, daß er selbst glaubt, es sey alles wahr, was ihm da vorkam. Vor Zeiten gab es Betrüger, die solche Kräuter kannten. Wenn sie nun eine ihrer heimlichen Absichten erreichen oder andre ums Geld bringen wollten, so schwazten sie ihnen vor, daß man durch Zauberei reich werden, und überhaupt alles erlangen könne, was man

man wolle. Bekamen diese Lust zu solchem leichten Spiel, wie es denn gemeiniglich geschah, so erzählten sie ihnen, was dabei vorgenommen werden müsse: daß man sich nur dem Teufel mit seinem Blute verschreiben dürfe, daß man umgetauft werde und dabei einen Teufel zum Pathen bekomme; daß hernach jede Hexe einen Geist zum Bräutigam, und jeder Hexenmeister eine Braut haben müsse; daß in der Walpurgisnacht die ganze Hexenzunft einen prächtigen Schmaus mit Music und Tanz auf dem Brocken halte — und dergleichen thörigtes Zeug mehr — nannten auch wol einen und den andern, der mit dabei wäre. Wenn nun der Walpurgisabend kam, so gaben sie vor, man müsse dazu vorbereitet werden, gaben dem schon Betrogenen etwas ein, davon er lebhaft träumte, bestrichen ihn obendrein mit einer Salbe, damit Erwartungen wichtiger Dinge bei ihm rege würden, suchten überhaupt seine Einbildungskraft recht zu beschäftigen, und ihm die Sache gewiß zu machen. Weil aber die Weiber am geneigtesten zu solchen Gaukeleien waren, und sich leichter überreden und irre führen liessen, so probierte man das vornemlich mit ihnen. Eine solche Frau träumte denn in der Nacht, wovon ihre Seele so voll war; wie man gewöhnlich davon träumt, woran man am Tage lebhaft gedacht hat. Da kam's ihr vor, als ritte sie auf einem Besen, einer Ofengabel durch die Luft, und tanze auf dem Hexenberge, wo der Teufel in Bocksgestalt erscheine. Erwachte sie nun wieder, so glaubte sie, alles sey wirklich geschehen, erzählte dieser oder jener Vertrauten, besonders wenn sie dieselbe auf der Teufelshochzeit gesehen haben wollte, wie alles zugegangen sey. Diese, wenn sie gleich von alle dem nichts wußte wagte es entweder nicht, sich zu rechtfertigen

und Anzeige davon zu thun, weil sie fürchten mußte, mit in die Sache verwickelt und gestraft zu werden, oder sie wünschte, an diesem Feste Antheil zu nehmen, da erhielt sie nun leicht von dem Schlafmachenden Saft, nahm davon ein, wenn der Walpurgisabend kam, und träumte wie andre. So wurden manchmal die meisten Weiber in einem Dorfe für Hexen gehalten, und glaubten vielleicht selbst, daß sie es wären. Ergaben sie sich denn geheimen Künsten, so war nichts gewisser, als daß sie in der Walpurgisnacht auf dem Blocksberg reisten. Und dieser Glaube ging von Haus zu Haus, von einem Ort und von einem Mund zum andern, immer weiter. Der Papst, die Bischöfe und andre Geistliche, welche davon hörten, meinten endlich auch es sey wahr, und verboten das Hexen und Zaubern bei Lebensstrafe, reizten auch wol die weltliche Obrigkeit, diejenigen zu bestrafen und zu verbrennen, welche für Hexen gehalten würden. Wenn daher eine solche unglückliche Person in den Verdacht kam, daß sie eine Hexe sey, so marterte man sie so lange, bis sie sagte: Ja, sie wäre eine. Dann quälte man sie wieder, daß sie ihre Bekannten angeben sollte, die mit ihr auf dem Teufelsschmaus gewesen wären: da nannte denn die arme Gemarterte in der Angst solche, die sie bisher selbst für verdächtig gehalten hatte. Diese wurden auch gefangen genommen, und so lange gemartert, bis sie von Schmerzen sinnlos gemacht, sich schuldig bekannten, um nur von der Quaal erlöst zu werden: Und nun führte man sie auf den Scheiterhaufen. Es geschah auch wol, daß eine solche ohne Marter aussagte, Was und Wie es die Richter wollten, und bestärkte diese in der Einbildung, daß alles wahr sey.

So sind vor Zeiten viele tausend unschuldige Menschen um Hexerei willen gemartert und ums Leben gebracht worden, davon sie doch nichts wußten. Um das gesagte zu bestätigen, mag hier folgende Geschichte stehen:

Gassendi, ein gelehrter, aufrichtiger, die Wahrheit liebender Mann, war auf einem Dorfe, als er einen Haufen Bauern sah, die einen Schäfer gebunden und geknebelt brachten. Er fragte, was dieser Mensch gethan hätte? Er ist ein Hexenmeister, war die Antwort, und wir wollen ihn der Gerechtigkeit überliefern. G. wollte hier selbst die Sache untersuchen, und ließ den Schäfer zu sich bringen. Als er mit ihm allein war, sagte er: „du mußt mir aufrichtig gestehen, Freund, ob du ein Bündnis mit dem Teufel hast; aber läugne nicht, du machst dadurch die Sache noch schlimmer. — „Mein Herr, antwortete dieser, ich gestehe, daß ich alle Tage in die Versammlung der Hexen komme. Einer von meinen Freunden hat mir den Saft gegeben, welchen man einnehmen muß; und ich bin seit 3 Jahren unter die Zauberer aufgenommen.

Ueberhaupt redete der Schäfer von den Teufeln so, als ob er würklich mit ihnen täglich in Gesellschaft wäre.

“Höre sagte G., Du must mir von der Arznei geben, die Du einnimmst, wenn Du in die Versammlung gehst, ich will dich diesen Abend dahin begleiten.

“Das können Sie, antwortete der Schäfer, so bald es Mitternacht seyn wird.

 Als

Als die Mitternachtsstunde kam, sagte S. „Nun, die Zeit unsrer Abreise ist da!

Da nahm der Schäfer eine Büchse aus der Tasche, darin er Opium *) hatte; er nahm für sich in der Grösse einer Nuß, und gab dem S. eben so viel, indem er sagte: " dieß müssen sie eingehmen, und hernach sich unter den Schornstein legen. Dann wird der Teufel in Gestalt einer grossen Katze kommen, und Sie in die Versammlung führen.

Dabei versicherte er, daß die Zauberer gewohnt wären, auf solche Art zu reisen. S. nahm die Salbe an, stellte sich aber, als könne er sie nicht einnehmen, ohne sie vorher in etwas wohlschmekkendes gewickelt zu haben, gieng in die Kammer, nahm Backwerk, und sagte, da er wieder zum Schäfer kam: "Nun bin ich bereit dir zu folgen.

„Wir wollen uns beide auf den Boden legen, antwortete der Schäfer, und so einnehmen.

Beide streckten sich nun auf die Erde unter den Schornstein hin. S. aß sein Backwerk, der Schäfer sein Opium. Kaum waren einige Minuten vorbei, so schien dieser ausser sich zu seyn, gebehrdete sich wie ein Betrunkener, schlief ein und redete tausenderlei Narrheiten. Nachdem er über vier Stunden so geschlafen hatte, erwachte er, und sagte zu S:

"Nun, Sie müssen mit der Art, wie Sie der Bock aufgenommen hat, zufrieden seyn. Es ist eine grosse Ehre, daß er Sie gleich den ersten Tag

*) Eine Materie, aus Mohnsaft bereitet, die erst lustig dann schläfrig macht, und lebhafte Träume verursacht.

Tag ihrer Taufnahme zugelassen hat, ihm den Hintern zu küssen. — Gassendi bedauerte den armen Mann, und bemühete sich, ihn von seinem Irrthume zu befreien: denn er gab in seiner Gegenwart einem Hunde die Portion Opium, welche er selbst hatte einnehmen sollen. Dieser schlief sofort ein, bekam Zuckungen, winselte und bellte. Da nun G. dem Schäfer erzählte, was er an ihm selbst bemerkt hatte, und ihm mancherlei Belehrungen gab, so rettete er einen Menschen vom Irrthum, der unter andern Umständen gewiß wäre verbrannt worden.

Jetzt Gottlob sind solche Zeiten nicht mehr: die Gerichte nehmen wegen Hexerei keine Klage mehr an, sondern strafen den, der einen andern derselben beschuldigt, als einen Verleumder; denn man weiß ganz gewiß, daß es nie eine Hexe gegeben hat, und nun und nimmermehr keine geben wird.

Oder ist die Meinung von dem jährlichen Hexentanz auf dem Brocken vielleicht auf folgende Art entstanden? Die Schäfer in jenen Gegenden sollen ehedem den Tag vor Walpurgis festlich zugebracht; und oft bis in die Nacht frölich gewesen seyn und getanzt haben. Da man nun in der Entfernung Lichter und hüpfende Gestalten auf dem Berge sah, welches man sich nicht erklären konnte, so gerieth man auf allerhand Meinungen; unter andern auch darauf, daß dieß etwas übernatürliches, Hexen, mit ihnen der Teufel sey; welches sich, so wie es bei dergleichen Dingen wol zu geschehen pflegt, immer weiter verbreitete.

Der Glaube an eine solche wunderbahre Fahrt ist schon alt, und wahrscheinlich um die Zeiten

Carls des Großen entstanden, welches ohngefehr ein tausend Jahr her ist. Er war König der Franken, eines deutschen Volks, und strebte andre Länder zu erobern. Die Deutschen, besonders die Sachsen, waren damals freie Völker, die sich keiner fremden Herrschaft unterwerfen wollten; und ihrer Religion nach waren sie Heiden, eben so eifrig für den Götzendienst als für ihre Freiheit. Carl wollte sie überwinden, zumal da sie seine Grenzen oft beunruhigten, und manche Grausamkeit ausübten; aber er wollte sie auch zum Christenthum bekehren, weil er glaubte, sie würden alsdenn ruhigere Nachbarn und Unterthanen seyn. Dadurch wurde er mit den Sachsen in einen Krieg verwickelt, der über dreissig Jahren dauerte, darin sie oft geschlagen, aber sehr spät ganz überwunden wurden. Immer griffen sie wieder zu den Waffen; nur höchst Nothgedrungen nahmen sie das Christenthum an, und kehrten, sobald sie es vermogten, wieder zum Götzendienst zurück. Dieß erbitterte endlich Carln so sehr, daß er Gewalt brauchte, jeden niederhauen ließ, der sich nicht wollte taufen lassen, und ein Gesetz gab, daß wer sich weigern würde, die Taufe anzunehmen, oder sich unter Christen verstecke und sich stelle, als ob er sie angenommen hätte, der sollte mit dem Tode bestraft werden; das auch denen begegnen solle, welche fortfahren würden, als Heiden zu leben. — Die heidnischen Sachsen mußten der Gewalt weichen. Sie nahmen öffentlich die Taufe an, aber in ihren Herzen blieben sie Heiden, und wenn Carl mit seinem Heer wieder zurückgegangen war, so machten sie schon wieder Anstalt zu neuen Empörungen, und opferten in den Wäldern ihren Götzen. Der König ließ endlich alle Altäre und Götzenbilder zerstöhren; und da sie nun in der Ebene gehindert würden,

den, ihre Feste zu feiern, so zogen sie sich auf die Harzgebirge, wo hin und wieder noch jetzt Denkmähler ihres alten Götzendienstes vorhanden sind. *) Ja bis auf den Brocken, den höchsten Berg der Gegend, stiegen sie, um dort in Sicherheit und Ruhe ihrem Götzen zu opfern, und ihre Feste um die Altäre derselben mit Tanz und Gesang zu feiern. Als Carl davon Nachricht erhielt, ließ er die Zugänge zu den Gebürgen, und besonders zum Brocken mit Wachen besetzen; aber die für ihre väterliche Religion eifrig eingenommenen Heiden sannen auf List, dennoch ihre vornehmsten Feste zu feiern. Sie verkleideten sich daher, machten Larven vor die Gesichter, und erschreckten des Nachts die Wachen, welche bei dem Anblick dieser gräßlichen Gestalten bald davon liefen; und so bahnten sich jene den Weg zum Brocken.

Warum aber dieß gerade in der Nacht, die vor dem ersten May hergeht? — Davon mögte wol dieß die Ursach seyn! Man erinnere sich, daß es sonst gewöhnlich war, und zum Theil noch jetzt ist, junge Birken oder Mayen vor die Thüren der Häuser und in die Kirchen zu setzen. Dieser Gebrauch stammt offenbahr aus den ältesten Zeiten, und von einer damals üblichen Feierlichkeit her. Ich stelle mir vor, weil mit dem Anfange des May die Bäume wieder in ihrem Schmucke dastehen, so feierte man der schönen Jahrszeit und dem lieblichen May zu Ehren ein Fest, schmückte Häuser und Thüren mit jungen Mayen: die heidnischen Sachsen thaten dieß auch, und legten dadurch ihre Dankbarkeit gegen die Götter für die Wiederkehr

*) Unter andern zeigt man in Goslar die Ueberbleibsel eines Altars von dem Götzen Crodo oder Kroto, welcher am Harz verehrt worden.

der schönen Jahrszeit an den Tag. Vielleicht war dieß Fest am ersten May eines ihrer größten und fröhlichsten, woran jedermann Theil nahm, und welches sie sich daher um so viel weniger wollten nehmen lassen. Sie mogten also wol in der Nacht, die vor dem ersten May hergeht, die Wachen um den Brocken am meisten erschrecken, um ein solches Fest nicht zu verliehren.

Die Zugänge waren besetzt, gleichwol wurden auf den Höhen Opferfeste gehalten. Die Wachen sagten aus, was für scheußliche Gestalten sie gesehen, und weil die Christen den Götzendienst für Teufelsdienst hielten, und glaubten, daß der Teufel dabei geschäftig sey, und seine Anhänger unterstütze, so entstand die Sage, daß der Teufel sie auf den Brocken geführt, und daß er oben mit denen, die seinem Dienste anhiengen, einen Tanz halte. Wahrscheinlich gestanden auch die Wachen nicht, daß sie geflohen waren, und sprengten lieber aus, daß der Teufel die Leute durch die Luft auf den Berg geführt haben müsse.

Hierauf und auf den noch ältern Glauben von der Gewalt des Satans und von seinem Beistande zu Zaubereien gründet sich die unsinnige Fabel von der Hexenfahrt auf den Brocken. Es mogte sich wol oft begeben, daß wenn einer von den Sachsen die Taufe angenommen hatte, und er für sich ein Christ war, doch seine Frau um der feierlichen Tänze willen, die bei den Götzenfesten üblich waren, nicht von der Feierlichkeit wegbleiben wollte, und sich in jener Nacht heimlich von dem Manne aus dem Bette stahl, und auf den Brocken zog; oder ein junges Mädchen die gern tanzte, sich in dieser Nacht aus dem elterlichen Hause schlich, um verkleidet

kleidet den Berg zu ersteigen. Daher entsprangen die Fabeln, daß ein Mann eine Hexe zur Frau habe, die des Nachts auf den Brocken reise, um mit dem Teufel zu tanzen, und daß sie der Mann bei seinem Erwachen vermißt habe.

Aber einige könnten doch meinen, es sey unbegreiflich, daß die Sachsen einer so guten Religion, wie die christliche, sich so halsstarrig widersetzen können: Man stelle sich jedoch nur vor, daß wir immer der Religion fest anhängen, in welcher wir gebohren worden, und desto fester daran halten, wenn man sie uns mit Gewalt entreissen will; daß den Sachsen diese neue Religion aufgedrungen werden sollte, die ihren vorigen Begriffen ganz entgegen war, welche sie ihre Voreltern als Teufelsverehrer verabscheuen lehrte, deren Thaten sie doch in ihren Liedern besangen, und die ihnen sogar verbot, sich zu diesen ihren Voreltern begraben zu lassen, welche sie bisher als ihre Muster im Leben, als die größten Helden und als den Ruhm ihrer Nation betrachtet hatten. Setze man hinzu, daß sie mit dieser Religion ihre Freiheit verliehren sollten, welche sie so sehr liebten; daß sie diese Religion nicht aus ihrer Quelle, der Bibel, sondern aus mangelhaften Beschreibungen und Erzählungen unwissender, zum Theil selbst sehr einfältiger Priester kannten, denen sie noch dazu den Zehnten geben sollten, da sie sonst ihren Obrigkeiten nur etwas willkührliches gereicht hatten — so ists gar nicht unbegreiflich, wie sich diese Völker der so guten, so wohlthätigen Religion so lange und so halsstarrig widersetzt haben.

Ich war einst selbst auf dem Brocken; man zeigte mir den Hexenaltar und die Teufelskanzel, zwei grosse Steinhaufen aus grossen Platten und

zum

zum Theil langen Stücken ohne Ordnung zusamgelegt, die kaum Menschenkraft zu bewegen im Stande seyn würde. Sie haben freilich eine Art von Form, die wenn grosse Erwartungen und Einbildungskraft dazu kommen, regelmässiger scheinen. Die Grösse der Steinstücke bewegte den Dummen zu glauben und zu sagen, daß der Teufel sie wol dahin gewälzt habe, und andre sagten dieß nach. Ich suchte auch den berüchtigten Platz, auf dem die Hexen in der Walpurgisnacht tanzen sollen, fand aber keinen, wo sie es könnten, ohne über Steine zu stolpern. — Die höchste Spitze des Brockens, die etwa eine kleine halbe Stunde im Umfange hat, ist mit einem Stein bezeichnet (vermuthlich der Stein, auf welchem der Teufelische Bock sitzt, wenn die Hexen um ihn tanzen) rings um denselben wächst etwas Gras und Moos, auf dem übrigen Platze aber nichts. Die Ursach davon wird in der jährlichen Zusammenkunft des Teufels und seiner Verehrer gesucht; aber er würde gewiß eben so wie der übrige Berg bewachsen, wenn er nicht von denen gereinigt würde, die Reisende dahinauf begleiten: denn er bekommt dadurch das Ansehen der Seltenheit; die Neugier der Fremden, diesen Platz zu sehen, wird vermehrt, und man erwartet grösseren Lohn.

Der Glaube an die Hexenfahrt auf den Brocken hat sich übrigens erhalten, obgleich jene Feste, welche dazu Veranlassung gaben, nicht mehr gefeiert werden — aus folgender Ursach: der Brocken ist sehr hoch; seine Spitze ist oft mit Nebel bedeckt, und der Wind hauset so schrecklich auf ihm herum, daß in der Höhe kein Baum aufkommen kann. In vorigen Zeiten glaubte man nun der böse Feind erregedie Stürme und Gewitter, und man blieb bei der

Mei-

Meinung, daß er auf diesem Berge, wo es so viel stürmt, sein Residenzschloß habe. Die Spitze des Brockens dient der ganzen Gegend zu einem Wetterglas. Wenn sich des Abends ein Nebelfleck darauf zeigt, so giebt es den andern Tag gewiß Regen: dieß ist die Ursach, daß Einfältige glauben, die Hexen oder der Teufel könnten das Wetter machen. Jene Anzeige von Regen ist aber leicht zu erklären: denn wenn die Dünste besonders häufig aus der Erde aufsteigen, so wird dieß an den Spitzen der Berge vorzüglich sichtbar, und zeigen sich da dem Untenstehenden wie ein Nebel oder eine Wolke; und bekannt ist es ja, daß die aus der Erde steigenden Dünste den Regen machen, daß es gewiß bald regnet, wenn die wässerichten Dünste mehr als gewöhnlich aufsteigen und sich in Wolken sammeln.

Natürlich wird manchem noch die Frage beifallen, wie der Nahme Walpurgis, der zum ersten May im Calender steht, mit der Hexenreise zu schaffen habe? — Walpurgis ist ein Frauennahme, den in ältern Zeiten gar viele in Deutschland führten: die Walpurgis aber, die auf den ersten May im Calender steht, war ein heiliges Mädchen, Tochter des Königs Richard in England, und Aebtissin im Kloster Heydenheim in Schwaben, wo man ihr Grabmahl noch zeiget. Sie lebte in den Zeiten Carls des Grossen, und hat viel zur Ausbreitung des christlichen Glaubens in Deutschland beigetragen; darum sie auch in Rom von dem Papst unter die Heiligen gesetzt wurde. Das Fest ihrer Seeligsprechung wurde auf den ersten May gelegt; darum hat sie auch hier ihren Platz im Calender. So hat man also eine sehr fromme Person aus Unwissenheit als Erzhexe angesehen, und ehemals

glaub-

glaubte man sogar, daß Frauenspersonen, welche diesen Nahmen führten, in ihren Ställen am Vieh nicht leicht könnten behext werden, oder auch die Macht hätten, Hexerei leicht wieder zu vertreiben.

Am Abend vor Walpurgis pflegen auch die Leute Strohwische auf lange Stangen zu stecken, und damit in den Dörfern herumzulaufen, in der Meinung, daß dann ihrem Vieh von den in dieser Nacht durch die Luft reisenden Hexen kein Schade könne gethan werden. Man nennt dieß Walpurgis- oder auch Hexen-Feuer; und zündet sie sonst auch wol auf Wegen, besonders auf Kreuzwegen an, gemeiniglich 3. neben einander. Diese Feuer mögten wol ihren Ursprung von den Opferfeuern der heidnischen Deutschen haben, welche nach dem Verfall des Heidenthums beibehalten wurden, und eine andere Deutung erhielten.

In Schwaben wird noch eine Menge Walpurgisöl verkauft, welches bei dem Grabe dieser Heiligen aus einem Steine fließt, und als ein wunderbares Oel in kleine Fläschgen gefüllt wird. Man braucht es abergläubig bei den schwersten Krankheiten, und schickt es in andre Gegenden zum Verkauf. *)

So ausgemacht ungegründet auch jene Meinungen aus der Walpurgisnacht sind, so hat man doch Mittel erdacht, sich vor dem Schaden zu sichern, der in dieser Zeit auf den Feldern und in Viehställen durch die böse Zunft könnte angerichtet

*) Es soll dem Anscheine nach ein wahrer Bergbalsam (Naphta) von grosser Durchsichtigkeit und sehr flüchtig seyn. Die Mönche sagen, man müsse sich im Stande der Gnaden befinden, wenn seine Kraft nicht sogleich verfliegen solle.

tet werden. Man muß, sagt der Abergläubige, am Abend vor der Hexennacht an alle Thüren und überall, wo man etwas verwahrt, drei Kreuze anschreiben, und über die Felder hinschiessen, damit die Hexen keinen Theil daran haben oder bösen Schaden thun. — Aber, gäbe es Hexen, so brauchte man nicht erst Kreuze überall hin zu machen, da wir die Kreuzesfigur so mannichfaltig an uns haben; denn fast alle Kleidungsstücke bestehen ja aus kreuzweis über einander gehenden Faden. — Wenn Hexen auf den Brocken reisten, so könnte doch ihr Weg nicht durch alle Häuser, Cammern und Ställe gehen, da sie ohnehin zur Hin- und Herreise, zu Schmaus und Tanz nur eine Stunde Zeit haben sollen. Würden sie sich auch wol in hoher Luft vor dem Schiessen fürchten dürfen? Am Abend vor Maytag suchen viele abergläubige Leute Gelegenheit zu bekommen, das Schloß von dem Kornboden eines andern, der gute Erndte hält, zu verwechseln; hängen z. B. das Kornbodenschloß vor die Scheune, und das Scheunschloß vor den Kornboden, und glauben denn, daß ihnen der Kornseegen nachfolge, wenn sie auch noch so schlechte Wirthe wären. Um die Hexen zu sehen, sagt der Abergläubige; müsse man sich in der Walpurgisnacht ganz nackt auf einen Kreuzweg hinlegen. Wer hat dieß aber je probirt, und jemals etwas gesehen? — Ein Kreuzweg muß es wahrscheinlich darum seyn, daß nicht etwa ein Hexlein herabsteige und dem Neugierigen den Hals umdrehe.

Indeß sey dem Himmel Dank, daß der unsinnige Aberglaube von Hexen in unsern Zeiten so sehr gemindert worden ist! Wenn auch unsre Zeiten keinen andern Vorzug hätten, als diesen, daß

so

so viele schädliche Vorurtheile verschwunden sind, welche die Vorwelt ängstigten, und so viele unschuldige Menschen unglücklich machten, so wäre er schon groß genug. Denn wer könnte wol wünschen, in solchen Zeiten zu leben, wo man in Gefahr stand, um eines runzelichten Gesichts oder triefender Augen willen, der Hexerei wegen angeklagt, vor den Richter und wol gar zum Scheiterhaufen geführt zu werden. O gewiß, mehrere Millionen — welche Zahl! unschuldiger guter Menschen sind auf solche Art elendiglich umgekommen.

Muß man sich nicht entsetzen, wenn man die Todesangst dieser Elenden beim lauten Gefühl ihrer Unschuld denkt, den Kummer der Ihrigen, den Ruin ganzer Familien? Was halfen Betheurungen der Unschuld! die entsetzlichsten Martern zwangen ihnen bald Geständnisse ab, denen Vernunft, Gewissen und Ueberzeugung widersprachen! — Ich las einmal einen Hexenproceß. Die Unglückliche hatte lange bei Betheurung ihrer Unschuld verharret; da ließ ich sie (so berichtet der Schösser) recht derb martern (eine Zeit von vier Stunden) und sie gestand!

Viele lesenswerthe Dinge werden deutlich beschrieben, als: Kobold und Heckemännchen, Nickert welchen einst ein ganzes Dorf rufen hörte; Wechselbälge, Unterirdische, Frau Holle, Pilzenscheitter, oder neue Art, sich ohne Mühe Getraide zu verschaffen; Bergmännchen und Baugeist, Johannismännchen.

Der Kobold

ist nach der gemeinen Meinung eine Art von Teufel, den ein Mensch, nachdem er mit dem Beelzebub

bub in Verbindung getreten, oft wider seinen Willen, in dieser oder jener Gestalt, zum Begleiter oder in sein Haus bekomme, und seiner dann nie wieder los werden könne.

„Ein Mann, der den Kobold gern los gewesen wäre, bauete eine Hütte von Stroh, worin der Kobold arbeiten mußte, bauete die Hütte denn zu, zündete sie von allen Seiten auf einmal an, und jagte mit seinem Pferde davon: da er sich aber umsah, saß der Kobold schon hinter ihm. Die Leute hatten nemlich Flachs gekriegt, in dem Flachs war eine Schachtel, in der Schachtel eine Fliege gewesen; und das war der Kobold. Die Fliege kann verschiedene Gestalten annehmen, und dem Menschen alle Wünsche erfüllen. — Thor! halt ein mit deinen Erzählungen. Die Koboldsbetrügereien sind schon allzuoft entdeckt worden, als daß man sie fernerhin glaubwürdig finden könnte. Viele Abergläubige hörten den Kobold pfeifen und lachen, und sahen Steine sich um den Kopf fliegen; und wenn sie fragten: Hänsgen, wo bist du? so antwortete er: Hier! Hänsgen wie heist du? Hans! Am Ende entdeckte es sich, daß die verbuhlte Magd, um ungestöhrter zu seyn, oder sicherer zu stehlen, die Ursach davon war. Knecht Gürge stiehlt dem Herrn das Getraide und futtert die Pferde damit, daß sie recht feit werden. Damit aber der leichtgläubige Herr es nicht merke, macht er ihm weiß, daß der Kobold im Hause sey, der in Gestalt eines kleinen grauen Männchens die Pferde futtere. — Andre entdeckte Betrüger gestanden, daß sie bei dem Koboldsspiel blos die Absicht gehabt, das Haus in Furcht zu setzen, oder durch vorgebliches Bannen und Vertreiben des Kobolds etwas zu verdienen,

oder andern einen bösen Nahmen zu machen. Freilich gehört dazu viel Bosheit; aber die Erfahrung lehrt es doch, daß Menschen fähig dazu sind, daß Leute, die sonst in aller Absicht dum waren, Fertigkeit genug hatten, und schlau genug waren, diesen Betrug lange zu spielen, bis sie genauer beobachtet und entdeckt wurden.

In dem Hause eines Predigers spielte eine Magd den Kobold eine ziemliche Weile. Es kam ihr zu statten, daß die Frau im Hause leichtgläubig war, und der Mann nicht in die Ferne sehen konnte. Einst besuchte ein andrer Prediger diesen. Die Magd, die sich auf ihre Geschwindigkeit verließ, wollte auch jezt ihre Sachen machen und warf mit Steinen. Der fremde Prediger merkte sich die Gegend in der Stube, woher die Steinchen kamen, und gab acht auf die Magd, doch so, daß sie es nicht merkte. Bald sah er, daß sie einen Stein aus der Tasche hohlte und damit warf. Er bemerkte die geschwinde Bewegung der Hand und den Wurf des Steinchens. Ohneracht et nun die Magd eine Miene annahm, die ihre Bosheit bemänteln sollte, so gieng er doch auf sie zu, und redete sie hart an. Sie kam bald ausser Fassung, gestand ihren Betrug, und der Kobold verschwand hier ohne Bannwerk.

In Kitzingen, einer Bischöflich Würzburgischen Stadt am Mayn-Fluß gieng d. 2 September 1784. in der Nacht die Orgel in der Hauptkirche von selbst. Die Leute hörten es, und weckten den Küster. Was mag das bedeuten? Man hielt es für gefährliches Koboldsspiel, und ließ es in die Zeitung setzen. Obige Frage wäre aber wol so zu beantworten: Wenn eine Orgel von selbst geht, so bedeutet es Wind und lose Vögel, die ihn

machen,

machen, entweder in die Orgel oder in die Zeitungen.

Ein Bauchredner, der als Gesell bei einer Wittwe arbeitete, die im Begrif war, einen Nebengesellen von ihm, zu heirathen, redete durch seine Bauchsprache schlecht von der Meisterin, und wollte sie vermuthlich in den Verdacht bringen, sie hätte ihr Vermögen, das sie doch durch Fleiß und Betriebsamkeit im Handel erworben hatte, durch ungerechte Mittel erlangt, um jenen Gesellen abzuschrecken. Er trieb diesen Muthwillen einige Tage hindurch; viele Leute liefen hin, und vielen hängte er etwas an. Der Platz der Betrügerei war die Werkstube. Endlich hatte man wahrgenommen, daß der Kobold sich nicht hören lasse, wenn der nemliche Gesell nicht zugegen war. Einige fielen darauf, daß dieß der Kobold sey. Da man nun sagte, daß die Obrigkeit die Sache untersuchen, und der Kobold schlim wegkommen würde; so machte er sich fort, und nun war alles still.

Eine Mad erzählte ihrem Herrn, daß sie vorher bei einem reichen Bauer im Dienst gestanden, welcher eine Kammer gehabt, worin niemand habe kommen dürfen. Einstmahls da sie die Thür offen gefunden, sey sie hineingegangen, und habe nichts gesehen, als einen Stuhl und Tisch, auf demselben aber ein Kästgen, davon der Deckel halb aufgestanden. Ein Thier, das nicht wie ein Hund und nicht wie eine Katze gestaltet gewesen, habe darin gesessen, vor welchem Fleisch und Brodt und ein Näpfchen mit Milch gestanden. Da wäre der Bauer eiligst gekommen, und sey darüber sehr ungehalten gewesen, daß sie in die Kammer gegan-

gen; sie aber hätte gedrohet, daß sie anzeigen wolle, was sie gesehen. Darauf habe er versprochen, sie von Fuß auf neu zu kleiden, wenn sie es nicht anzeigen wolle, und da sie dieß zugesagt, habe er Wort gehalten. — Welch ein unzuverlässiger Zeuge ist eine schwätzhafte Magd, besonders wenn es auf Dinge solcher Art ankommt! Hätte der Mann (wenn anders sich die Geschichte so zugetragen hat, wie sie die Magd erzählte) in der Kammer nicht vieleicht das Geld, warum man ihn reich nannte? Oder verbarg er dieß anderswo, und hielt sich in der Kammer nur darum so häufig auf, um Diebe irre zu führen und glauben zu machen, daß hier seine Reichthümer zu finden wären? Die Magd kannte das Thier nicht, was sie sah! Soll man darum glauben, daß es ein Kobold gewesen; ein Kobold, der Brodt, Fleisch, Milch frißt? War nicht vielleicht der Mann so abergläubig, daß er besondern Segen in seinem Hause zu haben dachte, wenn er ein gewisses Thier futtere, das die Magd zwar nicht kannte, weil sie ausser Kühen, Schaafen und andern Hausthieren, wol nicht leicht ein andres gesehen hatte. Sey es nun, daß sie entweder um zu stehlen oder aus Neugier in die Kammer gieng, so mußten Angst und Furcht oder grosse Erwartung und Einbildungskraft sie beunruhigen, und da konnte sie leicht ein Eichhörnchen oder andres Thier für ein Unthier ansehen. Beruhigte der Mann die Magd vielleicht nicht blos darum, damit nur kein Aufsehen erregt, und das Vorurtheil nicht vermehrt würde, was man seines Reichthums wegen schon von ihm hatte? Wie erklärlich ist's aus alle dem, daß er aufgebracht darüber wurde, daß die neugierige Magd an einen Ort gegangen war, wo sie nichts zu suchen hatte! dergleichen Erzählun-

lungen darf man nur näher beleuchten, um darin das unwahrscheinliche, erdichtete und abgeschmackte gewahr zu werden.

Auch dafür ist gesorgt, daß Leute, die Verstand und Herz genug haben, Kobolds- und andre Geschichten dieser Art zu untersuchen, sich nicht sobald daran wagen: denn man giebt vor, daß sie bald sterben. Aber wer wird sich dadurch hindern lassen, dem listigen Betrüger nachzuspüren und zu beobachten? Jener Prediger, der die Betrügerei der Magd und ihr Steinwerfen entdeckte, wurde achtzig Jahre alt, ob er gleich dem Kobold auf die Spur gegangen war.

In einem Meißnischen Dorfe in Chursachsen brach Abends ein Feuer aus, wodurch fünf Bauergüter mit großen Getraidevorräthen und vielen Mobilien zu Grunde gingen. Das größte Unglück betraf den Mann, bei dem das Feuer auskam, welcher nicht nur seine Wohnung, sein Vieh und sämmtliche Habseligkeiten, sondern auch eins seiner Kinder, ein Mädchen von neun Jahren, verlohr, das im Feuer umkam. Dieser Mann hatte sein Gut mit ansehnlichen Schulden angetreten, die er aber durch ausserordentlichen Fleiß und Sparsamkeit nicht nur getilgt, sondern auch, wie man sagt, noch baares Geld erworben hatte. Dieß schien nun vielen nicht natürlich, sondern sie schrieben es dem Kobold zu — einem Wesen, das dem Menschen, der sich in ein Bündniß mit ihm einläßt, zu gewissen Zeiten Geld bringet, dafür derselbe verbunden ist, es zu unterhalten. Bleibt nun der Unterhalt einen Tag aus, so rächt sich das Unding durch Feuer oder andre Unglücksfälle. Verschiedene Einwohner wollten den Kobold bei diesem Manne bald unter der Gestalt einer schwarzen Katze,

bald eines feurigen Drachen, und wer weiß wie sonst gesehen haben. Da man nun die Ursache des Brandes nicht wußte, so glaubten die mehresten, es könne niemand anders als der Kobold gewesen seyn, der es vielleicht aus Rache gethan. Man machte dem unglücklichen Mann die kränkendsten Vorwürfe darüber, wünschte nicht mehr in seiner Nachbarschaft zu wohnen, und würde es überhaupt gern gesehen haben, wenn er das Dorf verlassen hätte. Daran würde nun der Mann, wenn die Sache überhaupt thunlich gewesen wäre, recht wohl gethan haben; denn ein fleissiger wackrer Mann passet zu einem so albernen Volke nicht, wie die Einwohner des Dorfes ohne Zweifel waren.

Einst soll der Kobold das Fleisch, das für viele Leute gekocht war, aus der Schüssel gefressen, und die Knochen unter dem gewöhnlichen Gelächter an den Kopf geworfen haben. Aber so etwas kann kein Geist; es müssen andre Kobolde seyn, die das Fleisch fressen und mit den Knochen werfen.

Der Neid ist die gewöhnliche Ursach, warum Koboldsgeschichten erdichtet werden. Wenn jemand durch Sparsamkeit, Fleiß und Geschicklichkeit reich wird, so sagt der Neider, er habe den Kobold, von einem fleissigen Schmid sagte man, der Kobold helfe ihm ohne Feuer schmieden. Wenn ein Kobold solche Wunder thun könnte, warum bringt er seinem treuen Schmid nicht lieber Geld, und überhebt ihn dadurch der Arbeit? Der geschickte Wundarzt soll durch Hülfe seines Kobolds so glücklich heilen; und der Hirte, der vom Heilen nichts versteht, giebt nicht undeutlich zu erkennen, daß er den Kobold habe, und geht daher, ehe er

je-

jemanden Antwort oder sogenannte Arznei giebt, in die Kammer, als ob er seinen Kobold frage, spricht darin auch wol so laut, daß es die aussenstehenden hören können, und man läuft ihm haufenweis zu. — Was könnte für den, der einiges Gefühl für Tugend und Rechtschaffenheit hat, beleidigender seyn, als wenn man ihn beschuldigt, er habe den Kobold? Daher sind daraus unversöhnliche Feindschaften, Verfolgungen und gerichtliche Klagen oft entstanden. — Eine Abart vom Kobold ist das

Heckemännchen welches seinen Verehrern Heckeducaten, Heckethaler und andre zauberische Münzsorten giebt, die alle 24 Stunden ein Stück ihrer Art hervorbringen, oder eben so oft wieder zurückkommen, als man sie ausgegeben hat. Dieß glaubt man unter andern auch von den mit dem Bilde eines Hahns bezeichneten Pfennigen. Wer ein Zweipfennigstück mit dem Gepräge eines Kreuzes in der Tasche hat, oder immer bei dem Gelde behält, dem wird das Geld nicht alle — wenn er mit dem, was er hat, häuslich umgeht, und immer dazu verdient. — Es soll auch Thaler geben, die so oft man das Geld zählt, solches vermehren, oder wenn sie ausgegeben werden, zum Besitzer zurückkehren; und die soll der Teufel verfertigen. Er soll einmal zu jemanden gekommen seyn, der durch Zufall einen Heckethaler bekommen, welcher das Geld immer vermehrte, und der darüber eine solche Freude hatte, daß er nur immer zählte, um noch mehr zu bekommen. Diesem soll er gesagt haben: Du hast das Meinige nun lange genug gehabt, nun bist Du mein; und bei diesen Worten soll er ihn durch die Luft geführt haben. —

Sollte durch diese Erzählung vielleicht der Geiz geschreckt werden. *)

Im Würtembergischen liessen sich einige Bürger von einem herumziehenden Betrüger hintergehen, welchem sie für 150. Gulden ein Geldmännchen abkauften, das so lange beweglich war, bis eine darinn verschloßne Aelster sich todt gezappelt hatte. Die Käufer wurden zu ihrer Schande (in der Schwäbischen Chronic Stück 148 p. 300.) naments

*) Ein glaubwürdiger Mann erzählte, daß ihm das Geld unter den Händen weggekommen, und er habe gewußt, von wem er es erhalten. Als er von dem nemlichen Mann wieder Geld bekommen, habe er es auf Anrathen seines Vaters in ein Glas gethan. Hier habe er bemerkt, daß das Geld sich habe heben wollen; und als er es wieder herausgenommen und gezählt, da hätten 5 Groschen gefehlt. Er habe es zusamgestrichen und wieder verschiedene mahl gezählt, da hätten immer so viel Groschen gefehlt. Ein gleiches sey seinem Freunde begegnet. Dieser häte von jemand hundert Thaler erhalten. Da er nach Hause gekommen, hätten fünf Thaler gefehlt, bei dem zweiten Zählen wieder so viel, bis er nur noch funfzig Thaler gehabt habe. Auf Anrathen seines Freundes sey er zu dem Mann gegangen, von welchem er das Geld erhalten, habe ihm den Vorfall erzählt und dabei gesagt, daß er diesen Verlust nicht tragen könne, und sich genöthiget sähe, Anzeige davon zu machen. Dieser habe nun gebeten, dieß doch nicht zu thun, und sich damit zu helfen gesucht, er habe den nemlichen Tag von einem Andern Geld bekommen; und dieser solle den Verlust ersetzen, er selbst aber wolle die hundert Thaler gleich wieder voll machen. — Wäre dieß alles so geschehen, wie es hier erzählt ist, so würde man allerdings vermuthen dürfen, daß durch geheime Kunst so etwas ausserordentliches bewürkt werden könne; aber wer steht dafür, daß es so geschehen ist, und daß die Erzähler, nicht aus Neigung zum Ausserordentlichen, oder blos auf die Aussage anderer, welche sie für glaubwürdig hielten, oder weil sie selbst abergläubig waren — dieß so gesagt haben?

namentlich bekannt gemacht, und mit Schanzarbeit bestraft. Der Betrüger aber konnte nicht bestraft werden, weil er entwischte, ehe der Betrug entdeckt wurde. — Unsre Frauen und Mädchen mögen daraus den Schluß ziehen und recht beherzigen „daß das Zutrauen, welches man solchen schlechten Leuten schenkt, nicht nur der Beweis eines schwachen Geistes ist, sondern auch allgemein schädliche und nachtheilige Folgen hat.“ Möchten sie besser ihr Geld anwenden lernen, und dadurch den bösen Ruf von sich entfernen, daß trotz der besten Gelegenheit, ihre Klugheit dennoch nicht sehr groß sey.

Einem bemittelten Bauer in einem chursächsischen Dorfe unweit Penig, welcher sein Haus ausbessern ließ, kam verschiedene male Geld aus einer verschlossenen Kammer und Lade weg, ohne daß er einige an den Thüren verübte Gewalt wahrnahm. Er glaubte allen seinen Leuten trauen zu dürfen, und konnte nicht begreifen, wie das zuging. Ein Zimmergesell, der bei ihm arbeitete, und mit dem er davon sprach, machte ihm weiß, daß es Heckegeld gäbe, welches wieder zurückginge, wo es hergekommen, und noch mehr Geld mitnähme. Er gab daher dem Bauer den Rath, einen Theil des Geldes mit † † † zu bezeichnen, so würde es gewiß bei ihm bleiben. Kurz darauf fand der Bauer, daß ihm wieder Geld fehle, aber alle mit Kreuzen bezeichneten Stücke waren noch da. Er hätte nun gewiß geglaubt, daß der Satan dabei im Spiel sey, wenn er nicht zugleich bemerkt hätte, daß der Kasten dießmal mit Gewalt erbrochen war. Nun schöpfte er Argwohn gegen den Zimmermann; dieser wurde gefangen gesezt, und bei der gerichtlichen Untersuchung kam es

heraus, daß er das Heckegeld gestohlen hatte. Er hatte nehmlich wahrgenommen, wo der Bauer seine Schlüssel hinzulegen pflegte, und sich derselben einige mal bedient, die Kammer und Lade zu öffnen, und 10, 20, 30 und mehrere Thaler herauszunehmen. Das letzte mal nach der Bezeichnung des Geldes mit † † † hatte der Bauer die Schlüssel anderswohin gelegt. Die Neigung zum Stehlen war aber durch die vorigen glücklichen Proben so stark bei ihm geworden, daß er ihr nicht mehr widerstehen konnte, und lieber den Kasten erbrach.

Andre glauben, der Teufel bringe den Leuten manchmal unter der Bedingung, sich ihm zu verschreiben, ein Schächtelchen, mit einer Nahrungsfliege, oder einem Nahrungswurm, unter dem Versprechen, daß sie davon alle Tage ihr Gewisses an Gelde haben würden. Diese Nahrungsfliege soll eben das seyn, was das Heckemännchen ist, und man nennt sie sonst Alrunken oder Alräneken.

Doch weiter in der Sache, wir wollen dergleichen Dinge mehr kennen lernen!

Man denke sich eine kleine Menschenähnliche Gestalt, die beinahe so dick als lang ist mit einen ungeheuer dicken Kopfe, rothen Haaren, rothen Augen, und unter der Zunge eine Kröte: Welche Figur! Aber man hat sie sich doch als würklich gedacht, und nennt sie Nickert oder Nix. Die Nixe sollen nach der gemeinen Meinung, vernünftige Geschöpfe seyn, die wie Menschen ihr Geschlecht fortpflanzen, und in ganzen Haushaltungen und Familien ihren Aufenthalt im Wasser haben. Sie sollen gewöhnliche Menschen in das

Was-

Wasser zu ziehen suchen, und vornehmlich gern deren Kinder mit den ihrigen vertauschen. Wenn aber den Nickerten daran gelegen ist, ihr Geschlecht zu vermehren, warum legen sie für das gestohlne Kind eins der ihrigen hin? „Ein Schäfer hatte sein Kind mit auf die Weide genommen, und sich von demselben etwas entfernt; da er an dem Ort zurückkam, fand er an der Stelle seines Kindes einen Kielkropf (so nennt man die Nickertskinder, weil es in ihrem Kropfe stets kiehlt oder kluchzet) den er aber braun und blau schlug, wieder hinlegte und dann weggieng. Er sahe dann aus der Ferne die Nixe aus dem Wasser kommen, sein Kind wiederbringen und den Kielkropf abholen, gieng hin und fand, daß sie es auch braun und blau gekneipft hatten. — Ein andrer machte es auch so, da ihm sein Kind ausgetauscht war; aber er sahe bald Blut aus dem Wasser kommen, und dann sein Kind oben aufschwimmen: Die Nixe hatten es todt gemacht. — In eine Stadt kam eine Nickertsfrau öffentlich, um einzukaufen; der Saum ihres Kleides war immer noch naß. Einem Schlächter pflegte sie das Fleisch allzusehr zu durchsuchen und zu betasten; das gefiel diesem nicht länger, und hackte ihr endlich den Zeigefinger weg, da sie auch dicht an das Fleisch wies. — Warte Hundsfott, sagte sie, das will ich dir gedenken — gieng fort, und kam nicht wieder. Kurz darauf hohlte der Schlächter ein Kalb, es hatte geregnet, und in einer vom Pferde getretenen Spur sich Wasser gesamlet; der Schlächter fällt, fällt mit dem Munde gerade auf das kleine Wasser und ertrinkt. Das machten die Nixe. — Zu einer Kindermutter kam des Nachts der Nix, und nöthigte sie, mitzukommen, um bei seiner der Niederkunft nahen Frau zu seyn. Wohl oder übel, sie mußte

mit,

mit, und der Nickert trug sie auf seinem Rücken fort. Da er ans Wasser kam, schlug er mit einer Gerte drauf, und siehe, es trennte sich, und da war ein Weg hinab. Die Nickertsfrau gab ihr den Rath, allen Kehricht zu sammeln (denn sie mußte alle Tage die Stube fegen) und bei ihrer Rückehr mitzunehmen. Acht Tage mußte sie bleiben, dann trug sie der Nickert wieder heim; sie schüttete den Kehricht in die Stube, und fand am Morgen, daß es lauter Gold geworden war. — — So erzählt der Abergläubige, und der Dumme horcht mit offenen Munde. Wer sieht aber dergleichen Geschichten nicht ihre elende Erdichtung an; und wer könnte eine Widerlegung derselben verlangen? Noch jetzt sollen Nixe sich zuweilen sehen lassen; jedoch geschieht es weniger als ehedem, und man macht nur noch die Kinder damit zu fürchten, daß sie vom Wasser wegbleiben. Dieß hat vermuthlich auch zu der Meinung Anlaß gegeben, als ob es solche Wassergespenster gebe. Man sollte aber doch Kindern so etwas nicht weiß machen; denn die Vorstellung, daß sie hineinfallen und darinn ums Leben kommen könnten, mag wol eben die Würkung haben, und ist unschädlicher, als wenn man ihnen den Kopf mit Dingen anfüllt, die nirgend sind, und die sie noch im erwachsenen Alter mit Furcht und Graus ergreifen, wenn es darauf ankommt, einem im Wasser liegenden Menschen zu Hülfe zu kommen, und ihm das Leben zu retten.

„Einst fährt die Postkutsche mit Reisenden des Abends aus M. Bei schlechtem Wetter, sehr üblen Wege, und einer ganz finsterem Nacht verirrt sich der Postknecht, und kommt an ein Wasser, das er nicht kennt, das aber nicht weit von einem Dorfe entfernt ist. Unbekannt mit den dasigen Wegen, und getäuscht von der Finsternis, wirft er von

einer

einer Anhöhe den Wagen um, und die Reisenden fallen in einen Sumpf von Thon und Lehm. Der Postknecht kommt unter die Pferde zu liegen, und kann sich nicht losarbeiten. Alle rufen um Hülfe und erheben ein jämmerliches Geschrei. In dem nahen Dorfe hört man die Stimmen dieser Unglücklichen. Einer der Einwohner, der vor der Thür seines Hauses steht, und das Geschrei zuerst vernimmt, ruft seine Nachbarn, um das Winseln mit anzuhören. Verschiedene Leute kommen in dieser Absicht zusammen, und hören dem kläglichen Rufen zu. Aber keiner will hingehen an den Ort; denn ihrer Meinung nach verursachten die Nixe dieses Winseln, um dadurch jemand herbeizulocken, und ihn denn unter das Wasser zu ziehen. Sie bleiben daher bei dem Rufen der Nothleidenden taub, gehen in ihre Häuser, und legen sich zu Bette. Den andern Tag kommt ein Hirt an den Ort, und erblickt den erbarmungswürdigsten Schauplatz des Jammers und Elends. Der Postknecht und drei von den Reisenden waren vor Kälte und Nässe in dem Sumpf umgekommen, und er sah die Merkmale der traurigen aber vergeblich angewandten Bemühungen, sich zu retten. An zween andern bemerkte er noch schwache Zeichen des Lebens. Einer öfnete die Augen nochmals, und schloß sie dann auf immer. — Seht die traurigen Folgen eurer irrigen Meinung, ihr Abergläubigen! Mit den Kielkröpfen mögen die

Wechselbälge

oder Wechselkinder Aehnlichkeit haben; sie sollen aus Vermischung des Satans mit einer Hexe erzeugt, und den Sechswöchnerinnen für ihre Kinder an die Seite gelegt werden. Vor Alters schrieb man die Verwechselung der Kinder einem Nachtvogel zu, den man Strix nennte. Kleine Kinder mit

dicken

dicken Köpfen, die ungewöhnlich viel essen, einen aufgetriebenen Leib, blasses Ansehen, abgesetzte Glieder und andre dem ähnliche Gebrechen haben, sind der Gefahr, für Wechselbälge gehalten zu werden, am mehrsten ausgesetzt. Die Frau Gevatterin wundert sich beim zweiten Besuch, daß das schöne Kind sich so sehr verändert habe, und giebt nicht undeutlich zu verstehen, daß es damit wol so ganz richtig nicht sey; wodurch sie die Kinder in Angst und Schrecken setzt, und dem Kinde schon früh Unannehmlichkeiten des Lebens bereitet. Man vernachlässigt es, und giebt ihm üble Wartung, würde sich auch wenig darum kümmern, wenn es stürbe: denn wie mannichfaltiges Elend kann man von einem Wechselbalge erwarten! Bleibt das Kind dennoch am Leben, so wird man es verachten. Muß nicht das arme Kind die unseeligen Folgen davon empfinden, daß die Frau Gevatterin und Mutter so abergläubig sind? Freilich wenn man das Geschäft der Erziehung als das unbedeutendste ansieht, und es daher dem Gesinde überläßt, so können aus Kindern, die sonst wol gut geartet wären, wol solche werden, die man ungern als die seinigen erkennt. — Wechselkinder sollen nur sieben Jahre alt werden, und die Hexen nur ungetaufte Kinder holen. Daher lassen die Leute, so lange das Kind noch nicht getauft ist, jede Nacht ein Licht brennen, um gleichsam die Hexen furchtsam zu machen, sie mögten beim Raube ertappt werden. Dazu mag jene Gewohnheit gut seyn, daß die Kleinen an ihrem zarten Cörperbau im finstern leiden; und ist daher auf längere Zeit zu empfehlen, als bis zu geschehener Taufe. Die Kindbetterinnen legen auch, so oft sie aus der Kindstube gehen, von den Kleidungsstücken des Vaters etwas, oder einen Erbschlüssel, eine Bibel u, dgl, auf das Kind, damit

es

es nicht ausgewechselt werde. Doch wozu dieß, da zuverlässig Niemand kommt, der statt seines eigenen Kindes gern ein andres haben wollte.

Bei einer Wöchnerin klopfte in den ersten Nächten ihrer Niederkunft etwas an der Thür so stark, daß sie dadurch aus ihrem freilich leisen Schlaf geweckt und veranlaßt wurde, die bei ihr wachende Wartfrau zu fragen, was das sey, oder was geschehen wäre. Da indeß dieses Klopfen wiederhohlt wurde, die furchtsame Wartfrau aber alles Bittens, Züredens, Versicherung und Erklärung, daß es gewiß natürlich zugehe, ungeachtet, durchaus nicht an die Thür wollte, vielmehr der ohnehin in ihrem Zustande reizbar empfindlichen Frau, statt ihren Befehl zu erfüllen, ihr noch alberne Vorwürfe und Erklärung machen wollte, daß ein vermißtes etwas von männlicher Kleidung oder vergeßne Kreuzesform, diesem mit unverwendeten Augen gefürchteten gespenstigen Zuspruch, Kobold oder Wechselbalgträger und Kinderräuber Muth eingegeben habe, seine Tücke an ihnen beiden armen Sündern auch Kinde zu üben; so faßte die vorurtheilsfreie muthige Frau den Entschluß, ihrer Entkräftung und Umstände ungeachtet, aus dem Bette zu springen, die Thür schnell aufzureißen, und mit dem vom Tische genommenen Licht hinauszuleuchten — und siehe da, ihr zottichter Budel, ein guter Haushund, hatte eben in der zwölften oder Gespensterstunde die ihn beunruhigenden Flöhe aus seinen langen Haaren zu jagen, mit dem Hinterfuß sich gekratzet, und dadurch, weil er eben mit dem hintern Theile seines Körpers der Thür zu gelegen, das Klopfen hören lassen, welches wie alle Bewegung in der Nacht, bei gewöhnlicher Ruhe auch

von

von außen her, und aufmerksamern gesammelten Sinnen ohnehin stärker ertönte.

Es war würklich eine Zeit (und noch ist sie nicht vorüber) wo die Furcht der Mütter vor Wechselbälgen gewiß sehr peinigend war, weil sie nach der Meinung der alten Ammen und Kinderweiber Gefahr liefen, bei jeder Erwachung statt ihres neugebohrnen, wohlgebildeten eigenen Kindes, einen Wechselbalg mit abscheulich dickem Kopfe, höllischen Augen, schrecklicher Nase und ungeheuren Ohren, Trommeldicken Leibe, dicken und krummen Beinen in der Wiege zu erblicken, wenn sie verfehlt und vergessen haben würden, gewöhnliche drei Kreuze vor ihren oder des Kindes Mund oder Leib zu machen; oder versehen, etwas von des Mannes oft nicht allzuzierlichen Hemden, Hosen, Toffeln, Schuhen, Strümpfen, Nachtmützen ꝛc. in der Wohnstube aufzustellen oder aufzuhängen.

Was die Nixe im Wasser sind, das sollen die Unterirdischen ein zwergartiges Volk, unter der Erde seyn. Auch von ihnen glaubt man, daß sie die Kinder austauschen, daß sie in dieser Absicht, besonders des Nachts aus der Erde steigen, auch die Kühe melken, und sonst allerhand Unfug treiben und Schaden thun. Um sie bei guter Laune zu halten, und damit sie vielmehr etwas bringen, setzt man ihnen zu essen und zu trinken hin, davon jedoch nie ein Unterirrdischer etwas genossen hat, weil es keinen giebt.

In einigen Gegenden von Obersachsen erzählt man von der Frau Holle viel wunderbare, und darum schon verdächtige Dinge. Sie soll den Abend vor dem Feste der Erscheinung Christi, sich

auf

auf Kreuzwegen sehen lassen, und in einem grossen Wagen fahren. Vielmals soll sie zu Mitternacht bei Wagnern und Schmieden an ihrem Wagen manches haben machen lassen; die Schmiede mit goldnen Hämmern und Nägeln, die Wagner mit goldenen Spänen belohnt haben, wenn sie für die Arbeit nichts gefodert hätten. Die Mägde, glaubt man, müssen diesen Abend den Flachsrogken abgesponnen haben, sonst verunreinige ihn Frau Holle; und alle Bauersleute essen diesen Abend eine Art von klosigtem Brei, aus Mehl und Wasser gekocht, und mit Fett oder brauner Butter gemacht, damit die Frau Holle ihnen nicht den Bauch aufschneide. Dieser Abend wird daher in jenen Gegenden der Frau Hollen Abend genennt. — Ich dächte aber, die Leutchen könnten sich an diesem Abend zu dem nahen Feste würdiger vorbereiten, und etwas nützlicheres denken oder vornehmen, als daß sie sich mit so thörigten Vorstellungen beschäftigten.

Pilzenschnitter

sollen Leute seyn, die mit dem Teufel im Bunde stehen, am Johannestage früh vor Sonnenaufgang, mit einer kurzen Sichel unten am Beine, durch das Getraide gehen, es damit abschneiden; da sie denn durch Hülfe des Teufels den Zehnten von dem Getraide zu erwarten haben sollen, wo sie durchgegangen sind. Leute, die ansehnliches Vermögen geerbt, oder durch gute Einrichtung ihrer Wirthschaft und durch Sparsamkeit ihr Vermögen vermehrt hatten, sind oft für Pilzenschnitter gehalten worden. Man findet neimlich von Zeit zu Zeit um Johannis und Mariä Heimsuchung hie und da schiefe Gänge durchs Getraide, besonders durch Korn und Waizen. Es ist wie

mit einer Sichel abgeschnitten. Doch diese Gänge werden von Hasen gemacht, welche das Getraide abbeissen, um sich einen bequemen Gang zu bahnen, damit ihnen Abends und früh, wenn sie diesen Gang passiren, der Thau nicht in die Ohren falle, welches sie nicht vertragen können. Man hat die Hasen auf dieser Spur oft angetroffen. Aber in vielen solchen durch das Getraide gemachten Gängen hat man doch die Fußtritte von solchen Menschen wahrgenommen, und es wird daher wahrscheinlich, daß es würklich solche Leute gebe, die in der Meinung stehen, daß sie Vortheil davon hätten, wenn sie an erwähnten Tagen auf beschriebene Art Gänge durchs Getraide machten. Ein ehrlicher vom Aberglauben entfernter Bauersmann hat versichert, daß er an einem Johannistage früh, da er in die Stadt zu gehen genöthigt gewesen sey, in einer kleinen Entfernung ein Geräusch im Getraide gehört, und da er sich verborgen, einen ihm wohlbekannten Mann darin habe gehen sehen, und bei seiner Rückehr habe er den durch ihn gemachten Pilzenschnittergang entdeckt. — Wenn der Bauersmann nicht erst bei seiner Rückehr sondern gleich hingegangen wär, und dann an dem Fuße des ihm sonst bekannten Mannes die Sichel gesehen hätte, so wollte ich glauben, daß es Leute gebe, die auf beschriebene Weise sich Getraide zuzuzaubern suchen; daß sie aber davon nur ein Korn in ihr Haus kriegen, glaube ich nimmermehr. Wenn der Acker schlecht gepflügt und gedüngt, mit schlechten Saamen und nachläßig bestellt ist, oder wenn die Jahreswitterung unfruchtbar ist, so glauben viele, daß die Pilzenschnitter (auch Pilver- oder Hilpertsschnitter genannt) Schuld daran hätten, daß wenig Getraide in die Scheune kommt. Pilzenschnittern glaubt man dadurch einen Tort zu

thun,

thun, wenn man ihre Fußtritte in den Gängen mit den Stoppeln ausschneide und in ein Grab werfe: Wie denn diese faulen, so sollen die Pilzenschnitter nach und nach vergehen. Andre sagen, wenn das ausgedroschne Getraide rückwärts auf der Tenne gewurfet würde, so hätten die Pilzenschnitter keinen Theil daran: Denn man glaubt, das Getraide komme erst von der Tenne weg, was ihnen gehöre. Gut, daß der Abergläubige in Mitteln seine Beruhigung findet, welche er gegen nicht vorhandene Uebel hat!

Auch in den Bergwerken will man ein Gespenst gefunden haben, welches man

Bergmännchen

nennt. Es erscheint den Bergleuten in den Gruben so klein wie ein Kind, aber ganz dick, also in Gestalt eines Zwerges. Erst hören sie eine große Fliege brumsen, welche sich denn in die beschriebene Geistergestalt verwandelt. Bergbauverständige, welche vom Aberglauben entfernt sind, versichern aber, daß sie dergleichen nie gesehen. Die Bergleute pflegten vor ihrer Einfahrt gewöhnlich Brantwein zu trinken, wodurch ihre Einbildungskraft gespannt und ihre Vorstellungen verwirrt würden, da es denn leicht möglich sey, daß sie etwas hören oder sehen könnten, was doch nicht da sey. Unter der Erde, in unterirrdischen Hölen und Bergwerken sammeln sich überdem leicht Dünste, welche durch die kalte Luft immer mehr verdickt werden, so daß sie halbberauschten Bergleuten (denn nur solche sehen das Männchen) besonders wenn ihre Einbildungskraft wirkt, allerdings in gewissen Gestalten erscheinen können. Doch auch hier wird,

 wie

wie überall bei dergleichen Anlässen, immer mehr zur Sache hinzugesetzt. Von dem

Baugeist

glauben die Zimmerleute und Maurer, daß er sich bei grossen Bauten durch Hämmern, Sägen und Pochen in der Nacht oft hören, und als ein kleines graues Männchen sehen lasse. — Sollte hiebei nicht Eitelkeit zum Grunde liegen, daß Zimmerleute und Maurer ihre Geschäfte für so wichtig halten, daß auch Geister sich dabei thätig zeigen, oder daß sie ihnen dadurch einen Anstrich von Wichtigkeit zu geben suchen?

In einem Hospitale in Leipzig hatte man vordem ein hölzernes Bild, das

Johannismännchen

genannt, welches jährlich am Johannisfeste von den Hospitalweibern ausgeputzt, und den Einwohnern der Stadt zur Schau gegeben wurde. Von je her hatten die Hospitalweiber geglaubt, daß unter diesem Bilde die Butter müsse gemacht werden, wenn sie gerathen solle. — Sie soll aber, nachdem sie nicht mehr unter dem Männchen gemacht wird, noch eben so gut gerathen als vorher; worüber sich die alten Mütterchen höchlich verwundern.

Aller-

Allerlei merkwürdige alte Geschichten, davon bisher wenige gewußt haben, was sie davon denken sollten, werden erklärt; zum Beispiel: wie ein alter Rattenpfeifer 133 Kinder aus Hameln weg und nach Siebenbürgen gepfiffen, welche unter der Erde die sieben Schlafer gesehen; wie Ritter Sanct Georg den Lindwurm besiegt, beiläufig auch ein Wort von dem heiligen Columbanus und dem Mäusevertreibenden St. Magnusstab; vom Mäusethurm des Hatto; vom grossen Roland, Riesen, Zwergen und Amazonen. Endlich wird untersucht, ob es Schwefel, Frösche, Getraide, Wolle u. dgl. regnen könne; auch wird noch etwas von Berg- oder Himmelmehl gesagt.

Die Einwohner von Hameln, einer Churhannoverischen Stadt und Festung, an der Weser belegen, wurden einst von Ratten und Mäusen auf eine erbärmliche Weise geplagt, und niemand war, der diesem Ungeziefer hatte wehren können. Da kam ein unbekannter Mann, der sich erbot, alle Ratten und Mäuse aus der Stadt zu bringen, wenn man ihm eine ansehnliche Belohnung zugestehen wolle. Als der Magistrat ihm diese zugesichert hatte, hohlte er seine Pfeife hervor, und blies in der Stadt herum; da kamen alle Ratten und Mäuse aus allen Häusern und Winkeln, hüpften freudig hinter ihm drein, bis an einen offenen Berg. Dahinein jagte der Mann das Ungeziefer;

 und

und schloß ihn zu. Nun aber foderte er seinen Lohn, der nicht unansehnlich war. Der Magistrat meinte, er hätte eine solche Summe doch mit gar zu weniger Mühe verdient, und könne wol etwas ablassen: Das wollte er aber nicht, sondern gieng hin, und wartete auf Zeit, wo er sich rächen könne. Als nun am Sonntage die Leute in der Kirche waren, gieng er wieder in der Stadt herum, und pfiff ein andres Lied; da liefen ihm die Kinder wie bezaubert nach, er führte sie in den Berg, und keinen von allen hat man jemals wieder gesehen; denn sie kamen erst in Siebenbürgen wieder hervor.

Wenn man diese Geschichte so nehmen wollte, wie sie dasteht, so würde man freilich glauben müssen, daß in vorigen Zeiten viel wunderbahres geschehen sey, davon man jetzt nichts mehr hört, und daß es da Leute gegeben habe, die mehr gewußt und gekonnt, als jetzt jemand. Aber wir sind nun nicht mehr so leichtgläubig, als man ehedem war, wir untersuchen und bezweifeln solche wunderbare Geschichten, und kommen dabei der Sache fast immer auf den Grund. — Wenn denn gleich die folgende Erklärung dem ehrsamen Leser etwas gelehrt scheinen mögte, so verdient sie doch erwogen zu werden, damit man wisse, was man von einer Geschichte der Art denken solle.

Der Ausgang der Kinder soll am 26 Junius 1284. oder 85. geschehen, der Mann von ausserordentlicher Grösse und die Anzahl der jungen Auswanderer 133. gewesen seyn. Einige meinen, daß ein unbekannter Mann die Ratten und Mäuse durch ein gutes Mittel vertrieben, dann aber gepfiffen habe, um sich das Ansehen eines Zaubrers

rers zu geben; daß die Kinder durch ein Erdbeben umgekommen, oder durch Werber aus Siebenbürgen verführt worden. Beides ist jedoch unwahrscheinlich; denn von dem Erdbeben müßte man nähere Nachricht haben, und 133. Kinder auf einmal würden durch fremde Leute nicht unbemerkt haben weggeführt werden können. Die gemeinste Erklärung von der Geschichte ist folgende: Kaiser Friedrich der zweite starb 1250 in Italien, ohne daß die Art seines Todes so recht gewiß bekannt wurde, da trat denn unter andern ein gewisser Holtschuh, sonst Tilo Kolup genannt, auf, der sich gegen Rudolph zum Kaiser aufwarf: dieser aber ließ ihn fangen und zu Wezlar verbrennen. Holtschuh sah dem Kaiser Friedrich 2. sehr ähnlich, er soll es auch gewesen seyn, der durch Erzählung morgenländischer Märchen die Kinder aus Hameln an sich gelockt, und endlich entführt habe, um wie man sagt, durch sie seinen Anhang zu vermehren. — Aber wie hätten Kinder seiner Macht Zuwachs geben können, und würden sie ihm nicht vielmehr beschwerlich gewesen seyn?

Noch wird der Vorfall von der Fehde (Kriegsstreit) zwischen dem Bischof zu Minden und Albert dem grossen, Herzog zu Braunschweig-Lüneburg, erklärt, wo jener viele Hamelsche Bürger als Gefangene nach Minden führte. — Die Erzählung ist wie beinahe von alle dem, was vor Zeiten wunderbares soll geschehen seyn, fabelhaft; denn kann man sich Zaubertöne von einer Pfeife denken, dadurch der Mensch wie betäubt, freudig in einen offenen Berg wandern würde, den man sonst nur immer zu gemacht gesehen? Kann man sich denken, daß Kinder einen so langen Weg unter der Erde machen können, ohne Nahrungsmittel zu sich zu

 neh-

nehmen; denn wo hätte der unbekannte Mann diese für so viele hernehmen sollen? Kann man sich endlich auch wol einen unterirrdischen Gang von hundert und mehrern Meilen denken? Warlich, es gehört viel Leichtgläubigkeit und Einfalt dazu, um alles das so aufs gerathewohl als wahr anzunehmen!

Die Lutheraner sind nicht auf jene seltsame Art, sondern so nach Siebenbürgen gekommen, daß der König Geisa 2. viele sächsische und andre deutsche Familien im Jahr 1143. nach Ungarn kommen ließ, Weinberge anzulegen und Bergwerke zu bearbeiten, und ihnen ansehnliche Vorrechte gab. Diese wandten sich nachmahls nach Siebenbürgen, wo sie unter andern Hermannstadt, erbaueten. Kinder aber würden da, am wenigsten in jenem Zeitalter, dasjenige Glaubensbekenntnis haben beibehalten können, zu welchem sie getauft worden. Sie sollen auf ihrem langen finstern Wege auch die Siebenschläfer gesehen haben, sieben Brüder, welche als Christen verfolgt in einer Höle, dahin sie geflüchtet waren, von den Heiden vermauert wurden, auf eine wundervolle Weise aber in einen so langen Schlaf fielen, bis die Verfolgung aufgehört hatte, da sie denn wieder erwachten, und nach so vielen Jahren selbst ihre Kleider unversehrt gefunden. — Doch man müßte die Beschaffenheit des menschlichen Cörpers, und die Dinge überhaupt gar nicht kennen, wenn man dergleichen Erzählungen nur einigen Glauben beimessen wollte!

Siebenbürgen hat übrigens nicht seinen Nahmen von sieben Bergen, denn deren sind in diesem Lande viel mehr, sondern von sieben ehedem darin befindlichen Bürgen oder festen Schlössern.

Mit

Mit der Geschichte von dem Ausgange der Kinder in Hameln hat die vom Ritter St. Georg und dem Lindwurm darin Aehnlichkeit, daß sie auch auf eine gelehrte Weise muß erklärt werden. Man sieht noch auf Gemälden den Ritter in voller Rüstung zu Pferde, wie er mit einer Lanze in der Hand d. h. Drachen oder Krokodill unter sich tödtet. Ein Drache begegnete einst einer Königstochter, genannt Ajam, und wollte sie verschlingen. Der tapfere Ritter Georg kam eben darauf zu, als sie ihm die Hände entgegen streckte und um Hülfe schrie. Georg war so glücklich, daß er den Drachen tödtete. — Soll diese Erzählung wahre Geschichte seyn oder Fabel? Wer war aber die Königstochter? Und was soll man von dem Drachen denken? Solch ein Thier giebt es in der Natur nicht! Man beschreibt übrigens den Lindwurm als einen auf zwei Füssen stehenden, mit scharfen Krallen und Zähnen, besonders aber sehr gefährlichem Schwanz versehenen, langen, dicken Wurm, oder als eine solche Schlange.

Die Erzählung ist der Hauptsache nach, der Fabel vom Perseus und der Andromeda völlig ähnlich, welche diejenigen wol kennen, welche die alte Göttergeschichte der Heiden gelesen haben. Doch ich will sie kürzlich hersetzen. Cepheus ein phönizischer Prinz hatte die schöne Cassiopeja zur Frau, die sich einfallen ließ, zu glauben und zu sagen, daß sie schöner als Juno sey (die geglaubte Gemahlin Juppiters, des höchsten Gottes der Heiden); darüber ward Juno erbittert, und beredete den Neptun (welchen die Heiden sich als den obersten Gott des Meers und des Wassers überhaupt dachten), daß er ein fürchterliches Ungeheuer ans Land schickte, welches Menschen und Vieh auffraß. Es sollte auch nicht aufhören zu wüthen, bis Andro-

meda, die Tochter des Cepheus und der Cassiopeja, an das Ufer hingestellt sey, um von dem Ungeheuer verschlungen zu werden. Andromeda erwartete mit Thränen ihr Schicksal, als eben Perseus dazu kam, und das Unthier tödtete. Durch den Besitz der Andromeda wurde er dafür belohnt. — Wie aber die eben erzählte Fabel einer geschickten Auslegung fähig ist, so dürfte auch wol der heilige Ritter Georg einen tapfern Verfechter des christlichen Glaubens, die Königstochter die er rettete, die Kirche Christi, und die Waffenrüstung die evangelische Lehre vorstellen. Der Drache aber mag eine Vorstellung entweder vom Teufel oder von den Ungläubigen seyn.

Nach dieser Erklärung darf man sich auf Beantwortung so mancher Frage über den Ritter nicht einlassen. Ob er im Kirchspiel St. Jürgen (im Bremischen) gewohnt, gestorben, Güter besessen? bedarf nicht beantworter zu werden. Man hatte einmal einen Heiligen dieses Nahmens angenommen, welchem die dasige Kirche und das ganze Kirchspiel gewidmet, und daher St. Jürgen genannt wurde. In vielen Gegenden der Welt glaubt man einen Ritter St. Jürgen, und viele Orte haben von ihm den Nahmen z. B. die Abtei St. Jürgen in Schwaben; die römische und griechische Kirche feierte am 23 April das Fest des Ritters, welches alles einen ehemals verehrten Heiligen und Märtyrer vorauszusetzen scheint. In einer Dorfcapelle nicht weit von Magnesia wurde sonst ein wunderthätiges Georgenbild aufbewahrt, und jährlich einmal umhergetragen. Nahe bei Baruth in Syrien steht eine diesem Heiligen gewidmete Kirche. Viele Christen so wie selbst Muhamedaner haben sich in den Kopf gesetzt, daß der heilige Georg nicht

nicht gestorben, und letztere nennen ihn deswegen den grünen oder lebendigen Elias (Kidr Elias). Auch zu Lydda war vormals eine Georgen-Kirche, und die dasigen Christen und Türken glauben, daß er daselbst den Märtyrertod erlitten habe. In der Moschee (muhamedanische Kirche) Rebbi Gurgis d. h. Prophet Georg, in Mosul, soll er wie die Christen glauben, begraben liegen. Man zeigt aber auch sein Grab zu Altkahira, auf dem Libanon und an mehrern Orten. Es giebt in der Christenheit eine Menge Georgenkirchen, von welchen allen ich aber keineswegs behaupten will, daß sie von unserm Ritter den Nahmen führen.

Daß es einen Ritter Georg gegeben habe, so wie man sich ihn gewöhnlich denkt, läßt sich nicht erweisen, und wahrscheinlich gehört seine Geschichte unter die Sagen, die wir den Kreuzzügen zu danken haben. Daß aber die alten christlichen Kaiser, wenn sie gegen die Türken und Ungläubigen zu Felde zogen, den Ritter Georg in oben beschriebener Bildung in einer Fahne hatten, die daher die St. Georgenfahne oder St. Georgenpanier hieß, ist gewiß.

Man weiß, daß von Rom aus, der Eifer für die Kreuzzüge unterhalten und vermehrt wurde, welches besonders durch die Möche bei den Armeen geschah. Am beßten konnte dieß zugleich mit durch eine Fahne bewürkt werden, welche dem Kriegsheer vorgetragen wurde, auf welcher die Ungläubigen und Feinde Christi unter den Bilde des Drachen, von Christo, als Sieger über Teufel, Hölle und Tod, oder von jedem christlichen Kreuzfahrer bekämpft und besiegt, dargestellt wurden. Wahrscheinlich legte man dieser St. Georgenfahne (wie ehe-

ehedem die Dänen der Danebrogsfahne, oder jetzt die Türken der Fahne Muhameds) auch eine wunderthätige Kraft bei. Der Soldat glaubte also durch diese Fahne siegen, und die christliche Kirche gegen die Drachenmäßigen Anfälle der Ungläubigen schützen und vertheidigen zu können. So stößte man also dadurch dem Soldaten einen heiligen Eifer ein, und ermunterte ihn zu ungestümer Tapferkeit.

Aber warum hielt man jene Sage in der Folge für wahre Geschichte und Thatsache? Wie wurde aus dem siegenden Ritter ein Heiliger? Denn dafür wurde er gehalten, in Eisenach der Fahne zu Ehren eine Kirche, in Naumburg ein Kloster gestiftet, und sein Hirnschädel im Kloster Cronschwitz im Voigtlande als ein Heiligthum verehrt? Seine Fahne brachte man auf das Schloß Wartburg bei Eisenach, ohne sich bei alle dem darum zu bekümmern, ob ein heiliger Georg auf Gottes Erdboden je Luft geathmet habe oder nicht. Gewiß haben die Kreuzprediger den Ritter Georg oft genug zu ihrem Text gewählt; sie durften nur Ephes. 6, 10 — 17. Off. Joh. 19 V. 11 rc. Cap. 20 V. 1 u. 2. dazu bestimmen, und sie hatten schöne Gelegenheit, die Feinde des Creuzes Christi mit dem höllischen Drachen zu vergleichen, um Abscheu gegen die Ungläubigen in ihren Zuhörern zu erwecken. So wurde endlich aus dem gemahlten Reuter auf der Fahne, in den Köpfen vieler ein wirklicher Ritter, den man — keiner weiß, warum? — Georg nannte. Durch die Kreuzzüge wurde nun der Ritter so bekannt, daß man ihn allenthalben verehrte. Der St. Georgen Orden, welchen Carl 7. als Churfürst von Bayern 1729. gestiftet, so wie der Orden des Blauen Hosenbandes,

welcher den St. Georg mit dem Drachen zum Ordenszeichen hat, erhalten noch sein Andenken.

Auch von dem heiligen Columbanus, der vormals in einem Theile von Schwaben die Menschen zum christlichen Glauben bekehrte, nebst seinen Schülern das Feld eigenhändig bearbeitete, und das Kloster Füssen stiftete, wo er begraben liegen soll, hat wie man erzählt, einen Lindwurm oder grossen Drachen erlegt, und in seiner Gegend alles Ungeziefer durch seine Wunderkraft ausgerottet. Und noch soll ein Ueberbleibsel seines Steckens, welches in jenem Kloster aufbewahrt wird, die Macht haben, Mäuse, Heuschrecken und andres den Feldfrüchten schädliches Ungeziefer zu vertreiben.

Steif und fest behauptete man bisher, alles Ungeziefer lege sich nieder und sterbe, oder entweiche aus der Gegend, sobald der

St Magnusstab

auf einen Acker gebracht werde. Im Jahr 1788. wurde in Mannheim in einer ansehnlichen Gesellschaft von Vornehmen und Gelehrten unter andern auch von Wunderwerken gesprochen, und ein Mann von hohen Range wollte die Möglichkeit und Wirklichkeit der Wunder noch jetzt aus dem Beispiel beweisen, daß sich auf die Fürbitte des heil. Ulrichs *) im ganzen Bisthum Augspurg nicht eine einzige Ratte befände. Kluge Anwesende wendeten dagegen ein, daß die Augspurger Erde wol etwas bei sich führe, oder daß eine Pflanze daselbst häufig wachse, welche diese Thiere nicht vertragen könnten. Aber der Mann blieb doch bei seiner Mei-

*) Er war Bischof zu Augspurg im 10ten Jahrhundert.

Meinung, daß der heil. Ulrich gegen das schädlich
Ungeziefer bei Gott bitte, nur für das Augspur
gische!

Vom Mäuse-Thurm des Hatto

In einem Lande entstand, so erzählt die Fa
bel, eine Theurung. Hatto, Erzbischof und Lan
desherr von Maynz, verschloß die Kornkammer
vor seinen Nothleidenden Unterthanen, und lie
einst sogar eine Menge derselben in Scheune
sperren, welche er anzündete; ergötzte sich dabe
und sagte muthwillig bei dem Geschrei der Unglück
lichen, daß dieß dem Gepfeife der Mäuse nich
unähnlich sey. Von Stund an wurde er von eine
Menge Mäusen verfolgt, welche überall hinkamen
wo er sich auch verbergen mogte. Ihnen zu ent
gehen ließ er einen Thurm ins Wasser bauen
auf welchen er sich begab; aber auch hier wurd
er von diesem Ungeziefer heimgesucht, und bis a
sein Ende gequält. An dem Tage, da sie ihm end
lich das Leben nahmen, sollen sich jährlich noch ei
ne Menge Mäuse da sehen lassen, wo der Thurm
steht. — Das Erzählte soll sich im Jahr 914. zuge
tragen haben. Gewiß ist es, daß Hatto unte
Kaiser Otto, Erzbischof zu Maynz gewesen is
und daß in der Gegend von Maynz, ohnweit Bin
gen, da wo die Nave in den Rhein fällt, in letz
term Flusse ein alter Thurm steht, welchen ma
den Mäusethurm nennt. Man weiß von dem Hat
to, daß er gar nicht so gut regiert habe, um au
seiner Unterthanen Liebe rechnen zu können; e
wurde vielmehr gehaßt. Dieß erklärt aber zugleich
die Ursach, warum er den genannten Thurm ge
bauet haben mag. Hier wollte er einen sichern
Zufluchtsort haben, wenn wie er fürchten mußte
seine Unterthanen sich wider ihn empörten. Klei
ner

nere Veranlassungen mögen dazu gekommen seyn, woraus jene fabelhafte Erzählung entstanden. Hätte der Erzbischof erst da, wo die Mäuse ihre ersten Angriffe auf ihn machten, anfangen wollen, den Thurm bauen zu lassen, so wär's vielleicht schon um ihn gethan gewesen, ehe der Bau vollendet worden, da sie ihn in der Folge sogar in seiner Veste erreichen und ums Leben bringen konnten! Den Tag, da die Mäuse sich noch so häufig sollen sehen lassen, weiß man nicht, daher sieht sie niemand; und doch bleibt der Glaube daran bei sehr vielen. Uebrigens hat der Thurm seinen Nahmen höchstwahrscheinlich von dem altdeutschen Wort: mäusen oder allmäusern, welches auflauern bedeutet, weil er ein Wacht= oder Warte-Thurm gewesen. So wären wir also wieder mit einer altdeutschen Fabel fertig!

In manchen deutschen Städten sieht man auf öffentlichen Plätzen, gewisse Bildsäulen, meist in Stein gehauen, welche einen Mann; mit dem Schwert in der Hand vorstellen. Man nennt ein solches Bild den grossen Roland. Als Kaiser Carl der grosse aus Spanien nach Frankreich zurückzog, wurde ein Theil seiner Soldaten von den Einwohnern der pyreneischen Gebürge überfallen und erschlagen. Damals verlohr auch sein tapferer Feldherr Rutland das Leben, von welchem man in der Folge unter den Nahmen des grossen Roland so viel wunderbare Erzählungen ausgestreuet hat, z. B. daß er ein Riese gewesen und verschmachtet sey; ehe er aber gestorben, habe er in sein Horn geblasen, daß man es sieben Meilen weit gehöret — oder — Er habe sich durch Zauberei fest gemacht, daß man ihn nicht tödten können, ausser wenn man ihm eine Nadel in die Fußsohle gestochen,

daher

daher er auch allezeit Schuhe mit sieben eisernen Sohlen getragen: Aber Bernhard von Carpio, der dieß gewußt, habe ihn bei Ronzeval in seinen Armen erdrückt. Jene Säulen bilden aber nicht den Helden ab, sondern sind Sinnbilder der peinlichen Gerichtsbarkeit, welche einer Stadt zustehet, daher sie auch das Richtschwert in der Hand führen. Ihr wahrer Nahme ist Ruland, oder vollständiger Rugelandssäulen; denn das altdeutsche Wort Ruge heißt Gericht.

Riesen oder Zwerge giebt es nirgend in der Welt. Die Patagoner im mittägigen America, sind wie ehemals die Deutschen, höchstens sechs Fuß hohe, starke Leute: Aber die ersten Nachrichten von ihnen waren, wie das so manchmal bei Erzählung von andern entfernten Dingen der Fall gewesen ist, übertrieben. — Auf der Insel Madagascar bei Africa, dachte man sich ehedem eine Zwergnation; aber keiner der neuern Reisenden hat davon eine Spur gefunden, und man vermuthet, daß die Fabel daher ihr Entstehen habe, weil einst ein König dieser Insel sehr klein gewesen. — Glaubte man ehedem doch auch, daß im mittägigen America eine blos weibliche Nation wohnte, die Amazonen. Sie besuchten, sagte man, jährlich einmal die Männer benachbarter Völker, tödteten aber alle ihre Kinder männlichen Geschlechts; wären kriegerisch, führten Pfeile und Bogen, und brenneten sich eine Brust ab, um diese bequemer halten zu können.

Der Regen entsteht nur denn, wenn die in der Luft befindlichen wässerichten Dünste zusammenfliessen, und so kann er auch nur Wasser geben: der Abergläubige denkt aber, daß es zuweilen Schwefel

reg=

regne; denn man sieht nach dem Regen auf dem Wasser bisweilen gelbichte Stäubchen, die das Ansehen des Schwefels haben. Sie verbreiten sich nicht leicht auf der ganzen Fläche desselben, sondern geben sich gemeiniglich am Rande zusammen. Der Abergläubige befürchtet Krieg, weil zum Pulver auch Schwefel gehört; Pest, weil seiner Meinung nach die Luft schon halb vergiftet ist; Erdbeben, weil die in der Erde befindliche grosse Menge Schwefel bald losbrennen werde. Allein dieses gelbe Wesen ist nichts anders als der Staub von den im May blühenden Fichten und andern Bäumen. Schwefel können diese Stäubchen aus der Ursach nicht seyn, weil sie keinen Schwefelgeruch haben, und wenn man sie gesammlet und getrocknet hat, nicht leicht brennen. Sie würden sonst auch, wie es die Natur des Schwefels mit sich bringt, nicht oben auf dem Wasser schwimmen, sondern untersinken; denn der Schwefel, der fast noch einmal so schwer als Wasser ist, geht sobald er naß geworden ist, darin unter, wenn er auch zu Mehl gerieben würde. Jene Stäubchen aber darf man durch Umrühren bis an den Grund vermischen, und sie kommen doch wieder in die Höhe, und schwimmen oben. Unter der grossen Menge von Dünsten, welche täglich von der Erde in die Luft aufsteigen, sind freilich auch Schwefeltheilchen, aber in so geringem Maaß, daß sie nicht können bemerkt werden, wenn sie im Regen herunter fallen. Böse Menschen haben sich des genannten Vorfalls oft bedient, Furcht und Schrecken unter Menschen zu verbreiten, und geheime Absichten zu erreichen.

Andre abergläubige Erzählungen, da es zuweilen Steine, Frösche, Fische, Getraide,

Wolle und andre Sachen regnen soll, widerlegen sich von selbst, wenn man bedenkt, daß solche Dinge weder in der Luft entstehen, noch von der Sonne angezogen, noch von der Luft getragen werden können. Alles was die Sonne von der Erde aufzieht, muß sie vorher in Dünste verwandeln. Dieß geschieht durch Wärme, weil die warme Luft, durch welche die Dünste, oder kleinen Wasserbläschen erzeugt und ausgedehnt werden, leichter ist, als die äussere, in welcher sie sich in die Höhe begeben. Es ist unmöglich, daß die Sonne Fische, Frösche u. dgl. in die Höhe ziehen, folglich auch nicht möglich, daß sie im Regen herabfallen können. Wenn das geschehen könnte; so würde man je zuweilen auch dergleichen Dinge in die Höhe fahren sehen; aber wo hat man davon ein Beispiel? Sie kann auch das kleinste Sandkörnchen nicht in die Höhe ziehen. Wer je einen Frosch rc. hat in den Sonnenstrahlen in die Höhe fahren, oder mit dem Regen wirklich aus der Luft fallen sehen, der trete auf, und behaupte es! Gesetzt aber, dieß könne geschehen, wie es jedoch würklich nicht ist; so würde die Luft dergleichen schwere Dinge doch bald wieder fallen lassen.

Wenn Frösche, Regenwürmer u. dgl. nach dem Regen häufiger hervorkommen, so denkt der Dumme, der dieß sieht, sie seyen vom Himmel gefallen. — Wenn heftige Winde Getraide, Heu, Flachs rc. von der Erde aufheben, und es anderswo niederwerfen, so würde es ja thöricht seyn, wenn man glauben wollte, daß solche Dinge vom Himmel fallen, oder in der Luft wachsen könnten, damit Gott sie den Menschen auf diese ausserordentliche Art gebe.

Dann

Dann hat man wieder geglaubt, Gott thue besonders in theuren Zeiten dadurch ein Wunder, daß er auf ausserordentliche Weise Brodt gebe. Man fand nemlich Mondmilch, eine feine weisse Kalkerde, die sich in Hölen, Felsenritzen und Steinklüften findet, und aus mehlichten lockern und sehr leichten Theilen besteht. Arme und unwissende Leute nennen sie Berg- oder Himmelmehl, haben sie für ein ausserordentliches Mehl gehalten, und zum grossen Nachtheil ihrer Gesundheit verkocht und verbacken. Wir sind nicht mehr in den Zeiten, wo so wunderbahre ausserordentliche Dinge geschehen: Die Menschen sind aber einmal geneigt, dieß zu glauben, ohnerachtet Erfahrung und Erfolg schon oft das Gegentheil bewiesen haben.

Silbernes A B C. der Naturhistorie, das jeder lesen und wissen muß; darin von Basilisken und Waldteufeln, Schlangenbeschwören, vom Paradiesvogel; Phönix, Nachtraben, Vogel Greif, dem grossen Kraken, dem Magnetberg und Muhameds Grabe; endlich auch vom Spurstein und vielen andern Sachen geredet wird.

Von der Grösse derjenigen Blumen, welche die Aloe trägt (eigentlich sind es gelbaussehende Büschel von lauter kleinen Blumen) hat man die übertriebene Meinung, daß der Knall, den die aufplatzende Knospe verursache, so stark sey, als wenn eine Pistole los geschossen würde. — Es ist hier nemlich von der grossen americanischen Aloe die Rede.

Affen, denkt der Abergläubige, wären ehedem verwünschte Menschen gewesen, welches vermuthlich daher kommt, daß die Affen dem Menschen sehr gleichen. In Senegambien (in Africa) werden die Brüllaffen, die sehr neugierig sind, von den Einwohnern für Menschen gehalten, die nur darum nicht sprechen wollen, damit man sie nicht zur Arbeit anhalte.

Die Königin der Ameisen legt vom Januar bis zum September in jede Zelle etliche, und in alle Zellen zusammen, gegen 8000. Eier. Die Arbeiter- oder Zwitter-Ameisen sitzen etliche Tage über den Eiern, da sie denn alle weiß, bald nachher rauh und mit kleinen Haaren bedeckt werden, und end-

endlich sich als Maden zeigen, die sich aber noch nicht von ihrer Stelle wegbewegen können. Sobald nun diese Maden groß genug sind, werden sie von den Arbeitern an einen bequemen Ort hingetragen, wo sie von der Sonne beschienen werden. Jetzt fangen die Maden an zu springen, und wickeln sich in ein sehr dünnes weißlichtes Gewebe und werden Püpchen. Und dieß sind denn diejenigen sonderbaren Dinge, die man im gemeinen Leben fälschlich Ameiseneier nennt. Man glaube also nicht, daß diese von den Ameisen so gelegt würden, wie sie sind; sie sind nichts anders, als verwandelte Maden, welche freilich aus Eiern kamen.

Wer aus einer Birke, die mitten in einem Ameisenhaufen steht, Hähne drehen läßt, und Wein oder Bier dadurch zapft, der hat schnellen Abgang. Denn Ameisen tragen zusammen, so trägt man auch auf obige Art Geld zusammen. — Warum wählt man nicht die sichrern Mittel zur Erreichung seiner Absicht, indem man das, was man verkauft, in Güte zu haben sucht?

Gehörnte Schlangen, die zwo kleine Erhöhungen über dem Kopfe haben, giebt es zwar in Egypten, aber keine zweiköpfigte: denn das, was man gewöhnlich fliegende Drachen nennt, sind keine Schlangen, sondern eine Art Eidechsen, die zwar mit ihren häutigen Flügeln (Flügeln von Haut) schnell von der Erde auf einen Baum, und von einem Baum auf den andern fliegen, sich aber schlechterdings nicht so frei, wie die Vögel in der Luft herumbewegen können, und werden füglich fliegende Eidechsen genennt. — Der Basilisk hält sich in Egypten auf Bäumen auf, und frißt Fliegen und andre kleine Insekten. Er ist fast eine halbe Elle lang,

und von bläulig = grauer und weißgefleckter Farbe, und hat oben auf den Nacken einen häutigen Kamm, den er wie Flügel ausbreiten, und damit ein wenig fliegen kann. Ehedem glaubte man, die Hähne legten alle sieben Jahr ein Ey, aus welchem, wenn es von einer Kröte ausgebrütet würde, ein Basilisk käme, der jedes lebendige Thier, und auch den Menschen, wenn er ihn ansähe, mit seinem Gift tödte. Dadurch aber könne er selbst getödtet werden, daß jemand sich über und über mit Stroh bewickele, und ihm einen grossen Spiegel vorhalte. Wenn denn der Basilisk im Spiegel sich selbst sähe, so ergrimme er auf sich als ein ihm unbekanntes Thier, hauche sein Gift aus allen Kräften nach demselben hin, um es zu tödten, welcher aber von dem Spiegel auf ihn selbst zurückpralle und ihn tödte. Der Basilisk soll wie ein welscher Hahn aussehen, eine grosse blaue Nase und feurige Augen haben. — Jetzt glaubt kein Vernünftiger mehr an so etwas, weil die Ungereimtheit davon allzuklar am Tage liegt. Wenn ein Brunnen lange verdeckt gewesen, oder sein Wasser nicht oft genug gebraucht und in Bewegung gesetzt wird, so sammeln sich zuweilen böse Dünste darin, welche einen Menschen auf der Stelle tödten können; wie das bei dem Aufgraben alter verschüttet gewesener Brunnen oft geschehen ist. So war einmal in der Stadt Lora in Spanien der Deckel von einem Brunnen in denselben hineingefallen, und drei Leute, die man nach einander hinabließ, ihn zu holen, nebst einem Hunde, wurden todt wieder herausgezogen. Man muß solche Brunnen fleissig öffnen, und alle Jahr wenigstens einmal fegen, auch sie nicht durch Hineinwerfen von allerhand Unreinigkeiten verderben. Man hat auch Exempel, daß Leute im Keller ersticken,

wenn

wenn Bier, junger Wein oder Aepfel- und Birn-Most darin liegt und in Gährung ist; oder wenn die Schmiede und Becker ausgedampfte Kohlen darin aufschütten. In und an solchen Orten gehen denn auch die Lichter aus: Aber es ist dabei weder an einen Basilisken noch an Gespenster zu denken; die verdickte und verunreinigte Luft thut das alles. — Das Ey, welches der Hahn legt, wenn er sieben Jahr alt geworden, müsse man über's Haus werfen, sagt der Abergläubige, sonst schlage das Gewitter in das Haus.

In den aus Bernstein gemachten Korallen sollen sich die Flüsse zeigen, welche sie aus dem menschlichen Körper gezogen haben, da dieß doch vielmehr Luftblasen sind, in dem Bernstein längst befindlich, ehe die Korallen daraus gedrechselt wurden. — Solche Korallen sollen wider Gift, Melancholie, Schrecken, und wer weiß, wo sonst für gut seyn; durch Veränderung ihrer Farbe und ihres Glanzes aber dem, der sie trägt, eine bevorstehende Krankheit ankündigen.

Es giebt viele Arten von Blattläusen. Sie haben einen kleinen Kopf, einen Saugstachel zwei Augen und darzwischen zwei Fühlhörner, und sechs Füße; sehen nach Beschaffenheit der Bäume und Gesträuche, worauf sie jung geworden sind und fressen, schwarz, grün, gelb, roth, braun und weiß aus, und sitzen Haufenweis, zwei- drei- bis vierfach dicht neben und über einander. Sie fressen unablässig, so daß Blätter und Knospen bald welk, schwarz und grau werden, und oft ganz verderben. Die Weibchen stechen die Blätter an, theilen die Häute von einander, und legen sodann ihre Eyer dazwischen; daher werden die Blätter,

worauf die Blattläuse wohnen, gleich krum. Sie vermehren sich erstaunlich schnell; denn eine Blattlaus bringt den Sommer über, drei bis viermal etliche hundert lebendige Junge zur Welt, und eine junge Blattlaus bringt gleich etliche Tage nach ihrer Geburt auch wieder Junge. Im Herbst legen sie Eier, damit im Frühjahr gleich wieder Junge da sind. Die dieß alles nicht wußten, haben geglaubt, sie fallen mit dem Thau aus der Luft, und nennen sie Mehlthau. Zuweilen wol, aber nicht immer haben die Blattläuse auch Flügel, so daß sie manchmal bei hunderttausenden in einem Garten können angeflogen kommen, wenn sie vom Winde aufgehoben und fortgetrieben werden. Sonst fliegen die geflügelten im Herbst auch wol von einer Pflanze zur andern, und suchen die ungeflügelten zur Begattung auf.

Die Blindschleiche, eine Schlange, wird wegen ihren sehr kleinen Augen so genennt: Einfältige glauben, sie habe gar keine.

Der Blutigel, der im sumpfigten Wassern lebt, und Menschen und Thiere ansaugt, weil Blut seine liebste Nahrung ist, thut dieß keineswegs darum, weil er bei dem Menschen Gift merkt.

Der Caracal, ein geschmeidiges und lebhaftes Thierchen, das die Biegsamkeit und Laune der Katze, und die Gestalt des Luchses hat; soll, welches aber unwahr ist, dem Löwen zum Spürhunde dienen.

Man glaubte sonst von dem Chamäleon, einer Eidechse, daß er alle mögliche Farben annehmen könne, so daß er auf Baumblättern grün, auf Stroh gelb werde ꝛc. die Veränderung seiner Farbe

be rührt aber theils von den auf ihn fallenden Sonnenstrahlen, theils auch daher, wenn er zornig wird.

Von der Gold-Drossel erzählte man sonst, sie bringe ihre Jungen Stückweise zur Welt, und setze sie durch ein gewisses Kraut zusammen.

Wenn Dauben, Hunde und Katzen bleiben sollen, so gebe man ihnen das erste mal Brodt zu fressen, das man unterm Arm hat warm werden lassen, — vermuthlich sollen sie nun durch die Witterung, welche sie nun von dem Menschen haben, angelocket werden. Von den Dauben soll man drei Federn aus dem linken Flügel in dem Daubenschlage annageln, und ein gewisses Sprüchlein dazu beten, sie dreimal um den Schenkel schwingen, an keinem Freitage zum ersten mal auslassen, so bleiben sie — wenn's ihnen gefällt. Kauft man etwas von Geflügel, und man will verhüten, daß es nicht wieder davon gehe, so führe man es dreimal um den Tischfuß, schneide von jeder Tischecke ein Stückchen ab, und gebe es den Thierchen zu fressen; es hilft, wenn sie sich von selbst gewöhnen.

Um allen widrigen Streichen auszuweichen, welche böse Leute den Dauben spielen könnten, darf man nur an die Thür die drei kraftvollen Buchstaben schreiben: C, M, B, — und Achtung geben, wie klügere Leute über solche Thorheit lachen werden.

Wenn man Jüngferchen ruft oder etwas singt, darin dieß Wort viel vorkommt, sollen die Eidechsen näher kommen. Sie scheinen die Gesellschaft der Menschen zu lieben, lassen sich aber durch je-

nes Anrufen gewiß nicht locken. Der Abergläubige denkt, Eidechsen wären ehedem Jungfern gewesen.

Die Eichblattswespe bohrt mit ihrem Bohrer, den sie am hintern Theile des Leibes hat, in die jungen Triebe, Blätter und Stengel der Eichen ein Loch und legt ihr Ey darein. Um so ein Ey her entsteht eine runde Erhöhung, die nach und nach hart, und endlich so groß als eine Haselnuß wird. Dieses Gewächs hat allemal ein Loch, das die Made (welche aus dem von der Wespe hineingelegten Ey entstanden) gebohrt hat, und wodurch sie nachher als Wespe geflogen ist. Die Galläpfel sind also eigentlich nicht solche Gewächse, die so wie Früchte auf den Bäumen wachsen, sondern durch eine Art Wespen verursachte Auswüchse auf Eichblättern.

Das Einhorn soll dem Pferde gleichen, und vor der Stirn ein ziemlich langes, einzelnes Horn haben. Es soll in dem Lande der Caffern (in Africa) gesehen worden seyn. Man hat das Einhorn beschrieben, abgebildet und findet es sogar in Fürstlichen Wappen. Demungeachtet ist es wahrscheinlich, daß es nie ein Einhorn gegeben hat; denn das Horn, was man öfters gefunden, und als von ihm kommend geglaubt hat, ist von dem Narwhall, einem grossen Fisch, welchem zween lange in einander gewundene Zähne aus dem Rachen hervorragen. Die Fabel, daß das Einhorn zwar vor der Sündfluth da gewesen, aber nicht mit in Noä's Arche gekommen, und daher ausgestorben sey, findet jetzt bei Niemand mehr Glauben.

Das Elendthier kann den Schlitten in einem Tage bis 20. Meilen durch den Schnee fortziehen, ohne nur einmal stille zu stehen oder zu fressen. Seine Haut ist sehr dick; und wenn sie gegerbt ist, so hart und fest, daß man mit einer Flintenkugel kein Loch in sie schiessen kann. Es ist so groß wie ein Pferd, und so stark, daß es einen Menschen oder ein Thier mit einem Schlage seines Vorderfusses tödten kann. Man darf nicht glauben, daß das Elendthier seinen Nahmen daher habe, weil es dem Elend oder der fallenden Sucht zuweilen unterworfen sey.

Weil die Ente alles sehr bald verdauet und wieder von sich bringt, so hat man von ihr gefabelt, daß sie nur einem gerade ausgehenden Darm habe. Auch hat man gesagt, daß aus einer Ente, die man im Topfe lebendig in die Erde grabe, lauter Kröten würden. — Welche Begriffe von der Fortpflanzung der Thiere! Die Meinung mag indeß daher kommen, daß zu einer vermodernden Ente, durch Geruch angelockt, sich Kröten finden, welche davon zehren.

Die Haupttheile eines Ey's bestehen aus der äussern harten Schale, aus dem Weissen und Gelben. Ersteres heißt wie bekannt, Eyerweiß, das andere Dotter. Damit nun aber das Dotter in der Mitte schweben bleibe, und sich mit dem Weissen nicht vermische, so hat es auf den Seiten zwei Bänder, von welchen es festgehalten wird: Man nennt diese Bänder gewöhnlich Hahnentritt und verbindet damit unrichtige Begriffe. — Zuweilen legen die Hühner auch Eier ohne Schalen, welche man Windeier nennt; und dann findet man auch Eier, worin zween Dotter sind. Es liegt aber das

rin

ein nichts vorbedeutendes, noch weniger kann man glauben, daß solche Hühner behext sind.

Die Faraonsratte, Faraonsmaus oder Ichneumon, ist fast so groß als ein Marder, und wohnt vorzüglich in Egypten an den Ufern des Meers und des Nils. In Egypten macht man sie zahm und gebraucht sie in den Häusern wie wir unsre Katzen zum Mäusen- und Rattenfangen: Aber sie machen ausserdem auf alles Jagd, was sie lebendiges vorfinden und bezwingen können, und fürchten sich sogar vor Hunden, Katzen und jungen Krokodillen nicht, sondern fallen sie an, und bezwingen und fressen sie. Die Krokodilleneier, die sie mit vieler List aus dem Sande zu scharren wissen, sind ihr beßter Fraß; und da sie deren oft 300. bis 400. zerbrechen, so werden sie für Feinde der Krokodille gehalten, welche die schädliche Vermehrung derselben hindern. Aber das ist ohnstreitig ganz falsch, daß sie den schlafenden Krokodillen durch den Rachen in den Leib kriechen, und darin die Eingeweide auffressen, so dann aber wieder durch den Rachen herauskommen, oder gar ein Loch durch des Ungeheuers Bauch bohren. Diese Fabel entstand vielleicht daher, daß der Scinx oder das Erdkrokodill dem schlafenden grossen Krokodill in den Rachen geht, ihm die Ueberbleibsel von dem Frase zwischen den Zähnen auszufressen.

Man weiß, daß die Feuersteine sehr hart sind, und daß sie sehr lange Zeit nöthig haben, um bis zu einer gewissen Grösse zu wachsen. Wenn der Feuerstein seine Vollkommenheit erlangt hat, sagt man, so hat sich in seinem Innern ein Diamant erzeugt. Man kam vielleicht dadurch auf diese Meinung, daß man an dem Feuerstein Eigenschaf-

ten

ten bemerkte, welche er mit dem Diamant gemein hat; denn er ist sehr hart, und schneidet daher wie dieser das Glas. Noch nie hat man darin einen Edelstein gefunden. Was man sich wünscht, das glaubt man überall erhalten zu können und zu finden: Daher wol dieser Glaube!

Ahorn oder Fliederholz darf schlechterdings nicht verbrannt werden, zumal in einem Hause wo Kinder sind, welche sonst schlechterdings nicht gedeihen würden. Daher findet man dergleichen Holz oft in Menge auf Strassen und Wegen, wo es so lange unangetastet bleibt, bis es verfault. Um so thörigter wird diese Holzverschwendung in solchen Ländern, wo Mangel an brennbaren Materialien ist.

Fliegen legen ihre Eier an allerhand saftige und unreine Orte; aber nicht auf Kleider, Bücher, Fenster und Wände, wie mancher unwissend glaubt; denn das ist blos ihr Unrath. Wären es Eier, die nach und nach lebendig würden, so würden ihrer bald eine so grosse Menge werden, daß wir uns vor ihnen nicht bergen könnten. Die Schmeisfliegen, Aas-oder Fleischfliegen legen ihre Eier auf das Fleisch todter Thiere, oder überhaupt aufs Fleisch; und diese werden gewöhnlich schon an dem Tage lebendig, wo sie gelegt sind, und fressen und lekken sich innerhalb neun Tagen so dick und voll an, daß sie sich verpuppen, und in neun oder zehn Tagen darauf schon als junge Schmeisfliegen davon fliegen können. Es ist durchaus nicht wahr, was doch viele immer noch glauben, daß in dem Fleische selbst der Stoff liege, woraus nachmals die Maden entstehen. Man sieht dieß offenbahr daran, daß wenn in ein Gefäß (welches etwa mit Leinwand so verwahrt ist, daß kein Insect dazu kann)

Fleisch gethan wird, welches noch ganz rein ist, keinesweges Maden hineinkommen, und daß es ganz in Fäulnis übergeht, ohne von Maden verzehrt zu werden. Man lasse aber das Gefäß offen, so daß Fliegen dazu können, und man wird bald die Maden darin sehen.

Bringt man am ersten März keinen Floh um, so wird man aus Dankbarkeit von keinem das ganze Jahr mehr gestochen — wenn man nemlich alles so reinlich hält, daß dieß Ungeziefer nirgend nisten kann.

Im blossen Schlam können Frösche und Kröten nicht erzeugt werden. Kein Geschöpf wird ohne Zuthun seiner Art erzeugt. Es ist hiebei ein fast allgemeines Vorurtheil! Wenn Frösche und Kröten ihre Eier nicht in den Sumpf legten, um sie von der Sonne ausbrüten zu lassen, so würden dergleichen Thiere da nicht zu sehen seyn.

Wenn die Laubfrösch knarren
So magst du wol auf Regen harren —

sagt das Sprichwort ganz richtig; denn sie haben eine Vorherempfindung von der Veränderung der Witterung, und sind sehr unruhig im Wasser und quaken, wenn es regnen will. Dieß ist kein Aberglaube; denn die Erfahrung bestätigt es als wahr. Man kan sie daher in ein Glas setzen, das mit Wasser gefüllt ist, und sie mit Fliegen futtern, um an ihnen die Wetterveränderungen wahrzunehmen. — Wenn man den ersten Frosch im Jahr auf dem trocknen sieht, so bedeutet es ein trockenes Jahr; sieht man ihn aber im Wasser, ein nasses: Aber einige werden ihn immer erst auf dem trocknen, andre im Wasser sehen, und damit die Meinung der einen oder der andern jährlich eintreffen.

Wenn

Wenn der Blutfluß davon vergeht; daß man einen Frosch in die Hand nimt, oder eine getrocknete Kröte unter die Achsel bindet, so rührt dieß wol von dem Abscheu her, den man vor diesen Thieren gemeiniglich hat. Dieser zieht die Gefässe der Haut zusammen, und verhindert dadurch den Blutausfluß. Wer sich vor diesen Thieren nicht ekelt, der verspürt davon die genannte Wirkung nicht.

Der stärkste unter allen Vögeln ist wol der braunrothe Geier, sonst auch Greif genannt. Er ist mit ausgebreiteten Flügeln 8 Ellen breit, und so stark, daß er ein Schaaf in der Luft wegführen kann. Ja wenn ihrer zwei beisammen sind, so fallen sie auch wol einen Ochsen an, und machen ihn todt. Einer hackt ihm die Augen aus, und der andre reißt ihm den Bauch auf, und zieht das Eingeweide heraus, bis er todt zur Erde fällt. Wem fallen aber hiebei nicht die Märchen ein, die vom Vogel Greif erzählt werden? wie er den in eine Haut genäheten Robinson soll übers Meer getragen haben, und von dem einige glauben, daß eine einzige Feder von ihm so groß wie ein Baum gewesen sey. Die Fabel vom Vogel Greif hat ihr Entstehen im hohen Alterthum; da ein naturhistorischer Schriftsteller, Plinius, das Daseyn eines solchen wilden Vogels annahm. Man übersetzte das von ihm gebrauchte Wort Gruphus, durch Greif. Unter den Gryphen aber ist ein besonderes Volk der Scythen zu verstehen.

Die Grillen, Heimchen oder Zirsen, die gewöhnlich in Küchen, Brau- und Backhäusern und andern warmen Orten wohnen, machen das bekannte Geschwirr, indem die Männchen ihre Oberflügel aneinander schlagen. Es giebt einfältige Leute,

welche

welche glauben, daß wenn die Grillen langsam und ängstlich schwirren, ein Unglück im Hause entstehe oder jemand darin sterbe. Nur so viel ist wahr, daß es bald regnet, wenn die Grillen hastig singen. Andre glauben, man dürfe keine Grille tödten, ohne Unglück ins Haus zu bringen, oder sie zerfräßen dem Kleider und Schuhe, der eine von ihren Cameraden umgebracht habe. Ueberhaupt aber glaubt man, daß sie Seegen ins Haus bringen — doch fressen sie Mehl und anderes: Wie reimt sich dieß?

Nordamerica ist das Vaterland des welschen Hahns oder Puters: Von da hat sich sein Geschlecht bis zu uns fortgepflanzt. Eh dem glaubte man Kalecut in Ostindien wäre es: Daher nennt man ihn noch jetzt unrichtiger Weise den Kalekutischen Hahn. Man glaubt, daß der welsche Hahn böse werde, wenn man zu ihm sage: „Ich habe mehr Noth wie du, und daß er den Muth sinken lasse, und mit dem Schweif kein Rad mehr schlage, wenn er seine schmutzigen Füße ansehe. Beides ist unwahr.

Wenn eine Henne krähet so bedeutet es Unglück — indem dieß eine Anzeige ist, daß sie zu gut gefüttert und zu fett geworden ist, und nun aufhören wird, Eier zu legen.

Wer eine Gluckhenne setzt, der legt die Eier vorher in eine Pelzmütze, und schüttet sie ganz geschwind in das Nest, damit die Küchlein alle auf einmal herauskommen. Kommen aber die Küchlein nicht sobald heraus, so brennt er Hollunderstengel auf dem Heerde, und glaubt, daß so wie der Hollunder knickere, auch die Eierschalen entzwei knickern und die Jungen herauskommen, — doch jedes Ding hat seine Zeit, und die Jungen werden nur durch Wärme ausgebracht.

Wer

Wer großkoppichte Hühner haben will, der setzt zu der Zeit, wenn er die Gluckhenne ansetzt, einen feinen Strohut auf: Denn Jacob, sagt man, machte bunte Stäbe, und legte sie über die Trankrinnen, um bunte Schaafe zu bekommen. Wer also etwas grosses auf dem Kopfe hat, indem er der Gluckhenne Eier unterlegt, der macht dadurch, daß die jungen Hühner grosse Koppen kriegen. — Jacobs Verfahren kann aber hier nichts beweisen; denn er verfuhr zweckmässig, und seine Stäbe konnten von den Schaafen gesehen werden: Wird die Gluckhenne eben so auf den grossen feinen Strohhut merken, da ihr die Eier untergelegt werden; und wird dieß von den erwarteten Folgen seyn können?

Der Abergläubige weiß auch Verhaltungsregeln, um so viel Hühner zu erhalten; er nimt das Stroh zum Nest aus einem Ehebett von der Weibsseite, wenn er viel Hühner haben will, hingegen von der Mannsseite, wenn er sich viel Hähne wünscht. — Ein sonderbares Geheimnis, daß die ergründen mögen, die daran glauben!

Wenn eine Frau eine brütende Henne ansetzt, so läßt sie dabei die Strümpfe lottern, die Haare fliegen, und ziehbt ihren schlechtesten Rock an, und glaubt dann, daß sie lauter Küchlein mit Koppen und befiederten Flügeln bekommen werde — bis sie vom Gegentheil überzeugt wird.

Wenn ein Huhn einmal ein ungewöhnlich kleines Ey legt, etwa von der Grösse eines Taubeneies (man nennt sie Bohreier) so soll man ein solches Ey in ein Ständerloch legen, wo es gerade einpasset, um zu verhindern, daß das Huhn nicht wieder so kleine Eier lege. Sicherer wird man dieß

erreichen, wenn man es besser futtert. Der Abergläubige aber meint, daß die Hühner, wenn sie gut legen sollten, in der Mittagsstunde am Neujahrstage mit allerlei Früchten unter einander gefuttert werden müßten. — Wird ein Huhn gesetzt, so müssen ihm die Eier, gerade wenn die Schweine einkommen, untergelegt werden, und man muß damit so geschwind laufen; wenn man sie ins Nest trägt, als die Schweine laufen, so kommen sie geschwind hinter einander aus — wenn nemlich die Eier frisch der Henne zugleich untergelegt werden, und man diese wärend dem Brüten gut futtert: dann hat man jenen Firlefanz, der zu nichts taugt, nicht nöthig, um das baldige und gleiche Auskommen der jungen Hüner zu befördern.

Junge Hausthiere sollen nicht an solche verkauft werden, von denen man weiß, daß sie dieselben zur Zucht behalten wollen, denn sonst laufe der Verkäufer Gefahr, daß seine eigenen Hausthiere ausarten oder schlecht gerathen — wenn er aus Geldlust nur das gute Zuchtvieh verkaufen, und das schlechte behalten wollte.

Die Heuschrecken oder Grashüpfer haben ihren Nahmen von Heu und schrecken, weil sie sich zur Zeit der Heuerndte besonders häufig auf den Wiesen aufhalten, und weil schrecken so viel heißt als springen oder hüpfen; denn sie springen mit ihrem zween Hinterfüssen über das höchste Gras weg, um ihre Nahrung zu finden, und ihren Feinden zu entgehen. Die, welche die Bedeutung jenes altdeutschen Worts nicht kannten, glaubten, sie hätten ihren Nahmen daher, weil Gott die bösen Menschen durch sie erschrecke, wenn sie nicht

Buße

Buße thun wollten; indem er eine grosse Menge über ihre Felder kommen und sie verderben lasse.

Holtz, welches einmal auf dem Feuerheerd war, darf nicht wieder herunter genommen werden. Klügere Leute geben davon den erträglichen Grund an: Man besorge, daß an dem Holze ein Funke seyn und Schaden geschehen möge.

Der Hund hat unter der Zunge einen länglich fleischigten Theil, den man Tollwurm nennt. Wenn ihm dieser genommen sey, glaubt man, so könne er nicht toll werden: Die Erfahrung aber lehrt das Gegentheil. — Kleine Kinder und junge Hunde dürfen nicht beisammen in einem Hause seyn, wenn man nicht Gefahr laufen wolle, daß die letztern auf Kosten der erstern gedeihen. Aber wer wird junge Hunde besser verpflegen als Kinder!

Wenn ein Hund in den Backofen sieht, so soll das Brodt abbacken — Freilich würde dieß geschehen, wenn der Backofen so lange offen stehen bliebe, daß die kalte Luft hineinschlagen könnte. Das Hineinsehen des Hundes kann aber dazu so wenig thun, als wenn es von irgend einem andern Thier geschähe.

Wer eine Katze oder einen Hund behalten will, der soll sie dreimal um den Heerd treiben, und sie mit dem Hintern an die Feuermauer reiben — besser aber, sie ordentlich futtern und gut halten, um zu machen, daß sie bleiben.

Wenn die Hunde heulen, so bedeutets Regen — Unglück; und man muß die Ohren zuhalten, das mann's nicht hört. — Daß die Hunde

 heu-

heulen, liegt in ihrer Natur, und durch das Ohrenzuhalten verhindert man es eben so wenig, als man Unglück dadurch entfernen kann.

Wer einer Katze Schaden thut oder sie todtschlägt, dem steht ein Unglück vor. — Beruht diese Meinung vielleicht darauf, daß man glaubt, die Hexen könnten sich am leichtesten in Katzen verwandeln; und diese würden sich für die Schläge rächen?

Wer ein vierblätterichtes Kleeblatt findet, der soll es aufheben und bei sich tragen, denn so lange er es hat, ist er glücklich. Da jedes Kleeblatt mehr nicht, als drei Blätter hat, so ist ein vierblätterichtes ein Misgewächs, und dieses sollte Glück bringen? Man darf es aber nicht gesucht, sondern muß es ohngefehr gefunden haben: denn da es unter dem Klee mehrere dergleichen giebt, so würden die vier Blätter bald ihr Glückbringendes Ansehn verliehren. Man findet Klee von fünf, sechs und sieben Blättern: Wie glücklich müßte der seyn, der eins der Art ungesucht fände? Aber noch nie ist jemand dadurch ausserordentlich gesegnet worden.

Die Igel, welche mit dem Stachelschwein die größte Aehnlichkeit haben, rollen sich zusammen, und wälzen sich über die unter den Bäumen liegenden Aepfel und Birnen so lange her, bis etliche an den Stachel stecken bleiben, und tragen sie so in ihr Loch. Daß sie aber auf die Obstbäume steigen, und reife Birnen und Aepfel abschütteln, um sie nachher zu fressen, auch den Kühen und Ziegen die Milch aussaugen, wie manche Leute glauben, ist völlig unwahr.

Die

Die Karpfen haben im Kopfe ein Knochenartiges Gewächs, welches man Karpenauge nennt, und es zu allerlei Dingen für gut hält. Ein wirkliches Auge ist es aber keineswegez.

Auf den Blättern des sauren Kirschbaumes bemerkt man bisweilen weißlichtgelbe Striche, die im kleinen die Gestalt einer Schlange nicht undeutlich vorstellen. Abergläubige Leute betrachten diese Abbildungen sorgfältig, halten sie für Vorboten des Unglücks, und machen davon allerhand Auslegungen, als wolle Gott dadurch Strafgerichte anzeigen, und das Getraide auf dem Felde durch Schlangen, Heuschrecken, Mäuse ꝛc. verwüsten laßen. Im Jahr 1773. sah man dergleichen Figuren auf gedachten Blättern in Menge, und die darauf folgenden Jahre waren doch sehr gute Kornjahre, und die Felder wurden weder von Heuschrekken noch von Mäusen, vielweniger von Schlangen verwüstet. Die Ursach von obigen Figuren auf den Kirschblättern ist diese: Ein gewisses kleines Insect, das man Minirer oder Schanzgräber nennt, legt seine Eier ganz einzeln auf die sauern Kirschblätter, die denn durch die Wärme der Sonne ausgebrütet werden. Aus denselben kriecht eine Made, die sich ins Blatt, und darin fortfrißt. Je grösser die Made, desto dicker wird der Strich. Der Koth, welchen sie von sich giebt, macht die schwarzen Puncte. Ohngefehr 14 Tage nach ihrer Ausbrütung aus dem Ey, geschieht ihre Verwandlung, da sie sich denn durch die Haut des Blattes durchfrißt, welcher Ort den Kopf der Schlange vorstellt. Würde es daher nicht thörigt seyn, dieß für Vorboten des Unglücks zu halten?

Es giebt eine Art von Pilzen oder Erdschwämmen, die man in den Apotheken kauft, und die, wenn sie getrocknet sind, die besondere Eigenschaft haben, daß sie alle die Thiere tödten, die blind geboren werden, z. B. Hunde, Ratten, Mäuse u. s. w. wenn man sie ihnen irgend worin eingiebt: Man nennt sie unweislich Krähenaugen.

Das Daseyn des Kraken hat man lange bezweifelt, und die Erzählungen davon für Fabel gehalten. Es hat sich aber würklich bestätigt, daß im Nordmeer zwischen Schottland, Norwegen und Island ein Thier sich aufhält, gegen welches der grosse Wallfisch vieleicht nur ganz klein ist. Am 5 August 1786. hat man ihn bei Schottland abermals beobachtet, und ihn 2 bis 3 Klafter d. i. 6 bis 9 Ellen über dem Wasser hervorragen sehen. Gewiß war er aber noch tief unter dem Wasser. Die Gesellschaft der Schiffer hat ihre Bemerkungen darüber zu Dundee in Schottland eidlich ausgesagt. Sie sahen den Kraken der eine englische Meile lang und hundert Klafter breit war, einige Meilen von der Insel Mey. Er soll in der äusserlichen Gestalt viel einer Spinne gleichen, und mit Baumdicken und Haushohen Fühlhörnern versehen seyn. Derjenige Theil des Rückens, der über dem Wasser zu sehen gewesen, soll, einer Insel gleich gesehen haben, auf welcher drei Berge hervorragten, einen großen Umfang gehabt haben und mit allerlei bedeckt gewesen seyn. — Der Krake soll auf dem Grunde des Meers wohnen, und nur im Sommer bei stiller Witterung, und zwar jeden Sommer nur einmal bis auf die Oberfläche des Meers, sehr langsam gerade heraufkommen. Bei dieser Gelegenheit glaubt man, fresse er sich auf ein ganzes Jahr satt; und um einen

recht

recht grossen Schmaus zu halten entledige er sich seines Unraths, der das Wasser trübe mache, und für die Fische einen so angenehmen Geruch habe, daß sie von allen Seiten in Menge herbei kämen. Nun öffne er seinen Rachen und verschlinge sie. Habe er denn seinen grossen Wanst gefüllt, so sinke er langsam wieder in den Abgrund, und verdaue an seinem Fraß ein ganzes Jahr. Vieleicht ist es auch blos ein natürlicher Trieb, wenn der Krake sich sehen läßt, wozu ihn die angenehme Witterung reitzt; denn man hat bemerkt, daß er bei Verändrung der Witterung wieder verschwindet.

Wenn sich **Krähen** um ein Haus her sehen lassen und schreien, so stirbt jemand daraus, sollte es auch nur ein Stück Vieh seyn. — Das geschieht denn freeilich in jedem Hause irgend einmal; die die Krähen aber haben das nicht verkündigt.

Die **Krebse** haben im Leibe kleine weisse Steinchen, die man in den Apotheken gebraucht, die man aber ganz unrichtig Krebsaugen nennt.

Der **Krokodill** legt sich ganze Stunden und Tage lang in das Schilf oder auf den Schlam, ohne Bewegung hin, so daß man ihn für einen Holzstamm ansehen könnte, und lauert so auf die Menschen, die am Ufer gehen, schlafen oder baden, um sie zu erwürgen. Sobald er einen Menschen sieht, schleicht er langsam näher, und wenn er so nahe bei ihm ist, daß er ihn mit einem Sprung erreichen kann, so fährt er plötzlich auf ihn los, und erwürgt und frißt ihn. Ist er ihm aber noch zu weit entfernt, so sucht er ihn mit seinem Schwanz niederzuschlagen; denn damit kann er auch den stärksten Ochsen tödten. Man glaubte sonst, der Krokodill lege sich ins Schilf, schreie da wie ein Kind,

 und

und wenn jemand zu Hülfe kommen wolle, so würde er von dem betrügerischen Thier angefallen und gefressen.

Es giebt Kröten, die, nicht darum, weil ihr Gift so gefährlich ist, sondern weil sie am Bauche Feuerrothe Flecken haben, Feuerkröten genannt werden. — Ein Insect, eines kleinen Fingers lang und dick, das am Brust und Kopf eine braunröthlichte Schale, wie ein Krebs, einen weissen Bauch, vier Flügel, sechs Füsse, und einen zweispitzigen Rüssel hat, wühlt wie ein Maulwurf in Gärten und Feldern, besonders unter der Oberfläche der Erde, und thut der Saat grossen Schaden: Man nennt es gemeiniglich Reitkröte. Die Gärtner säen Hanf unter die Gewächse, oder begiessen die Beete mit Salpeter oder Kalkwasser, um es zu vertreiben.

Soll eine Kuh nicht mehr als einmal mit dem Stiere laufen, so muß ein lebendiger blinder Hund stillschweigend inwendig vor die Stallthür eingegraben werden — es hilft, wenn der Stier nicht, durch Naturtrieb angezogen, wieder zur Kuh kommt.

Wenn das Vieh zum ersten mal im Frühjahr auf die Weide hinausgeht, so muß jede Kuh über einen Besen oder rothen Rock treten, damit sie besser gedeihe, und vor Krankheiten, Verhexungen u. dgl. sicher sey — das hilft, wenn sie gute Weide findet, nichts schädliches frißt und in dem Jahr keine grassirenden Krankheiten kommen: Vor dem Behexen ist sie ohnedem immer sicher.

Viele glauben, am äussersten Ende der Welt sey ein Magnetberg der, wenn ihm Schiffe zu nahe

he kämen, welche Eisen an sich hätten, sie so stark anziehe, daß sie scheiterten, und nichts davon gerettet würde. Allein 1. die Welt hat kein Ende, weil sie rund ist. 2. Die Magnete werden nur einzeln in der Erde gefunden 3. Alle Schiffe haben viel Eisen an und in sich; jedes würde daher angezogen werden müssen, wenn es einem solchen Berge nahe käm. 4. Der Magnet äussert nur in gewisser Entfernung seine Kraft; daher der Magnetberg die Schiffe nicht so viele Meilen, als man gemeiniglich glaubt, würde anziehen können, wenn auch einer da wär. 5. Kein Reisender hat ihn gesehen, und es ist daher zu glauben, daß man ihm in einer Spinnstube sein Daseyn gegeben habe. Er soll nach Mitternacht hinliegen (vermuthlich weil die Magnetnadel im Compaß ihre Spitze nach Mitternacht wendet) aber die Norweger, Schweden 2c. und Wallfischfänger wissen davon nichts: Wer könnte daher solchem Vorgeben Glauben beimessen?

Auch ist es Fabel, daß der Sarg Muhameds in der Luft schwebe, welches die Türken betrügerisch dadurch bewirkt haben sollen, daß sie zween grosse Magneten in Felsen angebracht hätten; denn ob es gleich Magnete giebt, die mehrere Pfunde Eisen an sich ziehen und halten, so können doch zwei in gewisser Entfernung angebrachte Magnete ein Stück Eisen nicht zwischen sich schwebend in der Luft erhalten, da man es auch mit aller Mühe nicht hat dahin bringen können, daß nur eine Nadel zwischen zween Magneten in der Luft schwebe. Auf folgendes aber kann der Leser sich verlassen: In der Stadt Medina in Arabien ist Muhameds Begräbnisort. Sein Sarg befindet sich in einer grossen Kirche, steht in einer Art von Thurm auf drei marmornen Pfeilern. Er ist mit einem Gezelt vom

schwersten Goldstoff bedeckt, und mit einer Menge Lampen umgeben, welche beständig brennen; und die Wände des Thurms sind mit silbernen Platten belegt.

Des Maulwurfs stärkster Sinn ist der Geruch, nach diesem richtet er sich im Wühlen unter der Erde; aber er hat auch Augen und Ohren, sieht und hört also. Diese sind jedoch mit Haaren so dicht bewachsen, daß man sie nicht bemerkt. Daher glaubte man sonst, der Maulwurf könne gar nicht sehen und hören, weil er keine Augen und Ohren habe, sondern er müsse alles riechen und fühlen. — Wenn die Maulwürfe im Frühjahr häufig aufwerfen, so prophezeihet der Abergläubige daraus guten Graswachs. Es mag wol seyn, daß die von Maulwürfen aus gutem Boden aufgestoßne Erde, wenn sie zu rechter Zeit gut zerstreuet wird, einen vermooseten Rasenboden zu jüngerer und süsserer Grasfrucht bringt; allein wenn man die Maulwürfe aus dieser Ursach sich vermehren, und die Wiesen wollte durchwühlen laßen, so würde der daher entstehende Schade weit grösser seyn, als der Nutzen. Man rottet sie vor dem Winter aus, ehe sie Junge bekommen, und es ist viel besser, die Wiesen mit guter Schutterde oder andern Dünger zu überfahren. — Wirft ein Maulwurf in der Stube (die nicht gedielet ist) so stirbt die Großmutter — wenn sie alt genug und entkräftet ist; oder ihr Ende durch Krankheit herbeigeführt wird.

Weisse Mäuse sollen, wenn sie sich in Menge zeigen, Hungersnoth bedeuten. — Freilich können sie dazu eine Mitursach seyn, wenn sie sich nebst den gewöhnlichen sehr stark vermehren, und das Getraide verwüsten.

Wenn

Wenn eine Maus am Kleide nagt, so bedeutet es Unglück. — Freilich immer ein Unglück, wenn Mäuse Kleider zerfressen, das man aber dadurch verhütet, wenn man das Haus von diesem Ungeziefer rein hält. Wer die zerfreßnen Kleider durch andre ersetzt, und bei Ermangelung des Geldes zu dessen Herbeischaffung unrechtmässige Mittel gebraucht, dem könnte daraus leicht noch ein andres Unglück entstehen. Zu Kato, einem weisen Mann, kam jemand früh, und klagte ihm ängstlich, er habe seine Hosen von Mäusen benagt gefunden. Kato antwortete: Es ist kein Wunder, daß die Mäuse die Hosen benagt haben; wenn aber die Mäuse von den Hosen wären benagt worden, das wär ein Wunder.

Im May oder Juni fliegen besonders des Abends eine Art von kleinen Schmetterlingen in Stuben rc. herum, welche man gemeinhin **Motten** nennt. Diese Motten legen ihre Eier in Pelzwerke und wollene Zeuge, und die daraus kommenden Maden zerfreßen dasjenige sehr, wohin sie von ihrer Mutter gelegt sind. Es ist also das fliegende Insect selbst nicht, das die Kleider zerfrißt, wie viele glauben, sondern die aus seinen Eiern entstehenden Maden. Nur schabt der kleine Schmetterling von dem Zeuge die Haare zusammen, klebt sie an einander und legt dahinein seine Eier.

Es ist ungereimt, zu glauben, die **Mücken** entstünden aus dem Wasser selbst, weil sie sich dabei besonders häufig aufhalten. Sie legen vielmehr ihre Eier in Sümpfe, Teiche und Wassergraben, indem sie sich auf ein schwimmendes Blatt oder sonst etwas setzen, und ihre Eier allmählig ins Wasser fallen lassen. Aus diesen Eiern kommen Lar-

ven

ven d. h. Maden, die da so lange kleine Wasserinsecten fressen, bis sie sich verpuppen, und die Mücken herausgeflogen sind.

Die Nachtrabe soll ein Vogel seyn, der durch einen lauten einförmigen Ton sich des Nachts in der Luft hören lasse. Man erzählt von ihm viel abgeschmackte Dinge. Einige bilden sich sogar ein, daß der Teufel sich in die Gestalt des Nachtraben verkrieche, und daß er demjenigen Hals und Bein breche, der sich unterstehe, ihm nachzurufen; daher seine Stimme dem Einfältigen immer schreckhaft ist. Aber es giebt keine Nachtrabe, sondern Rohrdommel und Fischreiher sind es, die wenn sie des Nachts fliegen, jenen lauten einförmigen Ton machen.

Die Neunaugen oder Pricken haben nur zwei Augen, ob sie gleich den Nahmen nach zu urtheilen, neun Augen haben müßten; denn die sieben Luftlöcher an ihrem Halse sind keine Augen, sondern Luftlöcher zum Athemholen. Oben auf dem Kopfe haben sie ein Spritzloch oder eine Röhre, durch die sie das Wasser einsaugen, und es hernach seitwärts aus den Luftröhren wieder wegspritzen. Einige sagen, es geschehe umgekehrt.

Die Neuntödter oder Würger sind nur so groß als Lerchen und Sperlinge, fressen die kleinen Vögel, die sie bezwingen können, und im Nothfall auch Insecten. Da glauben denn aber wieder einige, es sey der Natur dieser Vögel eigen, täglich gerade 9 Thiere zu tödten, und sie könnten nicht eher ruhen, als bis sie diese Anzahl gewürgt hätten.

Manchem Thiere hat der Aberglaube sogar den Nahmen gegeben. Der länglichte, hinten mit

Schwanz-

Schwanzgabeln versehene Wurm, der sich in Früchten und Blumen, besonders in Sonnenblumen aufhält, heißt Ohrwurm, weil er den Leuten in die Ohren laufen soll. Es ist ein blosses Märchen, daß er darauf ausgehe; denn er kann eben so wenig als andre Insecten das Ohrenfett vertragen. Der Wurm kriecht gern in alle Oeffnungen, und wenn er diesem Triebe nach einst jemand in die Ohren gekommen ist, so folgt noch nicht, daß es seine Natur so mit sich bringe.

Wenn ein Fuhrmann eine Otter- oder Schlangenzunge in seine Peitsche flicht, so werden seine Pferde ohne Schaden die größten Lasten ziehen, den Wagen nie stecken lassen, und sich nicht übersaufen. Der Fuhrmann kauft solche Zunge theuer, bringt sie in dem Peitschenstiel an, und hält diese dann über die Pferde, wenn sie saufen, traut also der Ottern- oder Schlangenzunge mehr zu, als seiner Aufmerksamkeit.

Der Paradiesvogel sieht sehr schön aus, ist ohngefehr so groß wie ein Staar, und hält sich in Ostindien auf. Er ist derjenige Vogel, von dem die Leute ehedem einfältiger Weise geglaubt haben, er komme aus dem Paradiese her, habe keine Füsse, schwebe immer in der Luft, und lebe von der Luft, und vermehre sich auch in der Luft, indem das Weibchen ihre Eier dem Männchen auf den Rücken lege, und darauf ausbrüten lasse, und falle nicht anders als todt zur Erde: Lebendig sey noch keiner herunter gekommen. Endlich aber entdeckte man den Betrug der Indianer, daß sie diese Vögel jung fiengen, und ihnen die Füsse abschnitten, und sie so den leichtgläubigen Europäern als Wundervögel theuer verkauften. Die Europäer betrogen damals

und

und betrügen noch jetzt die Indianer mannichfaltig: die Europäer waren doch aber so klug nicht, und die Indianer nicht so dumm, daß jene sich nicht hätten betrügen lassen, und diese ihre Betrüger nicht hätten wieder betriegen sollen.

Der Pelekan oder die Kropfgans ist so groß als ein Schwan, sieht fast ganz weiß aus, hat beinahe einen Ellenlangen und zwei Finger breiten Schnabel, und unter demselben einen langen tiefen Sack hängen, und frißt Fische und Würmer. Er steckt seinen langen Schnabel ins Wasser, thut ihn auf, und füllt seinen Sack mit Wasser, Fischen und Würmern an. Merkt er, daß er eine Mahlzeit Fische gefangen hat, so zieht er ihn heraus, und frißt sie nach Bequemlichkeit auf. Hat er Junge, so fliegt er mit vollem Sack zu ihnen hin, und speiet ihnen alles vor, was darin ist: Wasser, Fische und Würmer. Und von diesem Vorspeien kommt vermuthlich die Fabel, daß er sich die Brust aufhacke, und seine Jungen mit Blut füttere.

An einigen Pflaumen, die man besonders süß findet, sieht man eine Art von rauherm Ueberzuge, und sagt einfältiger Weise: der Fuchs habe sie beleckt.

Raben sollen in der Pfingstzeit kein Wasser saufen dürfen, und daher mit grosser Begierde Thau lecken — wahrscheinlich, weil sie damit zugleich Insecten überkommen, die ihren heissen Hunger stillen. Aus eben der Ursach fressen sie auch Schnee, weil dieß als etwas härteres ihren Hunger zu stillen scheint.

Daß es einen Rattenkönig mit zehn Köpfen geben soll, ist eine alberne Fabel, die vermuthlich auf

auf folgende Weise entstanden ist: Wenn die Ratten mit einander spielen, so verwickeln sie ihre langen Schwänze, daß sie so leicht nicht wieder von einander los kommen können. Da dieß nun vermuthlich einst ein Unwissender sah, und nicht wußte, was er daraus machen sollte, sagte er, daß er eine Ratte mit zehn und mehrern Köpfen gesehen habe, welche wol der Ratten König gewesen seyn würde. Andere glaubten das Wunderthier, und nun hatte man einen Rattenkönig: Aber er war nur in den Köpfen derer, welche gern glauben, was albern ist, ohne es selbst gesehen oder untersucht zu haben. Wo ein Stückchen vom Rattenkönig in einem Hause ist, sagt man, da bleibt keine Ratte. — Rattenschwänze sind auch nicht giftig, wie man gemeiniglich denkt, und die Katzen fressen sie nur darum nicht, weil sie einen für sie widrigen Geruch haben; weswegen sie auch die Spitzmäuse nur tödten, nicht fressen. Wenn es wahr wäre, daß die Katzen krank würden, nachdem sie einen Rattenschwanz gefressen, so könnte daraus nur dieß folgen, daß diese ihnen schädlich wären; denn nicht für alle Thiere ist ein und dasselbe Ding ein Gift.

Die Regenwürmer, welche in der Kühle der Nacht, oder wenn es geregnet hat, und daher der Boden feucht und trocken ist, aus der Erde hervorkriechen, sollen nach der Meinung einiger Unwissenden mit dem Regen selbst aus der Luft fallen.

Das Rennthier, welches dem Elendthier und dem Hirsch ähnlich ist, auch wie diese, Geweihe trägt, kann wenn es vor den Schlitten gespannt wird, in einem Tage wol 20 Meilen laufen. Sonst glaubte man, das Rennthier brauche keine Zügel, sondern man dürfe ihm nur ins Ohr sagen wohin es solle.

Der

Der Salamander ist diejenige Eidexe, von der man ehedem gefabelt hat, daß sie im Feuer nicht verbrenne, sie möge darin liegen so lange sie wolle. Sie ist eine Spanne lang und kaum Fingersdick, sieht oben glänzend schwarz und unten gelblicht aus, und hat auf den Rücken zwo Reihen Warzen, aus denen eine weisse Feuchtigkeit fließt, wenn sie in ein Feuer geworfen wird. Sie löscht dadurch die Kohlen um sich herum allmählig aus, läuft unbeschädigt fort, und geht wieder auf ihre Fliegenjagd. Wirft man sie aber in ein allzustarkes Kohlfeuer, daß ihre Feuchtigkeiten nicht hinreichend sind, die Gluth zu löschen, so verbrennen sie gewiß. — Wie man doch so geneigt ist, das was man bei dem ersten Anblick nicht gleich begreift, als Wunder darzustellen! In der Gegend von Trident werden im Frühling und Herbst viele Salamander gefunden. Man hat mit ihnen die Probe gemacht, und sie ins Feuer geworfen; aber sie haben es keinesweges gelöscht, sondern sind davon verzehrt worden. In Ostindien besonders giebt es diejenige Art Salamander, die sich, sobald sie auf glühende Kohlen geworfen werden, aufblasen, und aus den benannten Warzen eine schleimichte Materie sprützen, womit sie die nächsten Kohlen auslöschen, und sich so, wiewol nur auf eine kurze Zeit darin halten.

Die Schaum- oder Götschwürmer saugen im May oder Juni aus den Weidenblättern eine Menge Saft, und geben denselben als einen dicken weissen Schaum oder Speichel wieder so häufig von sich, daß man glauben sollte, die Weiden wären mit Schaum überzogen. Der Kukuk sucht die unter deme Schaum sitzenden Thierchen auf und frißt sie; daher nennt man diesen Schaum sehr unrichtig Kukukspeichel, weil man fälschlich glaubt, der Kukuk lege ihn hin.

In

In der Mitte des Augusts lassen sich am Abend kleine weisse Schmetterlinge mehrere Tage hinter einander in Menge sehen, welche sich begatten, länglichte Eier legen, und dann sterben. Man nennt sie Schneevögel, weil man glaubt, daß neun Wochen nach dem Tage, da man sie zuerst sah, der erste Schnee falle. Sollte nicht zu dieser Meinung die Menge und Farbe der Vögel, die des Abends wie Schneeflocken aussehen, Veranlassung gegeben haben?

Man glaubt, es gebe Schlangenbeschwörer d. i. solche Leute, die durch hergesagte Formeln oder Töne auf einer besondern Pfeife hervorgebracht, die Schlangen zwingen oder locken könnten, sich an einem Orte zu versammeln. Ein solcher steige unterdeß auf einen Baum, um von ihnen nicht angefallen zu werden. Folgendes aber ist gewiß: In einem Theile von Ostindien giebt es grosse giftige Schlangen, welche von den Einwohnern bei dem Laute eines blasenden Instruments, von Leder gemacht, gefangen werden. Wenn die Schlange diesen Laut, welcher immer verstärkt wird, höret, so erhebt sie ihren Kopf aus dem Grase, und fängt an zu zischen. Alsdenn nähert sich ihr der Schlangenfänger in aller Stille, und wartet, bis sie auf ihn losspringt; er weiß sich aber so behend zu drehen, daß sie sich um seinen Stab herumwindet. Hierauf schnürt er ihr den Hals so enge zusammen, daß sie den Rachen aufsperret, und die Giftblase auf ein Stück Scharlachtuch, welches er in den Rachen hält, ausleert. Dann schließt er sie in einen Korb, wo sie ihre Wildheit in wenig Tagen ablegt, da sie denn so abgerichtet werden kann, daß sie, wenn jenes Instrument geblasen wird, sich bis zur Hälfte erhebt, und tanzende Bewegungen macht.

Wer nicht betet, dem holen die Schwaben (schwarze Käfer) Mehl aus dem Mehlkasten — soll dieß etwa heißen: Er hat keinen Seegen?

Schwanen sollen wenn sie alt werden, besonders wenn sie ihr Lebensende merken, schön singen. Vor Zeiten glaubte man dieß, und die neuern Naturforscher bezweifelten es. — Herr Mongez hatte gehört, daß in dem Thiergarten zu Chantilly, einem ansehnlichen Flecken 10 Meilen von Paris ein singender Schwan wäre, und begab sich dahin, genauere Nachricht einzuziehen. Da sagte ihm der Aufseher über die Wasservögel, es wären in der That ein Paar Singschwäne in dem kalten Winter 1769 dahin gekommen, welche so zahm geworden wären, daß sie aus seiner Hand fräßen, auch hätten sie im Jahr 1782. vier Junge ausgebracht. Er zeigte sie, und machte würklich daß sie ihren Gesang anstimmten, welches auf die Art geschah, daß man eine zahme Gans zu ihnen brachte. Auf diese schwammen sie mit sträubenden Flügeln los, und würden sie blutig gebissen haben, wenn man sie nicht zurückgezogen hätte. Allein dieß geschah, und demungeachtet erhoben sie nun gleichsam ein Siegeslied, als ob sie überwunden hätten. Herr Mongez bemerkte, daß ihre Melodie aus den vier musicalischen Tönen e. f. d. c. besteht, von welchen das Männchen die beiden ersten allein singt, und wenn es an d. kommt, so stimmt das Weibchen ein e. f. 2c. und so geht es abwechselnd fort. Die letzte Note halten sie länger, als die übrigen, und ehe sie würklich singen, wiederholen sie mehrmals mit halber Stimme: kuk, kuk, kuk. Ihr Ton hat viel Aehnlichkeit mit dem Geschrei des Pfauhahns, und ist so stark, daß man ihn eine halbe Stunde weit hört. Wie ihre Jungen aus den Eiern gekommen sind, haben die Alten die-

sen

sen Gesang auf verschiedene Art und sehr lange gesungen: Ob sie aber ihr eigenes Sterbelied singen würden, konnte man damals noch nicht sagen, weil die Schwäne ein sehr hohes Alter, wie einige glauben, von mehrern hundert Jahren erreichen.

Die Nachtschwalbe, welche die größte unter allen ist, heißt sonst auch Hexe oder Ziegenmelker, weil die dumme Einfalt ehedem glaubte, sie thue Menschen und Vieh allerlei Tort an, und weil sie sich des Nachts in die Ställe schleiche, und den Ziegen die Milch aussauge. So etwas glaubt jetzt aber kein Vernünftiger mehr. Sie fliegt des Nachts, um die Nachtschmetterlinge zu fangen, die ihr zur Nahrung dienen; und daher kann es geschehen, daß sie zuweilen des Nachts oder in der Dämmerung an Scheunen und Ställen herumflattert. Allein dieß thut sie der Nahrung wegen, nicht, die Thiere zu melken, welches auch gänzlich mit dem Bau ihres Cörpers streitet. — Wenn die Schwalbennester am Hause zerstöhrt werden; so geben die Kühe Blut. Allein das Blutmelken der Kühe hat ganz andre Ursachen.

Wenn die Schweine zum ersten mal ausgetrieben werden, so muß man ihnen ein unterm Arme warm gewordenes Stück Brodt zu fressen geben, so können sie allein wieder nach Hause finden: das werden sie aber auch, ohne solche Witterung zu haben, wenn sie nur gut gefuttert werden.

Badet man die Schweinchen in dem Wasser, worin ein geschlachtetes Schwein abgebrühet ist, so wachsen sie vortreflich. — Aber es würkt dabei keine übernatürliche verborgene Kraft, sondern es ist die natürliche Würkung des Bades und der Reinlichkeit.

Wenn man Schweine gekauft hat, so schneide man eine Hand voll Borsten von ihrem Rücken, und lege sie unter die Schuhsole, oder unter das Grundholz des Schweinstalls; so kommen sie immer wieder, wenn sie sich auch noch soweit verlaufen haben.

Läßt man die Schweinchen über der Frauen Strumpfband, der Magd Schürze oder des Mannes Gürtel über die Schwelle springen, so kommen sie ordentlich wieder nach Haus — das geschieht aber immer, theils wenn man sie gut futtert, theils wenn sie ein auffallendes Merkzeichen am Hause nehmen können. Badet man die Schweinchen in Wasser, worin man ein geschlachtetes Schwein abgebrühet hat, so wachsen sie vortreflich — welches aber eine natürliche Würkung des Bades ist. Ein Schwein, das man zum ersten mal unter den Hirten treibt, lasse man über ein Stück der Schürze springen, dann kommt es wieder heim — wenn es den Weg von selbst findet.

Unter den Schnepfen giebt es eine Art, welche Heerschnepfen, Himmelsziegen, Haberböcke heissen. Sie geben einen Ton, der besonders des Nachts dem Furchtsamen Grausen erregt. Sie halten sich an sumpfichten Oertern auf, und das Männchen läßt so wol im Sitzen als Fliegen jene meckernde Stimme hören.

Wahrscheinlich ungegründet ist die Meinung von den sogenannten Seejungfern oder Sirenen. Die obere Hälfte soll Mensch von jungfräulichem Ansehen, die untere Fisch seyn. Sie sollen einen Gesang hören lassen, wenn Sturm kommt, oder wie andre wollen, dadurch die Menschen locken,

um

um sie unter das Wasser zu ziehen. — In den Seen des Königreichs Siam findet sich, wiewol sehr selten, ein Fisch, welchen man den Lamentirer nennt. Die Siameser heissen ihn auch den weiblichen Fisch, weil er zwei Weiberbrüste und Geburtsglieder hat, die den weiblichen ähnlich sind. Er nährt seine Jungen selbst. Seine Stimme ist klagend, daher hat er den Nahmen des Lamentirers. Sein Kopf hat sehr viel ähnliches mit einem Schweinskopfe. Wahrscheinlich ist es dieser Fisch, der zu den alten Fabeln von den Sirenen Gelegenheit gegeben hat.

Der Siebenschläfer ist ein Thier, fast so groß wie ein Eichhörnchen, und schläft gewöhnlich sieben Monate hinter einander, zuweilen länger, zuweilen kürzer, je nachdem der Winter heftig ist, oder nicht, lange oder nicht lange dauert: denn im Herbst legt er sich schon in sein Loch, rollt sich zusammen und erstarrt; im May erwacht er wieder, und kommt hervor. Doch erwacht er zuweilen auch mitten im Winter, wenn es nemlich etliche Tage hinter einander recht warm gewesen ist, steht auf, und sucht sich was zu fressen. Sobald aber die Witterung kalt wird, erstarrt er wieder, und seine Erstarrung ist so stark, daß man ihn rütteln und drücken darf, ohne daß er erwacht. — Einige denken, er schlafe durch sein ganzes Leben abwechselnd sieben Stunden, dann wache er eben so lange, und schlafe wieder ein; und daher habe er den Nahmen Siebenschläfer bekommen.

Wenn an jemand eine Spinne herumgekrochen ist, so sagt man, es sey eine Anzeige, daß er Gift bei sich habe, den die Spinne merke; und mancher ist alsdenn wol thörigt genug, zu laxiren, damit

das Gift, wonach die Spinnen kriechen, von ihm gehe. — Aber es ist ein Ohngefehr, wenn an jemand eine Spinne läuft; und daß sie kein Gift bei ihm wittere, erhellet schon daraus, daß in Deutschland die Spinnen nicht giftig sind. Andre meinen, daß der glücklich sey, dem früh Morgens eine Spinne auf der Hand krieche; der aber bekomme einen gelben Nagel am Finger, dem sie des Nachts über's Gesicht renne. Dieß kann wol einmal zu gleicher Zeit bei jemand erfolgt seyn, aber man kann daraus nicht schliessen, daß ersteres eine Folge vom letztern ist. Glück oder Unglück aber kann gewiß keine Spinne bringen: Die letztere Folge erwartet man, wenn man eine Spinne tödtet. Noch andre glauben, die Spinnen saugten das Gift aus der Luft an, und dulden sie deswegen gern in den Stuben, weil sie denken, daß da gesunde Luft sey, wo recht viel Spinnen sich befinden — ganz unrecht! Die Spinnen sind, wie gesagt, selbst nicht giftig, saugen daher gewiß auch nicht das Gift aus der Luft, und es ist dieß kein Bewegungsgrund, sie zu dulden. Ihr Nutzen besteht vielmehr darin, daß sie die Fliegen und Mükken, die uns beschwerlich seyn würden, in den Netzen fangen, die sie zu dieser Absicht ausgespannt haben. Sie selbst dienen den Vögeln wieder zur Nahrung, und diese nutzen uns Menschen. So ist in der Natur nichts überflüssig, und alles gereicht endlich zum Beßten der ersten Bewohner der Erde, zum Beßten der Menschen.

Man glaubt auch, daß aus einer Kreuzspinne, die man sieben Jahre in einer Schachtel verschlossen halte, ohne sie zu berühren, ein Diamant werde. Sicherer sey der Erfolg, wenn man die Schachtel in den Rauchfang hänge. Während den sieben Jah-

ren dürfe man nicht nachsehen, was aus der Spinne geworden sey. Doch selten hat der, der solch einen abergläubigen Versuch macht, Geduld genug, den Erfolg abzuwarten; und in diesem Falle glaubt er denn selbst, den Diamant verwahrlost zu haben, der sonst aus der Spinne ohne Zweifel gewachsen seyn würde, wodurch denn diese sonderbare Meinung erhalten wird. Immer aber fand man nach sieben Jahren in der sorgfältig verwahrten Kapsel, was man von einer verweseten Spinne finden konnte — Staub.

Im Erfurtischen Intelligenzblatt Stück 23. d. 7. Jul. 1788. findet man Nachricht von einem merkwürdigen Mineral, Spurstein genannt. — Im Jahr 1767) heißt es da) studierte in Jena ein Theolog, dessen Lieblingsstudium die Natur, besonders das Mineralreich war, wovon er mit Hülfe seines guten Vermögens eine schöne Sammlung besaß. Darunter hatte er als Seltenheit ein kleines Stück Spurstein, welches einem schwarzen Schiefer glich. Er hatte es um ein ansehnliches Stück Capital gekauft, und dieser Stein sollte, ich weiß nicht ob in Asien oder Africa, als eine Seltenheit gefunden worden seyn, und weit bewunderungswürdigere Eigenschaften haben, als der Magnet. Zwei der vorzüglichsten waren folgende

1. Es sollen mit diesem Stein grosse Wunder gewürkt, Familien unfruchtbar gemacht worden, und durch seine Kraft ausgestorben seyn; weshalb der Besitzer diesen Stein nur mit grosser Vorsicht zeigte.

2. Pulverisirte man von diesem Stein etwas, and streuete es in ein Zimmer, wo eine Person

 stark

stark ausdünstete; so zog dieß die von der Person ausgehenden Atomen an sich, und formirte daraus auf dem Platze, wohin es gestreuet war, einen Luftkörper.

Vor seinem Abschiede aus Jena machte der Besitzer folgenden Versuch zum Vergnügen seiner Freunde; — Er streuete ein wenig von diesem Stein in sein Wohnzimmer, in welches man durch ein anderes treten konnte, ohne eine merkliche Bewegung oder Zugluft zu verursachen. Unter einem Vorwande entfernte er sich, und hinterließ seiner Aufwärterin, einer gesunden robusten Magd, den Befehl, verschiedene Sachen, die er zu dem Ende im Zimmer umher gestreuet hatte, aufzuräumen, ohne jedoch Fenster und Thüren zu öfnen, noch weniger aber das Zimmer zu fegen. In der Gegend, wohin der Stein gestreuet war, hatte er Dinge hingelegt, welche die Neugierde der Magd reizten, so daß sie sich nach gehabter Erhitzung daselbst verweilte und ausdünstete. Der erwehnte Student nebst seiner Gesellschaft hielten sich unterdeß im Nebenzimmer auf, und sobald die Magd das Zimmer verlassen hatte, sie dieselbe in der Küche wieder mit Kochen beschäftigt gefunden, traten sie in das erwehnte Zimmer, und

sehen die Magd auf der Stelle, wohin der Spurstein gestreuet war, in eben der Gestalt stehen, wie sie selbige in der nemlichen Minute in der Küche gefunden hatten.

Nach einiger Zeit wurde ein Fenster und die gegen über stehende Stubenthür geöfnet, und — nun wandelte die Zugluft den Luftcörper der Magd in einen blaulichten Dampf, der sich wie Tobacksrauch

rauch wirbelte, in einer geraden Linie durch die Stubenthür über den Saal nach der Küche zog, und bei der (lebendigen) Magd verschwand. Uebrigens haben weder Magd noch Zuschauer etwas Widriges empfunden.

Gäbe es Spurstein *) von obiger Eigenschaft, so könnte man auch glauben, daß auf Kirchhöfen und anderwärts, geistige Erscheinungen statt finden könten; auch daß Personen, mit ihrem Cörper abwesend, dennoch an ihrem Schreibpulte sitzend oder sonst auf ihrem Zimmer gesehen werden könnten: Aber den genauesten Nachforschungen zufolge, ist obige ganze Geschichte vom Spurstein, nach allen ihren Theilen ein Märchen, wie es noch manche andre giebt.

Das Stachelschwein ist mit langen knöchernen Stacheln bedeckt, die es erheben und niederlegen kann; aber Fabel ist es, daß es seinem Feinde mit grossem Gerassel entgegen laufe, und einen Stachel auf ihn schiesse.

Sonderbar und merkwürdig ist es, daß der Stockfisch seine Gedärme und Magen zum Maul herausstrecken kann, um sich aufs neue wieder anzufressen: dieß ist kein Aberglaube.

*) Spurstein ist in der Mineralogie ein Geschlechtsnahme für alle Steine, welche Abdrücke von versteinerten Pflanzen, Thieren, Menschen, Korallen u. dgl. enthalten, und gehören mehrentheils zu dem Geschlechte der Kalkerden. — Auf Schmelzhütten beim Zugutemachen des Kupfers, wird ein Product gebraucht, das Spurstein, auch Dünnstein und dünne Lech genennt wird.

Von Tauben soll man drei Federn aus dem linken Flügel im Schlage annageln, um sie bleiben zu machen: Aber besser, daß man sie gut futtert.

Fabel ist es auch, daß der Vielfraß, wenn er allzuviel gefressen habe, zwischen zween nahe beisammen stehende Bäume dringe, und seinen dicken Wanst hinten ausleere, um von neuen fressen zu können.

Die Meinung, daß es Waldteufel gebe, ist ohne Zweifel daher entstanden, daß jemand da, wo er es nicht vermuthete, einen grossen Affen sah, den er entweder nicht kannte, oder weil ihm der Anblick Schrecken verursachte, so sah er auch Hörner am Kopfe, Bockfüsse rc. Aus dieser Meinung entstand im Brandenburgischen ein Todtschlag. Das Gerücht von einem Waldteufel gieng in dem Ort so allgemein, daß die Obrigkeit Nachsuchung thun ließ. Ein Bauer sah jemand am Wege schlafen, als er zu Markte fuhr, und gieng vorsichtig vorbei. Im Heimwege, wo vieleicht der Brantwein seine Einbildungskraft erhitzt hatte, traf er auf einer andern Stelle einen anders gekleideten Menschen, einen Töpferjungen auch schlafen, schlug ihn hastig todt, und machte selbst die Anzeige von seiner vollbrachten vermeintlich guten That.

Der Fisch, das Petermännchen ist keineswegs der, in dessen Munde der Apostel Petrus ehedem einen Stater fand; auch ist Jonas nicht von einem Wallfisch, sondern von einem Haifisch verschlungen worden: denn der Wallfisch hat nur eine so grosse Kehle, daß er Heeringe verschlucken kann, und hält sich nicht im Mittelländischen, sondern im Nordmeer auf. — In Frankreich war die Heeringsfischerei

fischerei wegen der Gefräßigkeit der Hai- oder grossen Raubfische, die an den Heeringen das Näherrecht vor den Menschen ausüben, sehr schlecht ausgefallen. Man stellte deshalb öffentliche Processionen d. h. feierliche gottesdienstliche Umgänge, von Marienbildern, Crucifixen, Fahnen begleitet, an, und that die Haifische in den Bann d. h. ließ sie durch einen Priester, der das Meer mit geweihetem Wasser besprengte, Kreuze darüber hinmachte und betete, feierlich verfluchen: ohne daß jedoch diese darüber ihren hungrigen Magen vergassen, und die Heeringe nicht fernerhin zu tausenden verschlangen.

Gedrehete **Weiden**, womit man z. B. Holz umwindet, sollen mit demselben nicht zugleich aufgebrannt werden: denn wenn eben eine Henne im Hause brütete, so müßten die Küchlein verdrehete oder sogenannte Wehdebeine bekommen.

Ein Mensch, der den **Wolf** eher sieht, als der Wolf ihn, darf nicht fürchten, daß ihm Leid geschehen werde: Wenn aber der Wolf den Menschen eher sieht, so ist der Mensch in Gefahr. Es ist bekannt, daß fast alle wilde Thiere vor dem Menschen eine gewisse Furcht haben, wenigstens ihn nicht so leicht anfallen als andre Thiere, besonders wenn sie merken, daß dieser unerschrocken auf sie losgeht. Dieß ist Erklärung obiger Meinung.

Wer das Nest von Zeisigen bei sich führt, soll vor Dieben sicher seyn.

Doch genug! Schade, daß man eine so schöne Wissenschaft: die Naturgeschichte, durch Aberglauben auf so mannigfaltige Weise verunstaltet hat.

Ge-

Gewisse Nachrichten über das Wahrsagen aus den Sternen und dem Gesicht; auch etwas über Physiognomie: daß die Zigeuner die Feuerwurzel besitzen, und aus den Händen wahrsagen, oder von der Chiromantie. Vom Wahrsagen aus der Caffeetasse, dem Wasser und von andern Arten der Wahrsagung. Vom Klingen in den Ohren; vom Wahrsagerloos, Karteschlagen, Punctiren; vom Helfergeist. Endlich auch vom wilden Jäger und von zween Unholden.

Unter der Astrologie, welche ehedem so grosses Ansehen hatte, versteht man die lose Kunst, aus den verschiedenen Stellungen der Gestirne und ihrem Laufe zukünftige Begebenheiten z. B. die Veränderungen des Wetters, die Fruchtbarkeit der Erde in einem Jahr, die Schicksale ganzer Reiche und einzelner Menschen, und den Ausgang ihrer Unternehmungen vorher zu sagen. Der Ursprung derselben ist im Heidenthum zu suchen, die Gestirne wären beseelt oder belebt. Man schrieb es ihrer innern, vortreflichen und göttlichen Natur zu, daß sie sich bewegen, und glaubte, daß Gottheiten darauf befindlich wären, durch welche die Schicksale der Menschen, und die Begebenheiten auf der Welt regiert würden, welche man durch fleißige Beobachtung derselben voraussehen könne. — In den folgenden Zeiten glaubte man, Gott habe einem jeden Planet einem Erzengel zugeordnet, der Legionen

nen Engel unter sich habe. Sobald nun ein Kind geboren würde, sende der Erzengel einen seiner Untergebenen, der Zeitlebens bei dem Kinde bleibe; welches denn auch solche Eigenschaften bekomme, als der Planet habe, unter welchem es geboren sey. Selbst Philipp Melanchton, der gelehrte und redliche Gehülfe Luthers zur Reformation, war von dieser Art des Aberglaubens angesteckt, und suchte durch Astrologie sein Lebensende zu erfahren. Als er daher um die Zeit, auf welche er sich seinen Tod prophezeihet hatte, zu der Versammlung der Theologen reisete, die 1540. zu Hagenau gehalten ward, setzte er vorher zu Wittenberg ein Testament auf, verfiel aber unterwegs, schon zu Weimar in eine tödtliche Krankheit, die ihren Grund lediglich in seiner Einbildung hatte. Der Churfürst von Sachsen schickte Luthern von Wittenberg dahin, dem kranken Melanchton mit Trost beizustehen. Als dieser ankam, fand er ihn beinahe in den letzten Zügen; die Augen waren schon gebrochen, Sprache und Gehör ihm vergangen; er kannte niemand mehr. Luther erschrack darüber sehr, nahm den schon halb erstorbenen Mann bei der Hand, und redete ihn mit den Worten an: Sey getrost Philippe, du wirst nicht sterben. Ob Gott schon Ursach hätte, dich zu tödten, so will er doch nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe! — Melanchton erhohlte sich, und wurde gesund: Wäre er aber gestorben, so würden die Freunde der Astrologie dieß als einen Beweis für ihre Kunst angeführt haben; jetzt aber schwiegen sie weislich still.

Ein Mensch, der gewiß glaubt, daß er auf einen bestimmten Tag sterben werde, kann allerdings durch Einbildung sterben; denn je näher derselbe

selbe komt, desto lebhafter werden die Todesvorstellungen; alle Bewegungen des Cörpers gerathen in Unordnung, verursachen wirklich den Tod, und der Abergläubige ist dahin. Der Aberglaube hat die Meinung gebracht, daß bei der Geburt eines Menschen ein neuer Stern an den Himmel gesetzt werde; je nachdem der Stern leuchte, sey das Schicksal des Menschen gut oder böse: Er werde reich, wenn dieser schön glänze, im Gegentheil aber arm; er sterbe, wenn sein Stern vom Himmel falle. Die Verbindung des Juppiters oder der Venus mit den Monde sey bei der Geburt der Kinder glücklich; die des Saturns und Mars unglücklich. Aber die Gestirne halten einmal wie das andre ihren Lauf, wie könnten sie dem neugebohrnen Kinde Glück oder Unglück verkündigen, oder die Begebenheiten der Welt und Menschen anzeigen? Eben so wenig können sie auf die Denkungsart des Menschen Einfluß haben. Schon ein weiser Heide: Cicero, erklärt das Wahrsagen aus den Sternen für das was es ist, für Aberglaube. "Es ist zu wenig, sagt er, es Thorheit zu nennen, wenn man ein Kind nach der Beschaffenheit des Himmels beurtheilt, es ist Unsinn. Woher kommt es denn, daß oft Zwillinge, die doch unter einerlei Gestirne geboren sind, so verschiedene Schicksale haben? Wie weit sind die Planeten entfernt? Kann man sich ihren Einfluß als möglich vorstellen? Es wäre gewiß vernünftiger, wenn man sagte, die Veränderung des Windes und Wetters hätten Einfluß auf die Geburt des Menschen u. s. w."

Bestimmten die Gestirne des Menschen Denkungsart und Schicksal, wozu hätten sie den freien Willen? Die welche in einer Schlacht das Leben verliehren, sind gewiß nicht unter einerlei Gestirn

ge-

geboren. Die Wahrsagungen der Astrologen, wenn sie auch nach allen Regeln der Kunst gemacht worden wären, können nie die Probe halten.

Unter hundert Personen, welche sich die Nativität stellen lassen (so nennt man es, wenn jemand sich von einem Sterndeuter aus dem Gestirn, unter welchen er — wie er glaubt — geboren wird, auf dem Tage seiner Geburt u. dgl. das Zukünftige vorhersagen läßt) wird immer nur bei sehr wenigen der Erfolg mit dem Vorhersagen übereinstimmen, und wenn es geschieht, so ist es zufällig. Man ist geneigt, die Begebenheiten des zukünftigen Lebens als solche zu betrachten, die der Sterndeuter vorher gesagt hat. Mir soll es gleichgültig seyn, wenn man mir sagt, daß der Anblick des Gestirns in der Stunde meiner Geburt lächelnd oder drohend gewesen ist. Können Cörper, die sich ihres eigenen Daseyns nicht bewußt sind, und welche die ihnen vom Schöpfer angewiesene Laufbahn nach unwandelbaren Regeln fortgehen, mir von künftigen Dingen Nachricht ertheilen? Soll ich zu einer unempfindsamen Materie meine Zuflucht nehmen, um vorwitzig mein Schicksal zu wissen, das der Schöpfer aus weisen Ursachen mir verborgen hat? Nein! ich will meine Augen nach jener ungezählten Menge von Sternen hinrichten, und darin die Allweisheit und Allmacht des Schöpfers bewundern. Nie soll mich ihr Anblick zu dem thörichten Gedanken verleiten, von ihnen die Zukunft lernen zu wollen.

Dagegen die Sternkunde (Astronomie) welche uns die Grösse der Himmelscörper, ihre Entfernungen und Bahnen lehrt, ist nicht nur erlaubt, sondern auch sehr nützlich. Sie beruht auf sichern

Grün-

Gründen und Erfahrungen; gerade das Gegentheil aber findet bei der Astrologie statt: Sie ist trügerischer als das

Wahrsagen aus dem Gesicht.

Freilich, wenn ein äusserst boshaft aussehender Mensch mit diesem seinen Aussehen ein äusserst schlechtes Betragen verbindet, so kann man wol vorhersagen, daß es mit ihm kein gutes Ende nehmen werde. Wenn ein äusserst freundlich aussehender Betrüger in seinen Betrügereien fortfährt, so kann man vorhersagen, daß sie endlich an den Tag kommen, und er den verdienten Lohn empfangen werde. Und wenn der gute Mann, dem Ehrlichkeit aus dem Gesichte hervorleuchtet, rechtschaffen denkt und handelt, so kann man ohne Wahrsagerkünste wissen, daß sein Ende gut seyn werde. Aber lediglich nach den Zügen des Gesichts jemandes Schicksale vorhersagen wollen, ist Thorheit: Nur Handlungen ziehen Lohn oder Strafe in der Welt nach sich; und es ist wahr, was das Sprichwort sagt, daß jeder seines Glückes Schmid ist. *)

Phy-

*) Johann Christian Lumnitz aus Wolferschwenda im Fürstlich Schwarzburg-Sondershausischen Amt Klingen, verübte schon als Knabe mancherlei schlechte Handlungen, und kam darinn immer weiter. Endlich gerieth er im Hannoverschen wegen begangener Räuberei in die Hände der Gerechtigkeit, und ward auf einige Jahre zur Karre in Hameln verurtheilt. Als er wieder loskam, begab er sich in seinem Geburtsort, und lieferte kurz darauf ein Sondershäusisches Landskind in die Hände Preussischer Werber. Dieß kam durch die Gastwirthin in Wolferschwenda aus, und er wurde dafür mit zweijähriger Zuchthausstrafe belegt. Als er auch hier wieder loskam, ließ er sich ein Attestat von der Landesregierung geben, um zu seinem Bruder nach Schlesien zu reisen. Kaum war er

Physiognomie ist diejenige Wissenschaft, da man aus dem Zügen des Gesichts jemandes Charac- ter

er etwa acht Tage fort, so wurde jene Gastwirthin, welche als Wittwe in ihrem Hause lebte, ermordet im Keller gefunden. Weil nun Lumnitz mehrmals gegen verschiedene Personen sich hatte verlauten lassen: er werde es der Gastwirthin schon gedenken, und weil ein benachbarter Pachter drei Tage vorher, diesen Lumnitz bei später Abendzeit in der Flur herumschleichen und sich aus dem Wege gehend gesehen hätte, fiel der erste Verdacht auf ihm denselben. Es wurden also Steckbriefe vom Amte Klingen nach Schlesien nachgeschickt, und als er zu seinem Bruder kam, hatte dieser schon Tags vorher von dortiger Regierung Befehl erhalten, seine Ankunft sogleich anzuzeigen; und so wurde er schon nach drei Stunden wider sein Vermuthen in Verhaft genommen, und nach Klingen ausgeliefert. Fast ein Jahr hatte er, in starke Fesseln geschmiedet, hingebracht, als das letzte Urtheil ihm das Schwerd zuerkannte, und Hr. Pastor Rudorf als Prediger in Klingen, den Auftrag erhielt, ihn zum Tode vorzubereiten. In diesen Vorbereitungsstunden äusserte der Mörder viel biblische Belesenheit, und suchte Anfangs seine That mit Kains und Mosis Beispielen zu entschuldigen. Uebrigens gestand er die That ein, und daß er dabei mit völliger Ueberlegung zu Werke gegangen; wobei er erzählte, auf welche Weise er die Mordthat verübt habe. In den letzten Vorbereitungsstunden äusserte er auch: „Er hätte wol entkommen können, wenn er gewollt hätte, aber es sey ihm einmal solch Schicksal bestimmt, daß er unter Scharfrichters Händen sterben müsse; dieses allein habe ihn bewogen, da zu bleiben.„ Auf die Verwunderung des Predigers, bat er, den Amtmann Niebecker rufen zu lassen, ließ in dessen Gegenwart sich die Fesseln anlegen, nahm einen hinter sich versteckten, krumgebogenen Nagel, und öfnete damit ein Schloß nach dem andern, so daß er bald frei vor ihnen stand. Er versicherte auch, daß er diese Fesseln nicht länger, als acht Tage getragen, alsdenn sie alle Nächte abgelegt habe; zeigte hierauf, daß er statt durch die eiserne Thür, durch das Ofenloch hätte entwischen können, indeß die Wache beim Gerichtsdie-ner

ter zu errathen sucht. Man kann nicht in Abrede seyn, daß manchem Menschen die Falschheit, List, Dummheit u. s. w. und einem andern Aufrichtigkeit,

ner gelegen und geschlafen habe. — Auf die darüber bezeugte Verwunderung antwortete er: Ich mußte doch einmal mein Leben am Galgen enden — und erzählte darauf folgende Geschichte: „In Hameln mußte ich in der Karre gehen. Da sagte mir einmal ein Soldat: Höre Lumnitz, du hast ein fatales Gesicht, zeige mir doch einmal deine Hand! Ich habe studirt, und will dir gleich sagen, was für eines Todes du sterben mußt. Dann sagte er weiter: Du kommst an den Galgen, darauf kannst du dich sicher verlassen. Indessen hüte dich vor den Soldaten! denn wenn du unter diese kommst, so wirst du noch früher als sonst gehangen.„ Diese Vorhersagung gab er als die Ursach an, warum er nicht früher hätte entspringen mögen, so wie sie auch der Bewegungsgrund zu seinen nachher verübten Bosheiten gewesen wäre, weil der Gedanke: Der Galgen sey ihm in das Gesicht gezeichnet, und daß er doch hängen müsse, wenn er sich auch bessern wolle, sein Gemüth wild und verzweifelt gemacht habe.

Am Dienstage vor Pfingsten 1788. wurde ihm der Kopf abgeschlagen, und jedermann bewunderte die ungewöhnliche Standhaftigkeit, und äusserlich scheinbare Beruhigung, die er bei seiner Hinrichtung bewies: Er sah allen Zubereitungen zu seinem Tode zu. Er wurde aufs Rad gelegt, und predigte vom Klingeschen Hochgericht allen Obrigkeiten die Lehre, daß sie das Nachschwerd der Gerechtigkeit in Zukunft immer seltener zu zücken, immer weniger Menschenblut zu vergiessen haben würden, je ernstlichere Anstalten sie träffen, durch bessern Unterricht des Volks in Schulen und Kirchen, den Aberglauben auszurotten, und die Roheit der Sitten zu mildern. Möchte das Krächzen der Raben, die am Hochgericht das Fleisch unsrer hingerichteten Mitmenschen fressen, die Schreier wider Aufklärung der Vernunft überstimmen; und möchte der gräuliche Anblick in der Luft verfaulender Christen, alle die dazu mitwirken können, überzeugen, daß noch grosse Verbesserungen im Unterricht, und der öffentlichen Uebung des Christenthums zu machen sind, ehe dieses Geschenk des Himmels seinen ganzen Seegen über die Menschheit verbreiten kann.

keit, Ehrlichkeit u. s. w. gleichsam aus den Augen zu lesen ist. Etwas von jemandes Sinnesart kann man aus seinem Gesicht allerdings abnehmen; aber dieß ist nicht untrüglich; und man geht weit sicherer, wenn man jemand nach den Erfahrungen beurtheilt, welche man über seine Denk- und Handlungsart gemacht hat.

Zigeuner

haben, wenn es auf Wahrsagen ankommt, bei dem Unwissenden grosses Ansehen. Sie die unregelmässigsten Menschen lügen, und man glaubt gern, daß es Wahrheit sey, weil sie immer etwas angenehmes verkündigen. Man giebt ihnen Butter, Fleisch, Speck, Geld oder was sie sonst verlangen, und hält gläubig die Hand hin, von ihnen sein künftiges Schicksal zu erfahren. Unter andern geben sie auch vor, die Feuerwurzel zu besitzen, welche die Kraft haben soll zu verhindern, daß etwas angezündet werde. Ihrem Vorgeben nach, bekommen sie dieselbe in grosser Menge alle Jahre aus Egypten, wo sie auf einem hohen Berge wachse. Sie wohnen bei ihrer umherziehenden Lebensart meistens in Scheunen, und sind genöthigt, Feuer darin anzumachen, um ihre Speise zuzurichten, und sich vor Kälte zu schützen: der Eigenthümer der Scheune würde ihnen dieß nicht gestatten, wenn sie ihn nicht beredeten, es könne wider ihren Willen weder die Scheune noch sonst etwas in Brand gerathen. Geschieht dieses nun wirklich nicht, so ist gewiß nicht die Wurzel oder die braune Kugel die Ursach, welche sie an dem Hauptbalken des Gebäudes vernageln, sondern ihre Vorsichtigkeit, und die Sorgfalt, womit sie das angemachte Feuer beobachten. Schade; daß diese Menschen nicht zur Arbeitsamkeit angehalten wer-

hen, und noch im manchem deutschen Lande umherziehen dürfen, um die ruhigen fleissigen Einwohner zu pressen, und Einfältige zu betrügen.

Unter den Wahrsagerkünsten ist nichts so gemein, als das

Wahrsagen aus den Händen.

Der Trieb, das Zukünftige zu wissen, ist an sich sehr unschuldig, wenn er durch Vernunft regiert wird; aber die meisten Menschen folgen diesem Triebe blindlings auf thörichte, lächerliche Weise, und sind zufrieden, wenn ihnen nur wahrgesagt wird. Die albernsten Prophezeihungen finden oft den mehrsten Beifall, und man kann nicht leichter zum Ansehen gelangen, als wenn man recht viel thörichte Dinge vorhersagt, denen es jeder Vernünftige sogleich anmerkt, daß sie niemals erfolgen werden. Eine alte Zigeunerin wird dem Abergläubigen ehrwürdig, wenn sie prophetisch den Mund öfnet, und ein Verrückter wird bewundert, wenn er wahrsagt. Die Zigeuner sind dreust genug, mit ihren Wahrsagereien sich jedem aufzudringen, und unverschämt, zu sagen, daß man es bedauren werde, wenn man sie nicht hören würde. „Gott grüsse dich, mein Herr, rufen sie, Ach was hast du für ein gutes Herz, und hast doch so viele Feinde und Neider, die immer mit dir umgehen, und dir so freundlich begegnen. Du wirst sehr alt werden, grau wirst du werden, und du wirst auch seelig werden.„ — Vergebens bietet man ihnen ein Allmosen an, um weiter zu gehen, oder heißt sie schweigen. „Wir sind auch Christenleut, antworten sie, und glauben an den Herrn Jesum; aber höre uns an, wir haben bei Generals und Obersten Gehör gefunden. Es steht dir ein groß Unglück bevor: Hüte dich vor zwei Paar Schuhen!

Du

Du kannst es aber vermeiden. Hör mein Herr! es ist nicht gut, daß alle Leute alles wissen; ich kann dir hier auf der Strasse nichts sagen; komm mit mir, so will ich dir die beschreiben, denen du so viel trauest, und die dich doch von Herzen hassen. — Ach du hast heimliche Feinde, und dein edles Herz macht, daß du es nicht merkest. Höre mich an, mein Herr, ich will dir alles sagen, was sie vorhaben u. s. w.„

Die Zigeuner richten ihre Prophezeihungen sehr allgemein ein, so daß sie jeder auf sich anwenden kann. Wer sollte nicht Feinde haben; wer es wenigstens nicht glauben, wenn ihm dieß gesagt wird? Wer sollte nicht Ursach zu haben glauben, sich wie die Zigeunerin sagt, vor zwei Paar Schuhen zu hüten? Wer nicht gern glauben, daß ihm Glück oder Unglück bevorstehe? — Man sagt, um seine Thorheit oder Leichtgläubigkeit zu entschuldigen, daß die Zigeunernachrichten doch zur Warnung dienen können; unter diesem Vorwande hört man ihr Geschwätz an, und glaubt am Ende doch, daß es wahr seyn könne, hängt den dadurch erzeugten Gedanken nach, und kann ihrer oft nicht los werden; Mistrauen, Beleidigungen und Feindschaften sind gewöhnliche Folgen davon. In einem Eisenachschen Dorfe hielt sich zu Ende des Jahrs 1793. ein Haufen Zigeuner nur einen Tag lang auf, nachdem ihre Pässe in Eisenach erneuert worden waren, und nahmen nach ihrem eigenen Geständnisse 22 Thaler aus diesem Dorfe mit fort — für Weissagungen, Häuser vor Feuer festzumachen und andre dergleichen Betrügereien. Um eben die Zeit wurde in demselben Dorfe eine Collecte für die Armen gesammlet, denen dafür das bettelnde Absingen vor den Häusern unter-

sagt war, und es kamen 1 Thaler 2 groschen ein. Wenn man hiebei bedenkt, daß selbst der unbedeutendste Aberglaube dadurch, daß er mit vielem andern bedeutenden zusammenhängt, selbst bedeutend wird, so kann man wol nicht mehr über Nutzen oder Schaden ungewiß seyn, oder die Meinung durchsetzen wollen, daß es doch auch unschädlichen oder gar nützlichen Aberglauben gebe.

Fast bei jedem Menschen liegen abergläubige Neigungen verborgen; freilich bei dem einen mehr, bei dem andern weniger. Der Mensch ist geneigt, sich selbst zu betrügen, weil er nicht gern, oder doch nicht ohne Vorurtheil untersucht. Man besinnt sich, daß das Wahrsagen einer Zigeunerin doch einmal eingetroffen sey, und daß doch wol etwas an der Sache seyn müsse: Aber jene Anrede, die sie an einen wie an den andern halten, ist so allgemein, daß der gute Mensch die Wahrheit ihres Inhalts nicht bezweifelt, und auch der schlechteste sie auf sich anwendet. Und wo lebt wol einer, der nicht glauben sollte, daß irgend etwas von dem was ihm vorgeschwatzt wird, auf ihn mit Wahrheit könne angewendet werden? Die Zigeunerin beschreibt die Feinde als solche, mit denen man umgehe, welche man kenne. Natürlich müssen es solche seyn; denn die mit welchen wir nicht Umgang haben, von denen wir nicht gekannt sind, können auch unsre Feinde nicht seyn. Langes Leben, Seeligkeit sind Dinge, die jeder sich gern wünscht, und desto leichter glaubt, daß sie ihm zu Theil seyn werden. Die Sache der Zigeuner ist, durch das angenehme in den Prophezeihungen sich schnellen Beifall zu verschaffen; denn nur selten hängen sie etwas unangenehmes an, und wenn

wenn es geschieht, so suchen sie es bald wieder gut zu machen.

Man hat wirklich Beispiel, daß der Tod auf Tag und Stunde, welchen die Zigeunerin bestimmte, erfolgt ist: Woher kam dieß? Klein hatte auf Zigeunerinnen grosses Vertrauen gesetzt, und ließ sich von jeder in die Hand sehen. Einst verkündigt ihm eine solche mit vieler Zuversicht den Tod. Angst befällt ihn, er zählt die Tage, und endlich bricht der schreckliche Morgen an, welcher seinem Leben soll ein Ende machen. Was soll er anders thun, als sich zu seinem Ende zubereiten? Die immer zunehmende Furcht vor dem Tode fängt an, seine Seele zu beschäfftigen; immer grösser wird die Unordnung in der Bewegung des Bluts und der Säfte; wird grösser, je näher die Sterbestunde kommt. Sie schlägt, und erschüttert ihn aufs innigste! Krämpfe, Verzuckungen, Tod folgen. Klein stirbt auf jene Prophezeihung; aber wer wird sich darüber wundern, oder thörigt seyn, es ihm nachzuthun.

Die Zigeunerin biegt die Hand auf alle Art zusammen, wenn sie wahrsagen will, beobachtet den, den sie vor sich hat, sagt erst etwas, und merkt darauf, wie es ihm gefällt: „Deine Lebenslinie hat eine Wittwe; deine Liebe ist beständig, und du wirst diese Nacht von ihr träumen. Du bist noch ein Junggesell, aber du wirst es nicht lange mehr bleiben. Du bist einer gewissen Person angenehmer, als du wol denkst. Ach Herr, deine muthwilligen Blicke verursachen dem Herzen einer schönen jungen Frau viel Pein; du hast deinen lächelnden Mund nicht vergebens.„

Man muß solch Gesindel beobachten, daß sie die Tasche nicht leeren, oder wenn sie im Hause sind, daß sie nicht stehlen, und zu nächtlichen Einbrüchen die Gelegenheit absehen; denn darinn sind sie ihrer Kunst gewisser, als in dem Prophezeihen. — Man duldet übrigens die Zigeuner aus dem leidigen Grunde, weil sie wie man zu sagen pflegt, das Nest rein halten, das soll heissen, weil sie nicht an dem Orte stehlen, wo sie sich dermalen aufhalten. Ziehen sie nun wie gewöhnlich auf das benachbarte Dorf, und die Einwohner denken da eben so wenig nachbarlich gut, so sind doch die, welche vorher ihr Nest rein glaubten, den Räubereien dieser Horden ausgesetzt. Doch sie stehlen an jedem Orte, wo sie sich befinden! Der Schade welchen sie den Menschen da, wo sie sich aufhalten dürfen, zufügen, ist klar genug, und die Anhänglichkeit an sie so groß, daß man es nachmals öfters sogar bedauert, wenn man sie ihres ungestümen und sogar drohenden Anhaltens ungeachtet, hat gehen lassen, ohne von ihnen sein künftiges Geschick zu lernen.

Die vorgegebene Kunst, aus der Hand, den Erhebungen und Linien derselben, die Schicksale, den Character, die Art des Todes u. dgl. vorherzusagen, heißt Chiromantie. Die Richtung der Linien in den Händen, hängt von der Behandlung der Kinder in der zartesten Jugend ab. Je zeitiger die Kinder zum freien Gebrauch ihrer Glieder gelassen werden, desto weniger und kleiner sind die Linien. Werden diese lange eingepreßt, so werden sie auch stark und lang; ihrer werden viel. In spätern Jahren hängt die Richtung und Beschaffenheit derselben von den verschiedenen Verrichtungen der Hände ab. Nach dem ein Mensch viele oder weni=

wenige, grobe oder leichte Arbeiten verrichtet, nach dem werden die Linien lang oder kurz, stark oder schwach. Ein Holzhauer muß andre Linien in seine Hände bekommen, als ein Schreiber. Es giebt Leute, deren Linien in den Händen ganz bloß und fast weiß aussehen, und sie sind sehr gesund; so wie andre, deren Linien schön roth sind, unter die kränklichsten gehören. Hieraus erhellet, daß die Kunst, aus den Händen etwas zu lernen oder zu verkündigen, eitel Thorheit und Betrug ist; und wird von jedem Verständigen mit Recht als etwas ohne Grund verworfen. Wenn man die Mitte des Unterarms nach der Hand zudrückt, so sieht man den Anfangsbuchstaben des Nahmens von der Person, welche man heirathen wird, in den zusammengebogenen Theilen? Allein die Beschaffenheit des Cörpers ist bei jedem dieselbe; sie ändert sich nach den Meinungen und Wünschen des Abergläubigen nicht; demohnerachtet glaubt er oft zu sehen, was gar nicht da ist. Die Stellen Hiob 37 V. 7 und Jesaiä 49 V. 16. welche man hieher gezogen hat, sagen nichts anders, als daß die Menschen und alles ihr Thun von Gott abhängt, daß sie unter einer besondern Aufsicht stehen. — Noch giebt es

Wahrsagen aus der Caffeetasse.

Man trägt einer Wahrsagerin (denn gewöhnlich geben Weiber sich damit ab) eine Frage vor, die man sich beantwortet wünscht z. B. wer etwas gestohlen habe? ob man es wieder bekommen werde? u. s. w. Es wird Caffee gekocht, und es versteht sich, daß man der Wahrsagerin reichlich davon geben werde. Ist nun die Kanne ausgeleert, so kommt der Geist der Wahrsagung über sie. Sie schüttet in die Obertasse etwas dicken Caffeesatz, schwingt sie dreimal in die Runde herum, haucht

dreimal (nicht mehr und nicht weniger) hinein, setzt sie denn umgestülpet auf die Untertasse hin, und stellt sich, als ob sie unterdeß das Gebet des Herrn dreimal bete; nimt sie wieder auf, nachdem sie drei Kreuze darüber hingemacht hat, sieht hinein, um aus den darin hangen gebliebenen Theilchen des Caffees das Unbekannte bekannt zu machen. Mit was für Erfolge das geschehe, kann man auch aus folgenden lernen. Zu Halle (im Saalkreise) vermißte man im Jahr 1791. ein Dienstmädchen von etwa 17 Jahren. Auf die öffentliche Nachfrage nach ihr, brachte ein Soldat ihre Kleider, die er an der Saale gefunden hatte. Die unglückliche hatte sich wahrscheinlich in den Fluß gestürzt, und dazu hat sie nichts anders verleitet, als Schwermuth aus Aberglauben. Eine ihrer vorigen Herrschaften hatte ihr den Kopf mit den ungereimtesten Meinungen angefüllt. Unter andern ließ sie sich einst mit dieser Herrschaft aus der Caffeetasse wahrsagen, und vernahm die Schreckenspost, daß sie vor ihrem neunzehnten Jahre im Wasser umkommen würde. Diesen Gedanken hieng sie nach, und verfiel darüber oft in tiefe Schwermuth. Ihre letzte Herrschaft suchte sie durch vernünftige Vorstellungen von ihrer Thorheit zu heilen; aber umsonst, sie machte die Lügenprophezeihung wahr. Der größte Verdacht war wider eine Frau, die schon vorher einer andern vermittelst der prophetischen Caffeeschaale eine gestohlne Uhr und silberne Schnallen wieder herbeischaffen wollte, und für ihre vergebliche Mühe einen Ducaten durch Drohungen erpreßt hatte. — Die Menschen lassen sich durch Unglück, was andern widerfuhr, nicht belehren, und machen lieber selbst die Erfahrung zu ihrem Nachtheil. Die Wahrsagerin redet in einem Ton, als ob sie ihrer Sache ganz gewiß wäre, z.

B. der Dieb hat schwarze Haare; aber er ist mit dem Gestohlnen schon über fliessendes Wasser u. s. w. Der letzte Umstand findet denn gewöhnlich statt, weil in diesem Falle die Sache nicht wieder zu bringen ist; und das kann die Nachweiserin niemals. Man erstaunt aber demungeachtet über ihre Aussprüche; denn Kunz, welchen man für den Dieb hält, hat schwarzes Haar, und ist eben jetzt nicht zu Hause. — Aber man sieht leicht, daß solche Wahrsagereien Betrug sind. Die fragende Parthei kann gewöhnlich nicht schweigen, und entdeckt daher der listigen Wahrsagerin alle Muthmassungen, während dem da Caffee getrunken wird; und hienach richtet sie denn ihre Wahrsagungen ein, die ohnehin so allgemein sind, daß sie auf hunderterlei Art ausgelegt werden können. Man lege ihr eine zweifelhafte Frage vor, und entdecke darüber vorher nichts, und man wird sehen, daß sie so wenig zu deren Beantwortung weiß, als jeder andre. Die Erfahrung lehrt es ja, daß die Wahrsagungen der Caffeeprophetinnen nicht eintreffen, und daß sie es selbst eingestanden haben, sie wußten von dem, was sie entdecken sollten, nichts; denn sie gerathen zuweilen über ihre Aussprüche in gerichtliche Untersuchung, und da kommt man denn der Sache zunächst auf den Grund. Dennoch geschieht es oft, daß nicht nur gewöhnliche Leute, sondern auch solche, die sich mehr und klüger zu seyn dünken, aus der Caffeetasse sich wahrsagen lassen. Gewiß ist eine solche Wahrsagerin höchst gefährlich und schädlich; denn sie lockt durch Lügen andern nicht nur das Geld ab, sondern bringt oft auch unschuldige Leute in Verdacht, und stiftet Mistrauen und Uneinigkeit. Trude ist eifersüchtig auf ihren Mann, sie fragt eine Wahrsagerin, und diese versichert, daß ihr Mistrauen gegründet ist: Seitdem nahm der häusliche

liche Unfriede überhand, und das Ende war Ehescheidung. — In einem andern Hause war etwas gestohlen, man fragte dasselbe Weib, und vernimt in ihrer Antwort, daß der Dieb eine Person sey, die in dem Hause aus- und eingehe. Man hatte dieß schon vermuthet; dem ehrlichen Mann wird das Haus verboten, und sein guter Name ist befleckt. Liebeniche kehrte von einem Spazierritt nach Hause, als er auf einem Fußwege, der quer über das Ackerfeld gieng, eine Bauerdirne sah, die bald still stand, bald wieder gieng, sich zum öftern umdrehete, und nach ihm hinblickte, und dann auf einmal im vollen Sprunge zu ihm kam. Sie rief, daß er doch still halten mögte. Er hielt, und kaum war sie bei ihm, als sie mit der einen Hand den Zaum des Pferdes faßte, und die andre ihm traulich hinbot. Er kannte sie nicht, muthmaßte verschiedenes, und behandelte sie mit Schonung. Sie weinte aber, und that auf einmal ihren Antrag, daß er sie heirathen mögte, weil es ihr prophezeihet sey, daß sie ihn zum Manne haben würde. L. sagte, daß er in einigen Tagen gewiß kommen wolle, und hieß sie jetzt heimgehen. Er kam, und fand das arme Mädchen in einer starken Phantasie, da sie einen Schimmel, und einen goldenen grünen Rock oft erwähnte. Weil aber L. an jenem Tage einen Schimmel geritten und einen grünen mit Gold besetzten Rock an gehabt hatte, so wußte er leicht, daß er der Gegenstand der Phantasie sey. Der Vater erzählte drauf, daß seine Tochter, da sie vor drei Tagen nach Hause gekommen, gesagt habe, die alte Brinkmann sey doch eine gescheute Frau; sie habe ihr aus der Caffeetasse einen Mann prophezeihet, der auf einem Schimmel reite, und einen grünen mit Gold besetzten Rock anhabe: Nun werde er auch kommen und sie heirathen. Sie habe ihre

Sonn=

Sonntagskleider anziehen wollen, ihm entgegen zu gehen; da er es aber gemisbilliget, so sey sie in denjenigen Zustand gefallen, darin L. sie angetroffen habe. Als das Mädchen durch Hülfe des Arztes in etwas wieder hergestellt war, ritt L. in dem nemlichen grünen Rocke zu ihr, und zwar auf einem andern Pferde, welches er mit einem weissen Fliegengarn behangen hatte. Sie hatte den Gedanken ihn zum Mann zu bekommen noch nicht aufgegeben; er aber versicherte, daß er in seinem Leben keinen Schimmel geritten habe, daß er daher unmöglich der Mann seyn könne, der ihr von der alten B. prophezeihet sey. Anfangs weinte sie zwar, schien aber doch in etwas ruhiger zu werden, und wurde nach und nach von der Meinung wieder geheilt, welche jene Betrügerin ihr beigebracht hatte. So veranlassen dergleichen Wahrsagerinnen für etwa 2 Groschen, die ein Einfältiger ihnen giebt, traurige Zufälle, machen den Unglücklichen noch elender, und haben schon oft seinen Tod befördert.

Die Hydromantie, oder
das Wahrsagen aus dem Wasser

hat ihren Ursprung im Heidenthum. Man nahm in jenen Zeiten ein reines Glas, füllte es mit klarem Wasser und steckte rund umher brennende Fackeln an; worauf eine schwangere Frau, oder ein (unschuldiges) Kind vor dasselbe traten, und auf die vorgelegten Fragen Antworten fodern mußten. Dann soll sich die Gestalt desjenigen, den man dazu aufgefodert hat, darin gezeigt, und auf das, darum man ihn befragt, geantwortet und geweissaget haben. Auch in neuern Zeiten hat man dieß probiert: Mit was für Erfolg? kann man leicht vermuthen. Gewiß ist der, der dabei etwas gesehen oder gehört zu haben glaubt, durch Gaukelei betrogen. Hiemit hat das Chrystallsehen Aehnlich-

keit

keit, welches darin besteht, daß man in einem besonders bereiteten Spiegel oder Glase Verrichtungen abwesender Personen zu sehen sucht. — Noch hatte man vormals die Pyromantie d. i. Wahrsagerei aus dem Feuer; Aeromantie Wahrsagerei aus der Luft; Geomantie, Wahrsagerei aus der Erde, und mehrere Arten derselben; woraus man ersieht, daß man vormals nicht weniger als jetzt, darauf bedacht gewesen ist, die Zukunft zu erforschen. — Das

Klingen der Ohren

hält der Abergläubige für eine Wirkung, die dadurch verursacht werde, wenn abwesende Leute von ihm reden. Schon in den ältesten Zeiten hielt man es für eine glückliche Anzeige, wenn dieß auf der rechten Seite geschehe; wenn aber Böses geredet würde, so sollte das linke Ohr klingen. Aber das Ohrenklingen kann nicht von so entfernten schwachen Ursachen, als das Sprechen der Leute ist, herrühren, sondern von Vollblütigkeit und Erhitzung, welche auf die Hörgänge des Ohrs würken. Sobald es dem Abergläubigen in den Ohren klingt, so denkt er geschwind an alle die, von denen er etwa glaubt, daß sie von ihm sprechen mögten. Derjenige, bei welchen das Klingen aufhört soll es nun gewesen seyn, der von ihm geredet habe. So unbedeutend und lächerlich dieß scheint, so gewiß ist es, daß Feindschaften und Unannehmlichkeiten daher entstanden sind, denn der Abergläubige beurtheilt und behandelt andre nach dieser Anzeige. Das Klingen in den Ohren ist etwas ungewöhnliches; es währt nicht lange, entsteht plötzlich und hört plötzlich wieder auf. Alles ungewöhnliche aber hat, besonders bei alten Mütterchen, seine Bedeutung. Weil sie nun zu der Zeit, da es in ihren Ohren klingt, sich wohlbefinden

den, so suchen sie die Ursach davon nicht in ihrem Kopfgehäuse, sondern ausser sich bei andern Menschen. Das Klingen in den Ohren macht einen widrigen Ton und ist beschwerlich; so muß es auch etwas widriges anzeigen, wenigstens wenn es auf der unglücklichen linken Seite ist; auf der andern könnte es wol etwas gutes bedeuten. — Wie sollte es denn aber möglich seyn, daß die Worte eines Abwesenden, der so weit entfernt ist, daß ich sie nicht hören kann, in meinen Ohren Klingen erregen könnten, und zwar in dem rechten, wenn es vortheilhaft, und in dem linken, wenn es nachtheilig lautet? Ursach und Würkung sind hier so sehr verschieden, daß man sie vernünftiger Weise nicht vereinigen kann. Man befleissige sich guter Sitten und eines guten Lebenswandels, so wird man nicht Ursach haben, thörigt auf das Klingen im linken Ohr zu achten, oder darüber unruhig zu werden. — Bei dem

Wahrsagerloose

wird die Entscheidung einer Sache dem Ohngefähr überlassen. Die alten Völker hielten vielerlei Arten des Looses für heilig; denn sie glaubten, daß sie von Göttern oder gewissen Geistern regiert würden; daher waren sie meistens in den Tempeln angeordnet, und standen unter der Aufsicht der Priester. Der Gebrauch des Looses, dadurch etwas ungewisses zu erfahren, schlich sich aus dem Heidenthum in die christliche Kirche, nur daß hier die heil. Schrift gebraucht wurde, wie dort ein heidnischer Schriftsteller (z. B. Homer oder Virgil ꝛc.). Man schlug ein solches Buch auf, las das erste was in die Augen fiel, und glaubte, dieß zeige an, ob man glücklich oder unglücklich seyn werde — ob man die Sache unternehmen dürfe oder nicht?

Die

Die Christen schlugen in dieser Absicht besonders des Morgens und Abends die heil. Schrift auf, daraus zu erfahren, was ihnen diesen Tag begegnen, ihr Unternehmen glücklich von statten gehen werde, oder irgend etwas unbekanntes zu erfahren. Aber durch solch thörichtes Forschen des Künftigen in dem heiligsten Buch spottet man Gott und versündigt sich schwer. Auch bei dem unbedeutendsten Geschäfte wird der Abergläubige entweder aus Mangel an Einsichten, oder aus Eitelkeit sich bereden, daß Gott ihm einen ausserordentlichen Wink geben werde, diese oder jene Auswahl zu treffen. Er ist bei dieser Verfassung unglücklich, weil er immer zwischen Furcht und Hoffnung schwebt. Verkündigt der aufgeschlagene Spruch Noth, Elend u. dgl. nun so mag er sich in dem sichersten Freudengenuß befinden; er wird doch traurig seyn und furchtsam auf die Zukunft warten. Die Frau eines Predigers pflegte alle Morgen entweder in der Bibel oder in einem sogenannten Spruchkästlein aufzuschlagen, und seit einiger Zeit traf es sich, daß der Spruch mehrmals vom Tode handelte; dadurch sie endlich, ob sie gleich Anfangs gleichgültiger schien, so beunruhiget wurde, daß sie Tag und Nacht an nichts als an Tod und Sterben dachte: Und da sie noch im Wochenbette fortfuhr, prophetische Sprüche aufzuschlagen, so starb sie, ohnerachtet die Umstände so gefährlich nicht waren; weil diese Sprüche fortwährend vom Tode, von der Zubereitung auf die Ewigkeit redeten. Ganz natürlich! denn das ist fast durchgehends der Inhalt alter geistlicher Bücher. Wollte man sich im Thun und Lassen nach dem Loose und nach den aufgeschlagenen Sprüchen richten, so würde man oft fehlen, oft unterlassen, was man jetzt hätte thun müssen; würde jetzt thun, wozu man bequemere Zeit hätte

ab=

abwarten sollen. Wozu hätte Gott uns Vernunft gegeben, wenn ein Ohngefehr unser Thun und Lassen und unsre Entschliessungen bestimmen sollte? Wenn wir Gründe und Gegengründe reiflich überlegt haben, so wählen wir das, was uns das beste scheint: wie könnte uns dieß aber ein Spruch, der uns in einem Schatz- oder Spruchkästlein beim Aufschlagen vorfällt, so untrüglich sagen?

Vom Karteschlagen.

Der Wahrsager mischt die Karte, läßt den, der sich will wahrsagen lassen, abheben, und ein Blatt wählen, wonach er sich richten will, wie er vorgiebt. Dann legt er die Blätter, je achte, nach der Reihe auf, betrachtet die Lage des von jenem erwählten Blatts, und die Lage der andern gegen dasselbe, und fängt nun an, vergangenes und zukünftiges zu sagen. Jedes Blatt in der Karte, jede Farbe hat ihre Bedeutung. Es ist aber ganz willkührlich, wie man sie deutet, und jeder kann sich selbst Regeln entwerfen, wonach er aus der Karte wahrsagen will. Was für Verbindungen kann ein erwähltes, gezogenes oder geworfenes Blatt mit den Schicksalen der Menschen haben, und wie könnte man daraus vergangene und zukünftige Dinge sehen? Warum soll diese Farbe Glück, jene Unglück zeigen? Könnte es nicht gerade umgekehrt seyn, wenn man beliebt hätte, dieß so festzusetzen? Ist dabei ein Ohngefähr, so kann man auf die daher genommenen Prophezeihungen nicht bauen. Sollte wie man glaubt, Gott dabei einen guten Geist würksam seyn lassen, wie könnte er wahrsagen verbothen haben?

In so manchem Städtchen und Dorfe werden die Sitten durch solche Wahrsagerinnen verdorben,

die doch nichts als Beutelschneiderei sind. Alte Vetteln, die durch Schleichwege mit den Umständen derer Personen bekannt werden, welche von ihnen betrogen seyn wollen, und geübt in der Kunst zu lügen, wissen die schon vorher eingezogenen Nachrichten zu ihren Deutungen so einzuleiten, daß die alberne Begierde des Vorhersehens bei denen nur noch grösser wird, die entweder von der Treue ihres Liebhabers, von einer baldigen Verheiratung, oder von einer bevorstehenden Besserung ihres Glücks benachrichtigt seyn wollen. Die Folge einer angenehmen Ausdeutung ist gemeiniglich eine gute Bezahlung; und so wird Wahrsagerei ausser Trug, auch Diebstahl.

Das Sieb- und Schlüssellaufen

ist eine alte Erfindung, wodurch man etwas unbekanntes, z. B. wer etwas gestohlen habe rc. erforschen will. Ein Sieb wird an eine Scheere (beide müssen geerbt seyn) gehangen. Die beiden Enden der Scheere werden von zween Personen auf die Mittelfinger gesetzt, und so eine Zeitlang gehalten. Der Meister, der da dabei steht, fängt nach allerhand Alfanzereien an, die Namen der im Hause befindlichen, in der Nachbarschaft wohnenden oder verdächtigen Personen laut zu nennen, und man glaubt, daß wenn der Nahme des Schuldigen ausgesprochen werde, das Sieb sich unaufhaltsam drehe, und dadurch den Thäter entdecke. Oder man bevestigt einen Erbschlüssel in eine Erbbibel, hält den Schlüssel auf den Mittelfingern, und verfährt dabei, wie vorher: Der Erfolg soll derselbe seyn. Es erregt schon Verdacht, daß die Sachen, welche dabei gebraucht werden, geerbt seyn müssen, um ihre Kräfte zu äussern. Ein Sieb, eine Bibel, ein Schlüssel besonders können

nen

nen mehrmahls geerbt und wieder verkauft werden; sollen sie in dem einen Falle Eigenschaften überkommen, und im andern sie verliehren? — Die Ursach von dem bedeutungsvollen Umdrehen des Siebes kann unmöglich in den ausgesprochenen Nahmen liegen; noch können die Dinge, weil sie todte Cörper sind, etwas unbekanntes entdecken. Der bloße Trieb, das unbekannte zu erfahren, kann dazu nichts thun; denn so würde der gewinnsüchtige Spieler die Würfel oder die Karten zu seinem Vortheil können fallen lassen, ohne dabei anderweite Handgriffe zu gebrauchen. Ein guter Geist kann schon darum hiebei nicht würken, weil dadurch schon Personen angezeigt worden sind, die man nachmals unschuldig fand. Der Teufel kann auch nicht dabei seyn, wie man gemeiniglich glaubt, weil er die Zukunft selbst nicht weiß; denn diese ist nur einem, dem allwissenden Gott bekannt.

Es müssen also andre Ursachen seyn, die das Umdrehen bewürken; und worin könnte man diese anders suchen, als in den Personen, die das Sieb halten? Wenn der Nahme dessen, von dem man vermuthet, daß er etwas gestohlen oder gethan habe, ausgesprochen wird, so erregt die gewisse Vermuthung und die Begierde, das gewünschte zu erfahren, in den Händen der Haltenden ein Zittern, welches denn jene Umdrehung verursacht. Und da der Nahme des vermeintlichen Thäters ganz zuletzt erst ausgesprochen wird, wo die angestrengten Nerven nachlassen, so ersieht man leicht, woher das Umdrehen komme. Wer solche Gaukeleien vornimmt, der überzeugt sich ungern, daß sie unzuverlässig sind, und so ersetzt ein Stoß an das Sieb, den man fast wider seinen Willen thut, was der Sache selbst abgeht. Diesen Stoß ver-

ursacht der geschickte Meister (so nennt man den, der die Sache anordnet) auf eine unmerkliche Art selbst, wenn er sieht, daß die fragenden Personen ehrlich zu Werke gehen; welches er um so leichter kann, da diese voller Erwartung dastehen, folglich auf seine Bewegungen wenig merken. Es bedarf nur eines kleinen Anstosses, den aber die Geschwindigkeit verbirgt, um das Sieb oder die Erbbibel zum Umdrehen zu bringen. Die Erfahrung hat diese Kunst mannigfaltig widerlegt, und den oft gerechtfertigt, der dadurch schuldig erkannt wurde. Folgende traurige Geschichte mag lehren, was dergleichen thörichtes Vornehmen zuwege bringen kann.

Im May des Jahrs 1785 meldete die Frau des Einwohners Andreas Hildebrand zu Hilvershausen bei dem Hildesheimischen Amte Hunesrück mit weinenden Augen, daß sie eine Magd im Hause habe, die sich Engel Christine Schreder nenne, die eine offenbare Zauberin sey. Sie habe gedrohet, daß ihre Kühe und Pferde, und endlich ihr Mann sterben sollte. Diese Drohungen wären auch schon an der Ziege und einem Pferde vollzogen, indem bereits beide krank wären. Sie bat um Gottes willen, ihr beizustehen, und dieses Unglück von ihr abzuwenden. Der Amtmann hatte mit dem mangelhaften Verstande dieser Frau Mitleiden, und suchte sie von der Thorheit ihrer Meinung zu überzeugen, als er Nachricht erhielt, daß das ganze Dorf über diese Geschichte in Aufruhr sey. Er verfügte sich daher sogleich an den Ort, und fand die Schredern mit einem Gesangbuche in der Hand in Bette liegen. Auf die Frage, was ihr fehle, und ob sie krank sey: gab sie zur Antwort: „Es ist alles wahr, was die Hildebran-

din berichtet hat." Als sie nun um das, was wahr sey, genauer befragt wurde, erzählte sie, sie hätte von ihrer Großmutter alles gelernt. Diese hätte einstmals, als sie von ihrem Vater geschlagen worden, zu ihr gesagt: "Mädchen, dir ist keiner als der Teufel gut; in dessen Schutz mußt du dich begeben." Hierauf hätte die Großmutter ihr die Nase blutig gemacht, ein Stück Holz genommen, darauf einige Tropfen Blut geschmiert, und gesagt: "Nun kannst du dir helfen. Wenn dir künftig einer etwas zu Leide thut, so nimm ein Messer, und wirf es in drei Teufels Namen unters Bette, dann muß das Vieh und endlich der Hausherr erkranken." Diesen Rath habe sie befolgt, und auch die Worte dabei gesprochen. Da nun solch ein Messer nicht könne herbeigeschafft werden, ohne daß eine Seele geopfert würde, so habe sie eine Tracht Schläge gefordert, welche sie auch empfangen hätte. — Fast schien es, als ob das Mädchen wahnsinnig sey; aber ihre übrigen passenden Antworten bewiesen das Gegentheil. Da man in ihrem Gesichte verschiedene blutige Streifen bemerkte, so wurde ein Chirurgus herbeigerufen, sie zu besichtigen. Sie war kaum halb entkleidet, da sah man mit Entsetzen, wie unmenschlich sie gepeitscht, geschnitten und gebrandmarkt war. Nun wurde sie aus dem Hildebrandschen Hause weg in ein anderes getragen, wo sie gleich bekannte, daß die ganze Hexengeschichte von den Hildebrandischen Leuten erdichtet, und sie so lange gepeinigt worden wäre, bis sie angelobet hätte, sie in Gegenwart der Obrigkeit als wahr zu erzählen. Dieß veranlaßte eine nähere Untersuchung, darin sich die Sache folgendermaßen entwickelte: Die Ziege im Hildebrandschen Hause war krank geworden, welches man einer Hexe zugeschrieben,

 und

und um diese ausfindig zu machen, die Schlüsselprobe gemacht habe, wobei mancherlei Fragen, z. B. Wer die Hexe sey? Wo sie wohne? Was sie gemacht? u. s. w. gethan wurden. Wohin nun der Ring des Schlüssels gezeigt hatte, die war so lange für die Hexe gehalten worden, bis ein abermaliger Versuch eine andre in Verdacht gebracht. Man hatte sich mit dieser Schlüsselprobe den ganzen Winter beschäftigt, und verschiedene Leute waren dadurch in den Verdacht der Hexerei gekommen. Endlich hatte man in Gegenwart des ganzen Hauses und der Bramann die Schlüsselprobe von neuen gemacht und oft wiederholt. Da nun der Ring auch auf die Dienstmagd, die Schredern, gezeigt, so war sie (ein Mädchen von siebzehn Jahren) von allen für die Hexe gehalten worden, welche die Ziege bezaubert habe. Um noch mehr davon zu erforschen, hatte die Sabine Bramann das betriegerische Spiel noch einmal angefangen und folgende Fragen gethan: Ob die Ziege behext sey? Ob das Füllen behext sey? Ob die Kühe und Pferde behext wären? Ob die Wirkung des Hexens auch an den Hausherrn komme? Wer das Hexen gethan habe? Endlich hatte sie auch die Frage gethan: Ob die Engel Christine Schreder die Hexe sey, welche alles dieß verübt habe? wobei sich der Schlüssel abermals gedrehet hatte. Zu eben dieser Zeit waren in dem Hildebrandschen Hause zwei Messer und drei Ellen Band vermißt worden. Darüber hatte die Sabine Bramann wieder die Schlüsselprobe gemacht, und war dadurch abermals in dem Verdacht bestärkt worden, daß die Schredern die Hexe sey. Nun fiel man das arme Mädchen thätlich an, entblößte ihre Lenden, schlug sie anfänglich mit einem Strick, hernach mit einer Pferdepeitsche, und verlangte das Geständniß; daß

sie das Vieh behext, und die Messer und das Band gestohlen habe. Da dieß nicht wirken will, so fährt man mit Schlagen auf den Lenden, Rükken, Armen und Beinen fort, bis endlich alle ermüdet nachlassen, und das Mädchen zu Bette kriecht, wo sie noch am folgenden Morgen nackt und betäubt gelegen hatte. Hier aber ward zu einem noch weit grausamern Verfahren geschritten. Ungefähr um zwölf Uhr Mittags tritt die Hildebrandsche Ehefrau mit ihrem Ehemann, Sohn, Tochter und der Bramann plötzlich vor das Bett des Mädchens. Man zieht sie mit Gewalt heraus, entkleidet sie vom Kopf bis zu den Füßen, und peitscht sie mit einer Pferdepeitsche über alle Theile des Leibes, bis sie endlich zu Boden stürzt. Während dem wird die Schredern beständig gefragt: ob sie nicht gehext habe? Da sie aber dennoch nicht gestehen will, so schneidet man ihr alle Haare des Kopfes bis auf die Haut ab. Als sie nun so nackend dasteht, steckt man sie von neuen unter das Bett, schlägt bald mit einem Strick, bald mit einem Besenstiel, ohne Schonung eines Theils am Leibe, unaufhörlich auf sie hinein, bis die Bramann den Rath giebt, daß es zur Verhütung aller fernern Hexereien gut seyn würde, wenn man von dem Mädchen Blut erhalten könnte. Sogleich wurden ihr mit einem stumpfen Brodmesser die Schienbeine fünfmal zerschnitten; als aber davon noch kein Blut fließen will, so schlägt man ihr mit einem Instrument, womit sonst Kühen und Pferden die Ader geöffnet wird, eine tiefe Wunde in die Wade, und sieben Löcher in den Rücken. Durch diese heftigen Schmerzen wird die Schredern wieder ohnmächtig. Bei ihrem Erwachen ist Sabine Bramann von neuen mit der Schlüsselprobe beschäftigt, wobei sie unter andern die Frage

 thun:

thut: Ob es gut sey, daß die Schredern auch mit glühenden Zangen gezwickt werde, welches durch den Schlüssel bejahet wird. Ungesäumt macht der Hildebrandsche Sohn, (ein Junge von 16 Jahren) die Zange glühend, und zwickt sie damit in die Nase, wodurch sie von neuen ohnmächtig wird. Dennoch fährt er mit Zwicken und Brennen auf dem Rücken, den Schenkeln und Waden fort, da indeß die Schredern sinnlos auf dem Boden ausgestreckt liegt. Aus Furcht, daß sie gar sterben möchte, fängt man an, sie mit Wein und Brantwein zu waschen; da sie dadurch wieder einige Empfindungen und Vorstellungskraft erhält, so bringt man in sie, daß sie nur gestehen möchte: worauf sie aus Furcht vor einer noch üblern Behandlung alles sagt, was man verlangt. Die Sabine Bramann hebt hierauf wieder ihre Schlüsselprobe an, und legt der Schredern folgendes in Fragen vor: Ob sie nicht einmal eine Tracht Schläge von ihren Eltern empfangen, darauf ihre Zuflucht zu ihrer Großmutter genommen, und diese ihr denn gesagt habe: dir ist keiner als der Teufel gut ꝛc. Die Schredern bejaht dieß in der Angst, und muß denn auf einen Zettel Jesu Namen, und auf einen andern: Blut Jesu Christi, dreimal schreiben, welches man ihr auf die Brust und auf den Rücken legt; wahrscheinlich um sich gegen den Teufel oder ihre fernern Hexereien zu schützen. Die Sache wird im Dorfe bekannt, man spricht davon, daß sie gerichtlich untersucht werden sollte; das Hildebrandische Haus geräth in Schrecken, und verspricht der Schredern ein neues Kleid unter der Bedingung zu schenken, wenn sie gegen die Obrigkeit sagen würde, daß sie das Hexen wirklich erlernt habe. Auch reicht man ihr ein Buch, darin sie bei der Ankunft des Amtmanns lesen möchte. Die

Thäter

Thäter wurden bestraft; Sabine Bramann kam
auf zwei, die Hildebrandsche Ehefrau auf ein Jahr
ins Zuchthaus; Andreas Hildebrand wurde mit
seiner Tochter auf vierzehn Tage, und sein Sohn
auf drei Wochen bei Wasser und Brod, einen Tag
um den andern zum Arrest verdammt, welcher
letztere bei Endigung desselben noch 15 Stockschläge
durch den Schließer empfing. Sämmtliche
Verurtheilte mußten die Gerichts- und Heilungskosten,
und der Schredern hundert Thaler für
Schmerzen bezahlen.

Das Punctiren

oder die Geomantie ist die eitle Kunst, da
man durch Puncte, welche man in den Staub,
Sand, oder auf Papier macht, etwas unbekanntes
erfahren will. Man zählt die Puncte, die aber,
indem man sie zeichnet, nicht gezählt werden dürfen,
zusammen, und macht von der Zahl, die da
herauskommt, auf mannigfaltige Weise Gebrauch.
Oder die Taufnahmen der Rathfragenden werden
aufgeschrieben, und die einzelnen Buchstaben mit
der Summe der gezählten Puncte verglichen. Jeder
Buchstabe bedeutet eine Zahl: a bedeutet 1 —
b, 2 — c, 3 u. s. w. Die Verfahrungsart ist
ganz willkührlich und daher verschieden. Schon
hieraus kann man abnehmen, daß die Antworten,
welche man auf die Fragen: Wird der Kranke
wieder gesund? Kommt der Reisende wieder u.
s. w. erhält, ungleich, folglich unrichtig seyn
müssen: Und da mein Taufnahme von der Willkühr
meiner Eltern und andrer, abhieng, so kann
eine Berechnung nach demselben mein Glück, meinen
Tod 2c. nicht anzeigen. Vieleicht wurde das
Verfahren nur zum Zeitvertreibe erdacht, und
artete nachmals erst in Aberglauben aus. Alle

vorher schon angeführte Gründe gegen solche Kunst, gehören auch hieher; sie ist thörigt, eitel und unnütz: denn was hilft es mir, wenn ich den Dieb zu wissen glaube, ihn aber nicht gewiß weiß, und es ihm weder sagen noch ihn anklagen darf. Oft schon sind durch diese und dergleichen Künste die besten Freunde, Eheleute veruneiniget worden, oft schon Unglück und Menschenelend daraus erfolgt. — Aus einem Miethkutscherstalle in Hamburg wurden ein Paar Uhren, und einige andre Sachen gestohlen. Die Kutscherknechte gehen zu einem Weibe, die in dem Rufe steht, daß sie wahrsagen könne, und fragen, ob sie nicht den Dieb anzuzeigen wisse? Sie sagt, der den folgenden Morgen zuerst in den Stall kommen würde, sey der Dieb. Zufälliger Weise kommt ein armer Schuhflicker, der in einer ganz entfernten Gegend der Stadt wohnte, früh Morgens vor Anbruch des Tages in den Stall, um einige Arbeit zu überbringen. Sogleich fallen ihn die Knechte an, richten ihn mit Mistgabeln unmenschlich zu, und werfen ihn denn in diesem hülflosen dem Tode nahen Zustande heimlich heraus, weil sie gewiß glauben, daß er bald sterben, und sie daher nicht verrathen würde. Der Unglückliche erhohlt sich aber, kriecht einige Gassen fort, und verbirgt sich, da ihn alle Kräfte verlassen, in einem Kellerloch, wo ihn Stadtsoldaten fast todt finden, ihn nach Hause bringen und Anzeige davon thun. Er hat noch so viel Kräfte, daß er abgehört werden und diejenigen anzeigen kann, die ihn so unmenschlich zugerichtet hatten. Die Bösewichter aber entflohen; und das Weib, welche sie zu der That verleitet hatte, blieb wahrscheinlich auch diesmal ungestraft.

Der Helfergeist so will ich den lateinischen Ausdruck: Spiritus familiaris übersetzen, soll mit Menschen vertraulichen Umgang haben, sie in ihren Angelegenheiten mit Rath und That unterstützen, und ihnen ausserordentliche, die menschlichen Kräfte übersteigende, Dinge thun helfen. Er soll besonders auch den Wahrsagern beistehen. Aus der heidnischen und jüdischen Geisterlehre ist dieser Glaube auch unter die christlichen Religionslehren gekommen, ob gleich in der heil. Schrift nichts davon steht, und hat eine Menge der schädlichsten Irrthümer hervorgebracht. Zuletzt beruht diese Meinung auf unrichtigen Begriffen, und Mangel an Kenntnis von den Eigenschaften der Seele. Jeder Mensch kommt im Laufe seines Lebens in Fälle, wo er schnellen Rath und Entscheidungsgründe braucht; alsdenn strengt er seine Seelenkräfte an; seine Vorstellungen und Gedanken, die vorher dunkel und verwirrt waren, werden hell, und er wählt mit ungewöhnlicher Einsicht und Entschlossenheit. Aber die Vorstellungen zu diesem oder jenen kamen wie gerufen; man denkt nicht daran, daß sie in dem Gedankenvorrathe lagen, und schreibt sie guten oder bösen Geistern zu. Die Meinung, daß jedem Menschen ein Begleiter durch das Erdenleben gegeben sey, ist alt und wird zum Theil noch jetzt geglaubt: Man nennt ihn Genius, Schutzgeist, Dämon. Von christlichen Gelehrten wurde diese Meinung mit der Lehre von den guten oder bösen Engeln vereinigt. Da man nun einmal glaubte, jeder Mensch habe einen oder zwei Geister um sich, so schien es auch möglich, näher mit ihnen bekannt zu werden. Man schrieb in dieser Absicht den Geistern die Geschicklichkeit zu, nach Gefallen einen Cörper anzunehmen, man erfand das, womit

mit man die Gunst eines Geistes erlangen zu können, oder ihn zum Gehorsam zu bringen glaubte, um durch ihn Wunderdinge zu thun. Da nun einmal die Einbildungskraft rege geworden war, so sahe man den Schutzgeist im Traume in männlicher oder weiblicher Gestalt, hörte seine Stimme, fühlte seine Wirkungen, und hielt dieses Spiel der Phantasie für würkliche Erscheinung, hielt für wahr, was man im Traum gesehen hatte.

Den wilden Jäger, seine Bedienten, Hunde und Pferde bildet man ohne Kopf ab, glaubt, daß er des Nachts jage, durch Geschrei die Menschen schrecke, und den Leuten durch die Schornsteine Pferdekeulen auf den Heerd wirft, die man von ihm doch nicht verlangt hat, und die immer wieder kommen, wenn auch der alte Heerd weggerissen, und ein neuer dafür gebauet wird — Der wilde Jäger wird da, wo er sich am meisten aufhalten soll, und wo man ihn besonders gesehen und gehört haben will, Hackelberg genannt. Im Herzogthum Braunschweig soll vor Zeiten würklich ein adeliches Geschlecht von Hackelberg gelebt haben, von deren einem das Begräbnis noch jetzt bei Wilperode, an der Hildesheimschen Gränze zwischen Osterwic und Hornburg, auf den Kirchhofe gezeigt wird. Der Stein, den man für seinen Leichstein hält, ist etwa drei Ellen lang, und zwei Ellen breit. Auf demselben ist ein Ritter in völliger Rüstung ausgehauen, der auf einem Thier mit langen Ohren reitet. Von der Schrift, die Rings um den Stein steht, ist weiter nichts zu erkennen, als die Jahrszahl 1581. Man erzählt, daß dieser Ritter, da er auf der Reise begriffen gewesen, krank geworden, gestorben, und daselbst begraben sey. In einem nahe beim Kirchhofe belegenen

Wirths-

Wirthshause wird ein ziemlich verrosteter Helm zu seinem Andenken aufbewahrt. Ob dieser aber würklich von ihm sey, muß man dahin gestellt seyn lassen.

Dieser Ritter war vielleicht ein hitziger Jäger und ein wilder Mann, der nicht das beste Leben führte, und in diesem Zustande starb. Die Vermuthung der Leute, die bei dergleichen Fällen gewöhnlich ist, daß er irre, spuken gehen werde, gab zu der Fabel Anlaß, die man noch jetzt vom wilden Jäger hat. Diejenigen, die ihn gehört haben wollen, irren vielleicht aus Schwachheit, weil sie erfahren hatten, daß er hie und da, wo ihr Weg eben zur Nachtzeit durchgieng, irre gehe, und daher in der Angst alles was sie hörten, dahin deuteten, weil sie glaubten, daß sie ihn alle Augenblicke sehen würden. Diejenigen aber, die mit vieler Gewißheit behaupteten, sie hätten ihn mit wachenden Augen ohne Kopf, und seine Gefährten ohne Köpfe, oft vor sich vorbei fahren oder reiten sehen, sind Lügner, und wollen uns zu solchen Thoren machen, wie sie selbst sind.

Es giebt eine Eule, Uhu oder Schuffut genannt, die groß und stark ist, daß sie zuweilen auch wol den Adler überwindet. Wenn ihrer etliche des Abends zusammen in der Luft fliegen, so machen sie ein Geschrei, daß mit dem Bellen der Jagdhunde, wenn diese das Wild verfolgen viel Aehnlichkeit hat. Dieß gab denen, die von der Sache nicht recht unterrichtet waren, vermuthlich die erste Veranlassung, von einem verwünschten Jäger eine Fabel zu dichten. — Geben nicht auch die Rohrdommeln solchen Laut, daß man glauben könnte, es sey das Getöne vom wilden Jäger?

Der

Der Dreibeinigte Hase soll eine Hexe seyn, welche des Nachts in dieser Gestalt umher läuft. Warum sie aber des Nachts laufe? was sie suche? das weiß der Abergläubige selbst nicht; wohl aber, daß man Koth finde, wenn man ein Sieb auf das Wesen decke — weil man nemlich Koth für den Drei-bein ansah; in andern Fällen aber einen Hund oder eine Katze.

Der Bier-Esel soll sich in einigen Wirthshäusern aufhalten, und alle Nächte einen Krug Bier austrinken. Wenn ihm der nicht hingesetzt werde, so tobe er umher, sonst aber sey er ruhig. — Kann denn ein Geist, der kein Cörper, sondern nur Schatten seyn soll, etwas geniessen oder auch lermen? Es macht der menschlichen Vernunft Unehre, daß so etwas geglaubt wird; und doch giebt es noch gar viele, die über den angeführten thörichten Dingen fest halten.

Viel

Viele nutzbare Dinge aus dem gemeinen Leben, die jeder wissen muß, um nicht thöricht gehalten zu werden, oder es wirklich zu seyn; nebst manchen Betrachtungen. Als Anhang ist die Frage beantwortet: Müssen gewisse Wasser jährlich einen Todten haben, und darf derselbe vor dem dritten Tage nicht herausgezogen werden? Desgleichen: wie sich das Wasser in Blut verwandelt, vom Blutregen, vom neuen und Hungerquellen.

Wer Grabschriften liest, verliehrt das Gedächtnis. — Freilich; wer es zu seiner einzigen Beschäftigung machen wollte, Epigrammen zu lesen, zu behalten oder selbst zu machen, der würde seine andern Beschäftigungen vergessen oder vernachlässigen, so daß mau glauben könnte, er habe sein Gedächtnis verlohren.

Garn von Mädchen gesponnen, die noch nicht sieben Jahr alt sind, ist von herrlicher Wirkung, denn die daraus gewebte Leinwand ist gut für die Gicht, und bewahrt vor Hexereien. Wer sie am Leibe trägt, ist Schuß- und Stichfrei. Wenn man Gewehre damit ladet, so schießt man nicht fehl. — Sollten durch solch Vorgeben die Töchter etwa zum frühern Garnspinnen bewegt werden?

Wenn ein Fremder in die Stube kommt, so darf man ihn nicht weggehen lassen, ohne daß er sich niedergesetzt hat, sollte es auch nur auf einen Augenblick seyn; sonst nimt er die Ruhe mit. Könnte

ke wol seyn, wenn er gewisse Eindrücke hinterließe, oder traurige Bothschaft brächte, oder Schulden eincaßiren wollte, die nicht zu bezahlen wären. Höflich ist es wol, dem Fremden einen Stuhl zum Sitzen anzubieten; wenn man es aber in der Absicht thut, daß er die Ruhe nicht hinaustrage, so handelt man thörigt.

Es soll nicht gut seyn, wenn man am Leibe flicke. — Freilich ist's besser, wenn die Kleidung so beschaffen ist, daß sie nicht geflickt werden darf. Wenn dieß aber geschehen muß, so wird es immer unvollkommen geschehen, indem dieß am Leibe geschieht. Von einem Ordnungsliebenden Menschen sieht man das nicht.

Von einem der buckelicht ist, oder sonst irgend einen Leibesfehler hat, sagt man, daß ihn Gott gezeichnet habe, und giebt damit zu erkennen, daß man sich vor ihm als gefährlich hüten müsse. — Dergleichen Leute sind durch Fehler elend genug, und werden es durch jene ganz grundlose Meinung noch mehr. In krüppelhaften Cörpern wohnen oft die edelsten Seelen.

Wer früh nieset, kriegt selbigen Tag neues zu erfahren. Man hielt ehedem den Schnupfen für etwas heilsames; er mag wol besser seyn, als eine schlimme Krankheit, aber besser ist es, keinen Schnupfen zu haben. Wenn man des Morgens oft nieset, so ist ein Schnupfen auf dem Wege, den jeder wer Lust hat, für ein Geschenk halten mag. Man pflegt dem der nieset, dabei Gesundheit zu wünschen, welches so sehr zur Gewohnheit geworden ist, daß man dem, der es unterläßt, für unhöflich hält. Im Jahr 577. soll unter des Papstes

 Pela-

Pelagius 2. Regierung eine allgemeine Seuche in Europa geherscht haben, in welcher, wie man glaubt, die Leute beim Niesen plötzlich umgefallen wären; allein das ist irrig: Die Mode kommt vom römischen Kaiser Tiberius. Dieser befahl, daß wenn er durch Rom fahre und niese, jeder ihm Glück (salutem) wünschen sollte. Die Alten glaubten von allen Kleinigkeiten, daß sie gutes oder böses bedeuteten; jeder sollte daher wünschen, daß das Niesen Seiner Majestät etwas gutes bedeuten mögte. — Wenn der eine etwas erzählt, und der andre nieset dazu, so glaubt man, dieß sey eine Anzeige, daß das Erzählte wahr sey, in welchem Fall man zu sagen pflegt: Es ist wahr, denn es ist benieset. In der That, eine seltsame Probe, um die Wahrheit oder Unwahrheit einer Sache zu messen. — Wer des Morgens nieset, der kriegt selbigen Tag etwas geschenkt, oder erfährt neues: Wer jede Kleinigkeit, die ihm den Tag über begegnet, dahin deuten wollte, der würde immer glauben können, daß frühes Niesen etwas bedeute. Das Niesen ist nichts anders, als eine schnelle Bewegung der zum Othenholen nöthigen Werkzeuge; wie könnte es etwas zukünftiges verrathen? Wer bei Anziehung der Schuhe nieset, dem soll es Unglück bedeuten.

Wenn die Weiber Garn sieden, so müssen sie dabei recht lügen, sonst wird es nicht recht weiß. Könnte diese lächerliche Meinung, an welcher gleichwol manche hangen, vielleicht nicht auf folgende Art entstanden seyn? Es ließ jemand sich aufschreiben, wie man das Garn schön weiß siede, und las statt: „Gute Laugen müssen das beßte thun„ — gute Lügen ꝛc. Man probirte, das Garn gerieth, und nun entstand die Sage, man

müsse beim Garnsieden recht lügen, um es weiß zu erhalten.

Bedauert man ein Thier, das geschlachtet wird, so stirbt es schwerer. Die Meinung mag vieleicht daher gekommen seyn, daß der, der mit Bedauren schlachtet, dabei etwas versieht, und damit auch das Thier auf längere Zeit vom Tode entfernt. Oder die Sterbezeit scheint ihm länger, als einem andern, der das mit gleichem Muthe ansieht, oder selbst verrichtet.

Es ist nicht gut, wenn man über den Kehrig geht — denn man trägt den Unrath wieder dahin, wo man ihn vorher weggefegt hatte. Nein, sagt man wer darüber hingeht, der hat Glück — denn mancher fand darin einen Ring ꝛc. war das nicht Glück?

Es ist nicht gut, den Krug, woraus man trinkt, mit der Hand über dem Deckel anzufaßen, so daß er hiedurch überspannt werde; denn das schadet dem andern, der daraus trinkt: Er bekommt den Herzspann — aus einer ihm unbekannten Ursach, die er aber thörigter Weise zu errathen sucht.

Wenn man ausgeht oder verreiset, soll man nicht wieder umkehren, wenn man etwas vergessen hat, sondern soll es lieber durch einen andern nachbringen lassen; denn wer es thut, dem sollen seine Verrichtungen nicht wohl von statten gehen. Immer besser ist es, wenn man vorher alles überdenkt, und nichts vergißt, und daher nicht umkehren darf: Daß man aber, wenn dieß doch ge-

sche-

schehen müßte, unglücklich seyn werde; wer könnte das glauben!

Wenn die Weiber Federn in das Bett bringen, sollen die Männer nicht zu Hause bleiben; die Federn stechen sonst durch — ja wenn die Federn nicht stechen, so giebt es vieleicht von Seiten der bei diesem Geschäft nicht wohl aufgelegten Frau etwas, so daß der Mann besser thut, wenn er sich auf einige Zeit entfernt.

Man macht drei Kreuze über den Teig, damit das Brodt desto gesegneter seyn soll, und drei Kreuze an das Brodt, ehe man es anschneidet — welcher Misbrauch! Das Brodt ist gesegnet, wenn man es auf ehrliche Art verdient hat, und nicht aufhört, sich redlich zu nähren.

Wenn Teig im Backtroge steht, soll man die Stube nicht ausfegen, sonst fegt man Brodt mit hinaus — ist etwas für faule Weiber und betrügerische Mägde, die gern von dem Teige nehmen und Kuchen backen. Die Bäcker fegen ihre Stuben aus, wenn gleich der Trog ganz voll ist, und verspüren keinen Abgang.

Wer reich werden will, der schneide das Brodt fein gleich. — Man kann am Brodte gewissermaßen sehen, wie die Haushaltung beschaffen ist. Haben Kinder und Gesinde bei Tische Freiheit, es überall nach Gefallen zu beschneiden, sollte man davon wol auf eine ordentliche regelmässige Haushaltung schliessen? Wer in der ganzen Haushaltung ordentlich ist, der wird auch dahin sehen, daß das Brodt regelmässig geschnitten werde, daß keiner überflüssig und mehr nehme,

als er zur Sättigung nöthig hat, und das etwa übriggebliebene nicht umkomme.

Den Essigkrug soll man nicht auf den Tisch setzen, weil sonst der Essig verderbe. Wer Essig ansetzen will, muß sauer dazu sehen, und böse seyn, sonst geräth er nicht. — Wenn mürrische Leute durch ihre üble Laune dem Essig Säure mittheilen könnten, so würde daraus folgen, daß der Essig freundlichen Leuten umschlage, daß durch sie das Saure süß werde. — Auch giebt man Essig nicht ohne Geld weg, weil man keinen wieder sauer kriegen zu können glaubt: Es muß wenigstens etwas, sollte es auch nur eine Stecknadel seyn, dafür gegeben werden. Ein gutes Mittel um für Nichts Etwas zu kriegen, das doch besser ist als jenes.

L. und Fl. soll man nicht auf dem Tische knicken, man bekommt sie sonst alle wieder. — Es ist eine sichre Anzeige von der größten Unreinlichkeit, wenn gedachte Thiere auf dem Tische geschlachtet werden. Wenn daher eine ordentliche Hausfrau, um dieß zu verhüten, Kindern oder dem Gesinde dergleichen beigebracht hat, wer wird darum glauben, daß das Vorgeben in der Natur der Sache gegründet sey? — Wenn man mit dem Besen Tische und Bänke abfegt, so bekommt man Flöhe; aber gewiß nicht darum, weil man dieß gethan hat, sondern weil die Unreinlichkeit so überhand nehmen wird, daß Fl. ungestört nisten können.

Wer in Holz arbeitet, wird nicht reich. — Sind etwa die, welche in Stein, Eisen, Thon ꝛc. arbeiten, reicher? und hat man nicht auch reiche Drechsler, Tischler, Wagner, Rademacher?

Wenn man des Abends bei Tische sitzt, soll man mit dem Lichte nicht darunter leuchten, es entsteht sonst Zank. — Dieß mag etwa nur beim Karten-und anderm Spiel der Fall seyn, weil man, wenn jemand das Licht nimt, eine verlohrne Karte oder Geld wieder aufzunehmen, Betrug vermuthet, der auch dabei zum Theil wirklich gespielt wird; welches denn leicht zu Streit Anlaß giebt.

Wer mit Holtz, Stroh oder andern brennbaren Materien im Feuer oder Licht gaukelt, der harnt hernach ins Bette. — Aus dem Spiel mit Feuer und Licht ist schon mancher Schade entstanden; daher suchte man die Kinder dadurch davon abzuschrecken, es erfolge darauf, warum sie schon öfters Schläge bekommen hätten.

Wer beim Spiel Geld wegleihet, der verliehrt. — Wer sein eignes Geld schon so weit verlohren hat, daß er zu borgen genöthiget ist, der ist nachher oft nicht im Stande, das geborgte wieder zu geben; oder er wird dadurch in den Stand gesetzt wieder mitspielen zu können, und nimmt, wenn sich nun das Glück auf seine Seite wendet, den andern ihr Geld ab. So kann es geschehen, daß man im Spiel unglücklich ist, wenn man dabei andern borgt.

Auf der andern Seite sagt man, man müsse das Geld zum Spiel borgen, um zu gewinnen. — Es ist ein ziemlich hoher Grad der Liederlichkeit, wenn man dem Hange zum Spiel so sehr folgt, daß man Geld dazu borgt, im Fall man selbst nichts hat. Einem solchen stehen jetzt zwei Wege offen, entweder, auch das letzte zu verliehren, und sich ganz elend zu machen, oder sich durch das

Spiel wieder zu helfen. Gemeinhin ist das erste der Fall.

Wer zu Markte zieht, und das erst gelösete Geld verborgt, der verborgt sein Glück. Desgleichen, wer auf dem Markte etwas feil hat, soll den ersten Käufer nicht gehen lassen, sonst hat er kein Glück. — Abergläubige Käufer und Verkäufer, beide können bei dieser Meinung betrogen werden. Der erste wird kaufen, sobald der Handelsmann seine Bude aufgeschlagen hat; der andre sogleich verkaufen, wenn es auch ohne Vortheil geschehen sollte.

Geht ein Weib zu Markte, so muß sie den rechten Schuh zuerst anziehen, so wird sie ihre Waare theuer los — wenn der unverständigen Käufer viele sind, oder ihre Sachen guten Werth haben.

Wer des Morgens rückwärts aus dem Bette steigt, dem geht selbigen Tag alles verkehrt. — Wenn das, was man unternimmt, nicht recht von statten geht, so pflegt man wol zu sagen: Es ist, als wär ich heute verkehrt aufgestanden. Aus dem Bette rückwärts zu steigen, ist wider Gewohnheit; wenn es aber zufällig einmal geschähe, so würde es doch auf die Geschäfte des Tages keinen Einfluß haben. Alles kommt vielmehr beim Erfolge darauf an, wie man dabei zu Werke geht.

Im langen Rocken glaubt man, hielten sich gewisse Geister auf, die man Kornengel nennt. Sie sollen besonders den Mägden gefährlich seyn. — Wie diese Meinung entstanden, oder was es für Engel sind, die sich da den Mägden zeigen, kann man leicht wissen.

Wenn

Wenn ein Floh auf die Hand hüpft, der erfährt neues. — Es ist der Natur dieser Springer gemäß; sich überall hinzusetzen, wo sie Nahrung wittern; warum sollte man glauben, daß sie dem neues verkündigen, dem sie sich auf die Hand sezzen?

Wer auf den Daumen viel weisses hat, oder wem die Zähne übereinander stehen, dem bedeutet es, daß er in seinem Vaterlande bleiben werde — wenn er ungeschickt ist, anderswo sein Fortkommen zu finden, oder im Vaterlande selbst, sein Glück füglich machen kann.

Wer aus einem Fluß Wasser hohlt, der muß es von oben hinabwärts schöpfen; denn im andern Fall würde er sich widrige Schicksale zuziehen. Wie viele Menschen, die von dieser Meinung nichts wissen, oder nicht darauf achten, schöpfen wie sie am beßten dazu kommen, und ihr Schicksal bleibt ungeändert. Wie mancher Abergläubiger schöpft den Strohm herab, und ist er darum glücklicher.

Beim Schlafengehen soll man nichts auf dem Tische liegen lassen; es kann sonst das älteste oder jüngste im Hause nicht schlafen. — Wenn man etwas von Werth auf dem Tische liegen läßt, und glaubt, es könne Schaden leiden oder gar wegkommen, so verursacht dieß freilich Schlaflosigkeit. Nichts ist auch gewöhnlicher, als daß das älteste oder jüngste im Hause, unruhig schläft.

Wenn ein Weib zu Bette geht, und die Sterne grüßt, so nimt ihr der Geier oder Habicht kein jung Huhn — wenn nemlich das junge Federvieh gut verwahrt oder sonst in Obacht genommen wird.

Wenn man frisches Stroh in ein Bette thut, soll man die Knoten nicht an den Strohbändern lassen, sonst kann niemand darauf schlafen — denn sie verursachen Drücken und Beschwerde.

Es ist nicht gut, daß man sich Feuer oder Licht durch einen Fremden aus dem Hause tragen läßt. — Wer sollte sich dadurch abhalten lassen, jemand Gefälligkeit zu erweisen!

Wenn eine Magd zu einem neuen Herren zieht, so soll sie bei ihrem Anzuge sogleich ins Ofenloch hineinsehen — vieleicht um zu bemerken, daß man in jedem Hause Ursach habe, mit Feuer vorsichtig umzugehen.

Neue Mägde sollen sich bei ihrer Ankunft, im Hause überall umsehen — um von dem, was zunächst-zu thun nöthig ist, Kenntnis zu bekommen. Auch sollen sie in die Küche gehen, und sehen, ob Feuer wo ist, und dieses anschüren, nicht wie der Abergläubige sagt, um lange da zu bleiben, (denn das hängt von ganz andern Ursachen ab) sondern um gleich Anfangs Thätigkeit zu zeigen.

Die Mägde ziehen an Fleischtagen an, damit ihnen das Jahr nicht lang vorkommen soll, und sie es bald gewohnt werden. — Das werden sie besser dadurch erreichen, daß sie Treu und fleissig, sich an Arbeit gewöhnen.

Wer in ein neues Haus zieht, soll einen neuen Besen, ein Brodt und Saltz vorher in dasselbe schicken. — Wer aber zur Unreinlichkeit geneigt ist, den wird die Kraft des neuen Besens, den er vor sich hinschickte, nicht zur Reinlichkeit gewöhnen; und wer fleissig und haushälterisch ist, der wird

wird Brodt darin haben, wenn er gleich keins vor sich hertragen läßt.

Wenn die Weiber Wäsche anstellen, so muß im Hause alles freundlich aufstehen, so bekommt man schönes Wetter zum trocknen — welches um so nöthiger seyn mögte, da bei der Hausfrau um solche Zeit gewöhnlich Unwetter ist. Doch, das Wetter richtet sich warlich nicht nach Freundlichkeit oder Mißlaune. — Auch sagt man, daß es hernach regne, wenn die Weiber oder Mägde Säcke waschen.

Wenn die Männer zanken, sollen die Weiber fliessend Wasser in den Mund nehmen; dann hört der Zank auf. Er hört aber immer auf, wenn die eine Parthei durch Widerspruch die andre nicht erhitzt.

Wer Kinder auf der Strasse mit Spießen und Fähnchen spielen sieht, der soll daraus abnehmen, daß bald ein Krieg entstehen werde. — Aber wenn der Ausbruch eines Krieges nahe ist, so werden im Lande Anstalten dazu gemacht, und die Kinder, welche gern nachmachen, was sie von Erwachsenen sehen, spielen Soldat. Bricht der Krieg nachmals würklich aus, so sagt man einfältiger Weise: Das haben die Kinder wol gewußt!

Es ist nicht gut (man sollte lieber sagen: unnütz) wenn man einen Rost oder Dreifuß aufs Feuer setzt, und nichts darauf legt; daher setzt man ihn nicht eher auf, als bis man das, was man zubereiten will, auf denselben setzen kann, und wirft ihn sogleich um, nachdem man dieß weggenommen hat. Manche glaubt, sie werde vor der Zeit alt, wenn sie den Rost unbesetzt auf dem Feuer

 stehen

stehen lasse; daher man sich über jene Sorgfalt nicht sehr zu wundern hat.

Wenn eine Weibsperson auf der Straße ihr Strumpfband verliehrt, so ist's ein Zeichen, daß der Mann oder Freier nicht treu ist. Geht dieß Band von selbst auf, so denkt der Beßte an sie. Wie das Strumpfband verlohren geht, so soll auch die Treue des Liebsten verlohren gehen. — Freilich wenn die Unordentlichkeit eines Frauenzimmers so weit gienge, daß sie sich nicht einmal die Strümpfe ordentlich aufbände, so würde der, der sie bisher liebte, Ursach haben, von ihr abzustehen; und so könnte jene Meinung vom Verliehren des Strumpfbandes doch wahr werden.

Eine Weibsperson soll niemand an ihrer Schürze sich die Hände abwischen lassen, weil jener ihr sonst gram wird. — Dann würden aber auch Mütter und Kinder sich weniger lieben, wo dieß so oft statt findet; und wo ist gleichwol die Liebe grösser als unter diesen?

Wer ein Hufeisen, oder ein Stück davon findet, der soll Glück haben. — Man sagt von dem, der eine stets lächelnde Miene hat, im Sprichwort: Er zieht das Gesicht, wie ein Bauer, der ein Hufeisen gefunden hat, und man sieht daraus, daß man das finden eines solchen Eisens für weit mehr Glück hält, als der Werth desselben beträgt.

Wer sich in dem Wasser wäscht, darin ein andrer sich schon gewaschen hat, der wird dem andern feind. — Aber was für Feindschaften würden dann besonders in Familien gewöhnlicher Leute entstehen, wo dieß häufig geschieht. Feindschaften haben gewöhnlich ganz andere Ursachen

Wenn die Mägde Zunder brennen, so müssen sie von Mannshemden Stücken dazu nehmen; von Weiberhemden fängt der Zunder nicht. Und wenn eine Weibsperson den Ohrenzwang hat, soll sie etwas, das eine Mannsperson getragen, um den Kopf wickeln und schwitzen. — Solche läppische Meinungen bedürfen keiner Widerlegung.

Wer die erste Kanne Bier aus einem Faß bekommt, geschwind damit fortläuft, oder eine reine Jungfer sie abhohlt, oder man sie einem, der den Staupbesen kriegt, mit zum Thor hinausgiebt, oder sie gleich vor dem Faß austrinken läßt, so geht das Bier gut ab. — Wozu diese Thorheiten, wenn gutes Bier da ist?

Wer eine Schnur bei sich trägt, womit ein Bruchschneider einen geschnittenen Bruch verbunden hat, der mag eine Last heben, wie schwer sie sey, so wird er sich nicht wehe thun. — Dieß ist Betrug gewinnsüchtiger Leute, die dergleichen Bänder an solche, die schwere Lasten zu heben haben, unter dem Vorwande theuer verkaufen, daß sie sich alsdenn nicht verheben könnten. Wie mancher, der sich darauf verließ, hat das Gegentheil erfahren!

Man soll nicht über die Spur gehen, wo sich Hunde belaufen haben — Aber wer kann das wissen? Wie leicht würde man unglücklich seyn!

Man bekommt Geld, wenn man jemand in die linke Hand sieht. — Wirklich ein sehr leichtes Mittel, sich Verdienst zu verschaffen, wobei man die Mühseeligkeiten des Lebens vergessen, und ohne Arbeit sein Haupt ruhig auf weiche Polster und Matrazen hinstrecken könnte, und dann unbeschwert nur einmal die Augen öfnen dürfte, einem in die lin-

linke Hand zu sehen. Wie bequem doch der Abergläubige ist!

Wer über eine Brücke geht, soll ein Vater Unser beten, sonst fällt er — wenn er nicht vorsichtig ist.

Wer hinter sich läuft, macht dem Teufel sein Bett. Soll dieß etwa heißen, daß der, der durch Unordentlichkeit in seinen häußlichen Angelegenheiten zurückkommt, leicht auf böse Wege geräth.

Hat man sich an einem Nagel verwundet, so stecke man den Nagel in Speck oder Schmeer, so schwärt die Wunde nicht — Man halte sie aber nur rein, und sie wird ohne Schwären heilen, besonders wenn man sie vor dem Zugange der Luft verwahrt.

Wer an dem Tage in einem Buche lieset, an welchem er Ader gelassen hat, der wird blind — oder vielmehr, er wird sich die Augen schwächen.

May-Thau vertreibt die Sommerflecken — wenn sie von selbst vergehen.

Handwerkspursche, welche das erste mal auf die Wanderschaft gehen, dürfen sich nicht umsehen, sonst bekommen sie das Heimweh, und können es nirgend gewohnt werden. — Ersteres ist erklärlich, und letzteres folgt aus jenem.

Es ist ein schreckliches Verbrechen, wenn Kinder sich an ihren ersten Wohlthätern, den Eltern so weit vergehen, daß sie Hand an dieselben legen. Daß aber nach ihrem Tode eben die Hand, wodurch Mutter oder Vater beleidiget wurde, aus dem

dem Grabe hervorwachse, und durch Henkershand wieder zurückgepeitscht werden müsse, streitet wider der Natur Lauf und Würkungen, und nie ist auf Gottes Welt so etwas gesehen worden.

Wer, nachdem er Brei Klösse gegessen hat, gleich darauf trinkt, der bekommt einen dicken Hals — so lange er trinkt; oder doch einen dikken Leib, bis die Verdauung beendiget ist.

Wenn man das Brodt auf isset, das auf den Tisch getragen wird, so wird gutes Wetter — vielleicht bei der Wirthin, welche dann um so mehr glaubt, daß ihr wohlzubereitetes Essen dem Gast geschmeckt habe.

Kann man aber das Brodt, was einem bei Tische vorgelegt worden, nicht aufessen, so soll man es keinem andern essen lassen, sonst wird er uns gram, oder isset uns die Nahrung weg — wenn wir es darnach machen.

Abends beim Lichtbrennnen, darf kein Wasch-Wasser auf die Straße gegossen werden, außerdem wird den andern Tag Zank im Hauße — wenn man durch das Licht geblendet, unvorsichtig jemanden begießt.

Ist der erste Käufer bei handelnden Leuten, eine alte Person, besonders eine alte Frau, so hat man im Handel kein Glück: Eine junge Person aber, besonders ein Mädchen bringt viel Glück — wenn man billige Preise macht, und den Leuten mit guten Waaren begegnet.

Manche Herrschaften lassen das Gesinde durch die Beine kriechen, damit es dasselbe desto eher gewohnt werde. — Wenn ihnen damit Neigung zur Unterwürfigkeit oder Folgsamkeit beigebracht würde, so mögte es ein gutes Mittel zu jenem Zweck seyn.

Wenn-

Wenn Kinder Backöfen bauen, soll Theurung ins Land kommen — als ob Kinder mehr, wie ältere, verständigere Personen in die Zukunft sehen könnten, oder geheime Nachrichten von dem hätten, was noch geschehen soll!

Die, welche die Linie passirt sind, das heißt zu Schiffe über denjenigen Theil der Erde gekommen sind, wo die Sonne ihre Strahlen gerade herunter wirft, wo es also am heissesten ist, sollen etwas verrückt seyn. Aber sie lieben vieleicht das sonderbare, und erzählen so abentheuerliche Dinge, daß man glauben kann, ihr Gehirn sey in Unordnung.

Das Meer ist nirgend unergründlich, wenn gleich der Faden, womit Schiffahrende seine Tiefe zu messen pflegen, an manchen Orten nicht bis auf den Boden reicht; denn es ruhet, oder hat sein Bette, wie jeder Fluß, in der Erde. Nicht leicht ist es über 1200 Fuß oder 6000. Ellen tief.

Wenn man den ersten Rocken blühen sieht, eine Aehre dreimal durch den Mund zieht, und dabei sagt: Gott behüte mich vor Fieber und Gelbsucht, so bleibt man vor beiden Krankheiten verwahrt, wenn sonst nicht Ursachen eintreten, welche sie herbeiführen.

Wenn eine Person des Nachts im Schlafe das Wasser nicht halten kann, so darf nur jemand von ihrem Alter und Geschlecht ins Grab pissen, so wird sie von jenem Uebel befreiet — wenn sie fest glaubt, daß das Mittel hilft, fleissig an das Uebel denkt, und besonders dienliche stärkende Arznei anwendet.

Wenn

Wenn das Gesinde in Dienst gekommen ist, so darf es am ersten Sonntage darauf nicht in die Kirche gehen, weil es sonst nicht eingewohnen kann — wenn es zu wilden Sitten vorher gewöhnt, nicht gern in die Kirche geht, um da stillen Religionsbetrachtungen zu folgen.

Wer den Schnupfen hat, soll durch eine Gabel mit drei Zinken ein Glas Wasser austrinken — und gewahr werden, daß alle solche thörigte Mittel zu nichts dienen, als den menschlichen Verstand zu beschämen.

Lacht man, daß einem die Augen übergehen, so giebt es Zank — das ist die gewöhnliche Folge übermässiger Freude.

Hat jemand rothe Haare, und er läßt sie sich abschneiden, und vergräbt sie unter einer Weide, so sollen dagegen schwarze Haare wachsen. — Ein solches Wunder zu bewürken, ist kein Mittel in der Natur fähig, am wenigsten das angeführte.

Viele Leute sehen es gern, daß man das Brodt zu einer Milchsuppe nicht schneide, sondern brocke. Von ersterm befürchten sie, was nicht zu fürchten ist, allerlei Uebels.

Wenn du Haare ins Feuer wirfst, so sollst du den Daumen in die Hand kneipen (wie Leute zu thun pflegen, die mit der fallenden Sucht behaftet sind,) damit es nicht stinke. — Lieber sollte man die Nase zuhalten.

Wenn jemand Milch über die Strasse trägt, so darf davon nichts übergegossen werden, es würde der Molkenwirthschaft schaden. Jeder, der ein sol-

solches Geschäft verrichtet, wird daher beim Hinausgehen erinnert, vor den Uebergiessen sich ja in acht zu nehmen. — Der daher entstehende Schade kann jedoch kein andrer seyn, als der in der übergegoßnen Milch zu suchen ist.

Wenn dir jemand zutrinkt, oder den Krug, nachdem er getrunken hat, herreichet, so darfst du nicht aus offenem Kruge deinen Durst löschen; sondern der Deckel muß vorher erst wieder zugemacht werden; und dann allererst kannst du ihn wieder öfnen, und dich satt trinken. — Solch Verfahren mag von einigen Leuten für Wohlstand gehalten werden, aber nöthig ist es nicht, um den Durst zu löschen.

Im abnehmenden Monde darf kein Zuchtvieh jung geworden oder entwohnt seyn, sonst hat es kein Gedeihen. Bei abnehmenden Monde darf niemand in ein neues Haus ziehen, denn sonst hat er kein Glück, und sein Vermögen wird abnehmen: Neue Verehlichte pflegen hierauf besonders zu achten. Wer, wenn die Sonne untergehen will, mit dem Finger nach derselben hinweiset, dem folgt sie immer nach. — Man mögte ermüden, solchen Unsinn zu bemerken, wenn es nicht gewiß wäre, daß er noch geglaubt wird.

„Seinen Freunden giebt er's schlafend„ diesen biblischen Spruch misbrauchte die Köchin eines Obristen in Potsdam, auf eine sonderbare Art. Sie hatte die verderbliche Gewohnheit in das Lotto zu setzen, und blieb an dem Tage, an welchem die Loose gezogen wurden, im Bette, und schlief. Als der Obriste von der Parade nach Hauße kommt, findet er kein Feuer, kein Essen,

kei-

keine Köchin. Nach vielem Suchen trift der Bediente sie im Bette, und sagt dieß seinem Herrn. Was in aller Welt macht sie im Bette, sagt dieser, sie gehört ja in die Küche, und muß das Essen besorgen! — Das konnte ich heute nicht, Herr Oberster, ich muß im Bette liegen, und schlafen! — Und warum? — Ja, heute ist die Lotterie gezogen, und, seinen Freunden giebt er's schlafend! Ich habe in die Lotterie gesetzt. —

Müssen gewisse Wasser jährlich einen Todten haben, und darf derselbe vor dem dritten Tage nicht herausgezogen werden? — Auch das ist eine menschliche Thorheit, daß man von manchem Flusse oder Teiche glaubt, er müsse jährlich einen Todten haben; als wäre das Wasser ein denkendes, verständiges Wesen, ein Götze, der einen Menschen zum Opfer verlange. Die Halloren (Salzkocher, welche zugleich sehr gute Schwimmer sind) in Halle, haben den falschen Glauben, die Saale (ein Fluß) müsse vor dem Johannistage einen Menschen haben, und weigern sich wol gar deswegen dem darin Verunglückten Hülfe zu leisten. Man denkt, solch ein Wasser ziehe den Menschen mit Gewalt an, und lasse ihn nicht wieder los; es werde unruhig, und mache ein Geräusch, wenn es lange keinen Todten gehabt habe. Dieser Aberglaube ist vermuthlich daher entstanden, weil man angemerkt hat, daß in einigen Flüssen und Teichen mehr Menschen ertrinken als in andern; oder daß dieß zu einer gewissen Jahrszeit geschieht. Allein, dieß läßt sich erklären. Ein Fluß hat bisweilen betrügliche Stellen, ungewöhnliche Tiefen und Sandbänke, die in einem andern nicht sind, und wird daher dem Abergläubigen verdächtig. Oder er ist besonders fischreich, so daß viele sich auf demselben

den beschäftigen, hat steile Ufer u. s. w. Natürlich, daß denn mehr Menschen in demselben umkommen, als in einem andern, wo das nicht ist. Im Frühjahr, wo die Menschen anfangen, das Wasser zu befahren, aus Teichen und anderwärts her Wasser zum Bleichen zu hohlen, können allerdings mehr ums Leben kommen, als in einer andern Jahrszeit. Man kann auch darum im Wasser umkommen, weil man durch plötzliches Erkalten und daraus entstehende starke Zusammziehung der Blutgefässe des Leibes einen Schlag, oder doch den Schwindel bekommt. Wer sich vorher durch Gehen oder auf andre Weise erhitzt hat, und plötzlich ins Wasser geht, dem können seine Nerven durch die schnelle Abwechselung der Hitze und Kälte leicht erstarren; er bekommt einen Krampf und muß ertrinken. In einem Fluß, wo viele zu baden pflegen, ertrinken mehr, als in einem andern, wo das nicht ist.

Daß ein im Wasser umgekommener Mensch nach etlichen Tagen wieder in die Höhe kommt, und auf dem Wasser schwimmt, ist eine bekannte Sache: Abergläubige sehen es als ein Wunder an, und schreiben dem Wasser eine geheime Kraft zu, einen Menschen nach etlichen Tagen wieder von sich zu stossen. Aber diese Erscheinung ist ganz natürlich, und läßt sich erklären. Der menschliche Cörper hat, wie schon gesagt, mit dem Wasser beinahe einerlei Schwere, und das Wasser, welches er aus der Stelle treibt, ist nicht viel leichter als er selbst, daher er auch, wenn er im Wasser liegt, nur wenig wiegt. Wenn nun der Cörper eines Menschen oder eines Thiers einige Zeit unter dem Wasser gelegen hat, so fängt er an, in Fäulnis überzugehen, folglich aufzuschwellen, so daß er

mehr

mehr Wasser aus der Stelle treibt, als vorher, folglich leichter wird, als das Wasser selbst, in die Höhe kommt und oben schwimmt, wenn er auch bisher auf dem Grunde gelegen hatte. Dieß ist der Fall bei Ertrunkenen, und man sieht daraus schon, wie sehr unrichtig die Meinung ist, da man denkt, der todte Cörper dürfe vor dem dritten Tage nicht aus dem Wasser gezogen werden, und wer das thue, der ertrinke selbst bald denn das Wasser räche sich an ihm. Mancher ist durch dieses Vorurtheil abgehalten worden, seinen in der Todesnoth sich befindenden Nächsten zu retten, da er es doch wol gekonnt hätte, und gethan haben würde, wenn er eben dadurch nicht wäre abgehalten worden. Mancher der es so sehr verdient hätte, gerettet zu werden, hat dadurch das Leben verlohren, das für viele schätzbar war. Kinder und Gatten klagen noch lange um den Geliebten, den der Abergläubige aus jenem thörichten Vorurtheile dem Tode überließ, und müssen nun ihr Leben in Kummer und Elend verbringen. Auch, das Leben eines Menschen ist selbst in den Augen Gottes theuer geachtet, wie kann der, der es einem seiner Mitmenschen nicht erhielt, ein gutes Gewissen behalten und ohne Graus an die Ewigkeit denken, wo der im Tode von ihm Verlaßne mit ihm vor demselben Richter erscheint. — In einem Anhaltischen Dorfe ertrank ein Kind. Zwei Studenten, die eben da waren, brachten es durch Reiben und geschickte Behandlung so weit, daß es sich schon wieder regte, und sogar einmal die Augen wieder aufschlug. Da kamen aber die Eltern des Kindes und die Bauern, und hielten die Studenten ab, ihr Verfahren fortzusetzen, weil es in der Seeligkeit keine Ruhe habe. Und gewiß hätten sie, zumal bei so guten Anzeigen, das Kind wieder

 zum

zum Leben gebracht. — Schrecklicher, schrecklicher Aberglaube! verdiente er nicht die strengste obrigkeitliche Untersuchung und Bestrafung?

Am 13 October 1791. badete in Jena ein sehr braver junger Mann auf Zureden einiger seiner Bekannten, in der Saale. Es war dieß das erste mal in seinem Leben, daß er in einen Fluß gieng. Zuvor hatte er öfters in einer Badewanne diese dem Cörper so zuträgliche Reinigung vorgenommen, und weigerte sich gegen wiederhohltes Zureden seiner Freunde, es im Fluße zu thun, indem er seine Unerfahrenheit hierin vorwandte, und den Nutzen des Badens auf die ihm gewöhnliche Art ohne Gefahr zu erreichen glaubte. Endlich gab er nach, und ward an einen unsichern Ort geführt, wo er den ersten Versuch mit dem Leben bezahlen mußte. Seine Freunde eilten, ihm von der Stadt aus Rettung zu verschaffen: aber sie waren nicht vermögend, es zu bewerkstelligen. Als endlich die Fischer in Kähnen herbeigekommen waren, so suchten sie auf dem Platze, wo der Verunglückte lag — bis nach Sonnenuntergang; da fanden sie ihn erst. Nun sagte man, dieß sey geschehen, weil die Fischer den verabscheuungswürdigen Aberglauben hätten, daß die Fische aus einer solchen Gegend entwichen, wo ein Ertrunkener vor dieser Zeit herausgehohlt würde.

Man bildet sich auch ein, daß das Wasser sich in Blut verwandle, und hält dieß für eine Anzeige von mannigfaltigen Unglück, bis man endlich darauf kam, daß der Fluß besonders hoch gestiegen war, und irgendwo rothe Erde in grosser Menge abgewaschen hatte.

Im

Im Junius 1790. geschah bei Halle in Sachsen, die seltene Naturbegebenheit, daß das Wasser in einem Teiche roth gefärbt erschien. Die Sache machte grosses Aufsehen, und die Menschen aus Stadt und Gegend liefen dahin, das Wunder zu betrachten. Die Einfältigen meinten, das Wasser sey in Blut verwandelt, und es bedeute wenigstens Krieg, Hungersnoth oder Pest. Aber ein geschickter Naturforscher aus der Stadt gieng dahin, nicht blos die Sache zu beschauen, wie die mehrsten Menschen bei solch einem Ereignis pflegen, sondern auch zu untersuchen, und dieser fand, daß es eine ganz natürliche Sache war. Ich liefere hier nur einen Auszug seines Berichts: Das Wasser sah vollkommen wie Blut aus. Ich füllte damit ein Glas, und nahm es mit nach Hause. Nach einer Viertelstunde, da es ruhig gestanden hatte, zeigte sich ein dunkelrother, dem schönsten Florentiner-Lac ähnlicher, Niederschlag, und das darüber stehende Wasser war ganz hell geworden. Hieraus folgte schon, daß die rothen Theilchen keinen genauen Zusammenhang mit dem Wasser hatten, und um ein ansehnliches (specifisch) schwerer waren, als das Wasser. Die Bewegung des Wassers, welche durch den Wind verursacht wurde, war in dem Teiche also blos die Ursach, daß dieses färbende Wesen nicht zu Boden fiel: denn an denjenigen Orten, wo das aufgewachsene Schilf dem Wasser gegen den Wind Schutz gab, sah man die rothgefärbten Theilchen auf dem Boden liegen, und das obere Wasser schien klar. Am folgenden Tage untersuchte ich einen Tropfen von diesem Wasser mit einem Vergrösserungsglase, welches rothe lebendige Puncte zeigte, die eine eigenthümliche Bewegung hatten. Unter einem noch bessern Vergrösserungsglase erschienen die rothen lebendigen

Thierchen schon als kleine längliche Blasenartige Cörperchen; und bei einem noch bessern Vergrößerungsglase, sahe man deutlich, daß es rothe Thiere waren, welche hier die Grösse und Gestalt eines Waizenkorns hatten, und sich mit grosser Lebhaftigkeit in dem Wassertropfen willkührlich bewegten. Der Cörper war schon blaßroth, durchsichtig, und an einem Ende befand sich ein schwarzer Punct, wahrscheinlich der Kopf des Thierchens, indem sich dieser Theil immer vorn befand, wenn sich das Thierchen fortbewegte. Zu bemerken ist, daß das Vergrößerungsglas den Durchmesser einer Sache 400 mal, die Fläche 160,000mal, und den cörperlichen Inhalt 64 Millionen mal vergrößerte: Daher das größte rothe Thierchen 64 Millionenmal kleiner als ein Waizenkorn seyn mußte. In einem einzigen Wassertropfen befanden sich über 100 Stück derselben. Nur durch die grosse Menge derselben konnte das Wasser roth gefärbt werden; und wenn es ertrocknete, so blieb auf dem Boden des Glases ein rother Farbenstaub liegen.

Die sogenannten Blutregen rühren entweder von dem Blumenstaube einiger Pflanzen, oder von dem rothen Safte verschiedener Schmetterlinge her, welchen sie bei ihrer Verwandlung als eine Reinigung von sich geben. Die rothen stehenden Wasser sind entweder blos auf der Oberfläche gefärbt; und hier ist eine Art rothes Moos die Ursach — oder sie sind durchgehends roth, welches theils einer mit Wasser vermengten Bolarerde und gelbrothen Lehm, theils den darinn herumschwimmenden Wasserflöhen zuzuschreiben ist, welche aber schon dem blossen Auge sichtbar sind. — Zur Erzeugung jener kleinen Thierchen müssen vielleicht verschiedene günstige Umstände zusammentreffen, die wir noch

nicht

nicht kennen, wenn sie sich so stark vermehren sollen, daß sie uns durch ihre Menge sichtbar werden, wie es bei Feldmäusen, Heuschrecken, Maikäfern und gewissen Raupenarten je zuweilen der Fall ist; und ihre rothe Farbe haben sie wahrscheinlich von ihren Nahrungsmitteln. Die Wahrheit liegt hier zu tief im Innern der Natur versteckt, als daß der Mensch sie ganz ausser Zweifel setzen könnte.

Der Teich behielt noch ohngefehr 8 Tage sein rothes Ansehen, nach welcher Zeit das Wasser wieder hell ward: Doch erblickte man noch einige Zeit bei genauer Untersuchung die rothe Farbe auf dem Boden des Teichs, und an den Wasserkräutern angesetzt.

Am deutlichsten konnte man die Bewegungen der rothen Thierchen bemerken, wenn sie an der Wand so stark vergrössert erschienen, daß sie die Grösse von rothen türkischen Bohnen hatten.

Es entstehen bisweilen auch neue Quellen, die nach der Einbildung mancher Leute für alle Krankheiten helfen sollen, und daher von ihnen für Gesundbrunnen gehalten werden. Sie trinken daraus fleissig, und glauben denn recht gesund zu werden. Aber man muß solchen Quellen nie trauen, bevor sie nicht von Sachkundigen untersucht und gut befunden worden sind. Man hat Beispiele, daß kränkliche Leute, die daraus tranken, gestorben sind; und gesundere das Bauchgrimmen und andre üble Zufälle bekommen haben.

Fast in jeder Gegend giebt es Quellen, die nur selten Wasser haben. Fliessen sie, so ist es eine Anzeige, daß es viel geregnet hat, und in der

Luft, besonders in der Erde viel Wasser sey. Allzunasse Witterung aber ist beinahe allen Früchten schädlich; daher sagt man: Die Hungerquellen fliessen. Es würde aber sehr sonderbar seyn, zu glauben, daß diese Quellen an und vor sich die Ursach von der darauf etwa erfolgenden Theurung wären.

Von den Ordalien, oder sogenannten Gottesurtheilen, Wahrheitsproben, bei den vormaligen Deutschen, als: Kampfgericht, Bahrrecht, Abendmahlsprobe, biblische Orakel, Urtheil des Creuzes, Creuz-Feuer-Wasserprobe, wodurch man ehedem Hexen erkannte.

Es ist eine unrichtige Behauptung, wenn man die Erfindung der Gottesurtheile auf Rechnung der Geistlichkeit und der Mönche schreiben will, nur so viel ist wahr, daß sie von diesen dazu benutzt wurden, um Macht und Ansehen ihres Standes zu bevestigen. Mangel an gehöriger Kenntnis des Rechts und an bestimmten Gesetzen, um nach ihnen in zweifelhaften Rechtssachen die Wahrheit ans Licht zu bringen, und Glaube an Wunder und übernatürliche Einwirkungen, waren die Ursachen, welche die Ordalien bei unserm deutschen Vorfahren, so wie bei andern Nationen veranlaßten, die mit ihnen einerlei Aufklärung hatten. Die Richter erkannten den Beklagten den Eid zu, und dieser mußte sich denn, zum Beweise daß er recht geschworen habe, irgend einer solchen Probe unterziehen. Der Eid wurde auf verschiedene Art abgelegt. Der Beklagte nahm eine Hand voll Spreu, warf sie in die Luft, und rufte den Himmel zum Zeugen seiner Unschuld an; dann und wann nahm er auch eine Lanze in die Hand, und erklärte, er sey bereit, das mit dem Schwerdte zu vertheidigen, was er durch den Eid bekräftiget habe. Aber die gewöhnliche Art, welche sich auch in der Folge noch erhielt, war auf einem Grabe, Altar,

Evangelienbuch oder einem (Reliquien-) Kasten, darin die Ueberbleibsel von einem Heiligen aufbewahrt wurden. Gegen einen Bischof mußten 72 gegen einen Priester 40 Zeugen seyn, sonst konnte der Angeklagte nicht für schuldig erkannt werden. Man hatte gegen den Eid grosse Ehrfurcht.

Dahin gehört das Kampfgericht. Zweikampf entschied oft das Ende eines langwierigen Krieges, und damit das Schiksal ganzer Nationen. Nachmals erhielt das Kampfgericht noch mehr Ansehen, indem man es zu den Gottesurtheilen rechnete, und dadurch verwickelte Rechtshändel entscheiden ließ, da es herrschende Meinung des Zeitalter war, daß Gott dabei würke, und sich stets für die Sache des Unschuldigen erkläre. Der Sieger gewann den Proceß, und wenn der Ueberwundene nicht sogleich auf dem Platze blieb, so ward er oft der Sclave des Siegers, oder ins Gefängnis gesetzt, oder mußte Gefahr laufen, entweder eine Hand oder den Kopf zu verliehren. — Man konnte für seine eigene Sache den Kampf übernehmen, oder auch für sich seinen Mann stellen, doch war das letzte nicht einem jeden, sondern nur Personen über 60. Jahren, der Geistlichkeit und dem weiblichen Geschlecht erlaubt. Indeß fehlt es nicht an Beispielen, daß auch Frauenzimmer den Zweikampf übernahmen, und daß er selbst Bischöfen und Aebten bei Stritigkeiten über Kirchengüter geboten ward, für welche sonst der Schirmvoigt des Klosters den Duell einzugehen pflegte. — Allerlei Ceremonien wurden gebraucht, den gerichtlichen Zweikampf so feierlich als möglich zu machen. Ehe er seinen Anfang nahm, ward Gottesdienst gehalten; man beichtete, empfieng das Sacrament, und blieb in der Nacht vorher am Altar, oder auf den

Grä-

Gräbern der Heiligen. Oft ward der Kämpfer, besonders wenn er sich wegen Kirchengüter schlug, unter die Heiligen versetzt. Die Kämpfer mußten vor dem Streit ihre Kleidung und Rüstung untersuchen lassen, und sich durch einen Eid verbinden, keine Seegensformeln und Bannsprüche zu gebrauchen. Im elften und zwölften Jahrhundert mußten sie sich vorhin rasiren lassen, weil man glaubte, daß in den Haaren Zauberei stecken könne. Schlug sich jemand für seinen Freund, so mußte er vorher einen Eid ablegen, daß er seine Parthei für unschuldig halte *).

2. Das Bahrrecht bestand darin, daß man den, der eines Todtschlages verdächtig war, zu dem todten Cörper des Erschlagenen führte, welcher nackt mit seinen blutigen Wunden auf der Bahre lag, die verdächtige Person mußte die Wunden, den Mund und den Nabel des Erschlagenen berühren, und sich durch einen Eid von dem Verdachte reinigen. Fieng nun während dieser Handlung das Blut des todten Cörpers an zu gähren, so glaubte man, daß der Verdächtige dadurch seines Verbrechens sattsam überführt sey. Freilich war dieß nur äusserst selten der Fall; aber Gewissensangst und das ganze Benehmen der verdächtigen Person, brachten oft den Thäter ans Licht. Solch ein Märder, welchen Gewissen und menschliches Gefühl noch nicht ganz betäubt hatte, mußte bei dem Anblick des vor ihm liegenden mit Wunden bedeckten Leichnams leicht erschüttert, zum Geständnis seiner That bewogen, oder durch

Furcht,

*) Noch mancher andre Gebrauch fand bei diesem und dem übrigen Gottesurteln statt. Hier soll besonders nur das beigebracht werden, was auf Aberglauben Beziehung hat.

Furcht, Blässe, Zittern und Stammeln verrathen werden. Späterhin ließ man den Ermordeten in einem Sarge öffentlich ausstellen, durch den Scharfrichter in Gegenwart einer obrigkeitlichen Person den Fluch über den Mörder ausrufen, und diesem auffodern, seine schändliche That zu gestehen; oder man suchte wol gar das Bekenntnis der That durch die Folter zu erzwingen.

Des Julius Malavacca, eines Corporals Ehefrau ward bei schwangerm Leibe umgebracht. Nach drei Tagen ward die That ruchbar, und ihr Körper wurde geöffnet, welches an eben dem Tage geschah, an welchem ihr Mann von einer Reise zurückkam. Kaum hörte er die schreckliche That, so eilte er ganz außer sich in die Stube, wo seine erschlagene Frau auf dem Tische lag. Aber welch ein Unglück für den armen Mann. Die Ermordete fieng bei seiner Gegenwart an, aus der Nase zu bluten, und jedermann glaubte nun, daß er der Mörder derselben sey. Vergebens betheuerte er seine Unschuld, läugnete, eine so schändliche That begangen zu haben, nnd suchte sich durch seine Abwesenheit zu vertheidigen und zu rechtfertigen. Er ward gefoltert, und da er die Qualen nicht aushalten konnte, so bekannte er eine That, die er nicht begangen hatte; da er denn auf Befehl der Obrigkeit — gehangen wurde.

Gewiß ist mancher andre Unschuldige durch diesen abergläubigen Gebrauch zum Tode verdammt worden, weil er durch Schmerzen überwunden, etwas bekannte, davon er nichts wußte. Wir können sehr froh seyn, daß die Obrigkeit von solchen Anzeigen nichts mehr hält; denn wie leicht könnte man seiner Unschuld ungeachtet als Mörder behandelt wer-

werden? Wenn ein Mensch ermordet ist, so findet sich bei ihm hin und wieder geronnenes Geblüt, welches sich vermöge seiner Schweere herunter senken, und einen Ausweg machen kann, so daß der Entleibte zu bluten anfängt. Dieß geschieht aber zufällig; denn die Gegenwart eines Menschen kann, wenn er auch der Mörder wäre, auf keine Weise das Nasenbluten bei dem Ermordeten verursachen; und die Erfahrung lehrt, daß ein Erschlagener blütet, es mögen Menschen zugegen seyn oder nicht. — Auch aus dem Blute, welches man einem vermeinten Missethäter abließ, wollte man ehedem urtheilen, ob er schuldig oder unschuldig sey, und es gab Personen, die dieß verstehen wollten. Manchem Unschuldigen hat dieß das Leben gekostet.

3. Auch die Abendmahlsprobe mußte sehr oft die gewünschte Würkung haben, und dem nicht ganz verdorbenen Menschen das Geständnis seiner That ablocken; zumal wenn man in Anschlag bringt, wie heilig und ehrwürdig, aber auch wie würksam und wunderthätig das Abendmahl in jenem Zeiten gehalten wurde. Diese Probe wurde auf folgende Art angestellt. Der verdächtigen Person ward die geweihete Hostie dargereicht, und in Gebeten die Gottheit aufgefodert, die Wahrheit ans Licht zu bringen, und das Verbrechen zu entdecken. Die Hostie ward dem Verdächtigen unter dem Aussprechen der heftigsten Flüche und Verwünschungen gereicht, und er dabei versichert, daß diese gewiß in Erfüllung gehen würden, wofern er schuldig wäre, und sein Verbrechen länger verheimlichen wolle.

4. Die biblischen Orakel waren unter den Ohngefährsurteln, die auf mannigfaltige Weise ausgeübt wurden, die häufigsten. Es wurde zuvor

vor gebeichtet, gefastet, und manche andre Ceremonie vorgenommen; denn schlug man die Bibel oder ein andres religiöses Buch auf, und glaubte in der Stelle, worauf der Zeigefinger zuerst fiel, die Ankündigung des göttlichen Willens gefunden zu haben. Darnach entschied man nun seine Unternehmungen; daraus berechnete man den glücklichen oder unglücklichen Fortgang derselben. — So lächerlich auch dieses Orakel war, so muß man doch gestehen, daß das folgende

5. Das sogenannte Urtheil des Creuzes jenes noch übertraf. Man nahm nemlich zwei Stücken Holtz, wovon das eine mit dem Zeichen des Kreuzes geweihet war, wickelte sie zusammen, und legte sie auf eine Reliquie d. h. Ueberbleibsel, vom Creuz Christi. Nun wurden einige Gebete oder Messen darüber gelesen, und ein Priester oder Chorknabe ergrif mit verbundenen Augen eins dieser Höltzer. Traf er das mit dem Creuze bezeichnete Stück, so erklärte man den Angeklagten für unschuldig. — Keiner wurde übrigens zu einem Gottesurtheil gelassen, der nicht von einem Geistlichen dazu vorbereitet war. Sie seegneten auch das Feuer und Wasser ein, und hatten die Formeln verfasset, welche derjenige aussprach, an dem man die Probe vornahm. Diese Formeln enthielten die schrecklichen Auffoderungen an die göttliche Gerechtigkeit, sich durch Aufklärung der Wahrheit zu verherrlichen. Der Ort, wo die Probe vorgenommen wurde, war das Innerste der Kirche, und die Nichtgeistlichen mußten in einiger Entfernung davon bleiben. Viele Personen, welche ein solches Urtheil übernehmen sollten, traten vorher lieber zurück, und bekannten; denn die vielen Feierlich-

keiten

keiten, welche vorher angestellt wurden, bewogen wol manchen, sich schuldig anzugeben.

6. Bei der Kreuzprobe mußten Kläger und Beklagter ihren Arm unter immerwährendem Messelesen, kreuzweis gelegt in die Luft hinausstrecken, und den, dem er zuerst sank, hielt man für schuldig. Ein andermal mußte der Beklagte allein bis zu einer bestimmten Zeit mit ausgebreiteten Armen dastehen: Ließ er die Arme während dieser Zeit sinken, so hatte er verlohren; hielt er aus, so glaubte man, daß seine Unschuld erwiesen sey. Diese Probe wurde selten ausgeübt, weil die Geistlichen sie für Entweihung des Creuzes Christi ansahen, und deswegen dagegen eiferten.

7. Eine andre Art der Urtheile war die Feuerprobe. Man nahm dazu in vorigen Zeiten seine Zuflucht, wenn bei einer gerichtlichen Untersuchung zweifelhafte Fälle vorkamen, die in Ermangelung eines gültigen Beweises nicht entschieden werden konnten. Bei Berührung des Feuers sollte des Angeklagten Schuld oder Unschuld bewiesen werden, und man bat Gott in einem feierlichen Gebet, den Unschuldigen unverletzt zu erhalten, dem Schuldigen aber Hände und Füsse verbrennen zu lassen, und dadurch Unschuld oder Verbrechen anzuzeigen. Wenn jemand der Zauberei beschuldigt ward, so mußte er unter der Aufsicht eines Priesters, mit dem er bisweilen in der Kirche betete, drei Tage fasten. der Priester in seiner Amtskleidung legte, wenn nun die Probe vor sich gehen sollte, ein Eisen, mit Weihwasser besprengt, auf glühende Kohlen, sang das Lied der drei Männer im Feuerofen, auch wol die Litanei oder einige Psalmen, hielt Messe, und reichte dem Beklagten das Abendmahl.

mahl. Ehe er ihm aber das glühende Eisen in die Hand gab, so rief er Gott um die Entdeckung der Schuld oder Unschuld noch einmal an, und der Angeklagte mußte denn das glühende Eisen neun Schuh weit tragen. Dann umband ihm der Priester die Hand, und versiegelte sie. Am dritten Tage ward darauf eine Untersuchung angestellt. War die Hand nicht so gesund wie die andre, so ward er in einer papiernen mit vielen Teufeln bemahlten Kleidung verbrannt. Man bediente sich zu dieser Absicht auch glühender Pflugschaaren, legte 9 oder 12 derselben in einer gewissen Weite von einander, und der Beschuldigte mußte barfuß darüber hingehen. Wurde er nicht beschädigt, so hielt man ihn für unschuldig; wurde er aber verletzt, so wurde er zum Feuer verurtheilt. Auch auf glühenden Kohlen ließ man die Beklagten gehen, und was besonders in England geschah, es wurden glühende Stangen Eisen hingestellt, wohindurch er mit verbundenen Augen gehen mußte. War er so glücklich, den Weg zu finden, ohne sich zu verbrennen, so konnte niemand weiter seine Unschuld in Zweifel ziehen. Ritter mußten die blosse Hand in einen glühenden eisernen Handschuh stecken.

Man muß sich wundern, daß in damaligen Zeiten einige Personen, besonders von hoher Geburt, die Feuerprobe ohne Verletzung gemacht haben. Da man aber nicht glauben kann, daß Gott bei diesen Anlässen durch ein Wunderwerk dem Feuer seine natürliche Kraft genommen habe, um Geheimnisse zu entdecken, so müssen ihnen natürliche Mittel bekannt gewesen seyn, wodurch sie die Würkungen des Feuers auf die Haut, und das Eindringen desselben auf einige Augenblicke haben verhindern, und die Probe aushalten können. Derglei-

chen

chen Mittel kennt man jezt mehrere. Man reibt die Hände, oder welchen Theil des Leibes man sonst vor dem Feuer sichern will, mit Schwefelgeist, oder vermischt diesen mit Salmiac und Zwiebelsaft zu einer Salbe. — Oder man macht von Federweiß, ungelöschtem Kalk, Eierweiß, Eibischsaft, Bilsenkraut, dem Saamen des Flöhkrauts, Seife — eine Salbe, die man zu diesem Behufe anwendet. Auch von ungelöschtem Kalk, Eierweiß, Quecksilber und der Altheewurzel wird eine solche Salbe gemacht. Waren vieleicht diese oder ähnliche Mittel jenen Personen bekannt, die ohne Verletzung mit Händen und Füßen das glühende Eisen berührten? Als Kaiser Carl der dicke seine Gemahlin Richarda in Verdacht hatte, daß sie mit einem Bischof verbotenen Umgang habe, und sie daher die Feuerprobe machen ließ, soll sie das glühende Eisen unverletzt ergriffen, und dadurch ihre Unschuld bewiesen haben. — Von der Kunigunde, Kaiser Heinrichs des zweiten Gemahlin, die sich wegen vertrauten Umgangs mit einem Hofmann verdächtig gemacht hatte, wird erzählt, daß sie über elf glühende Pflugscharren weggegangen, auf der zwölften einige Augenblicke stehen geblieben sey, und ihre Unschuld gerühmt habe. — Mancher Unschuldige ist jedoch nach dieser Probe durch das Feuer vom Leben zum Tode gebracht worden, wenn er verletzt worden war, dahingegen der Bösewicht ruhig fort sündigte, wenn er Mittel kannte, durch deren Anwendung er sich gegen die Würkung des Feuers sicherte. Vermuthlich sind solche Mittel nur wenigen bekannt gewesen, und gewiß sind die meisten, wenn sie die Feuerprobe zu machen genöthiget waren, traurige Opfer des Aberglaubens geworden.

8. Auch der Wasserprobe bediente man sich ehedem zur Untersuchung solcher Händel, die vor Gericht nicht ausgemacht werden konnten; besonders zur Untersuchung der Hexerei. Denn nicht etwa nur gemeine Leute, sondern auch obrigkeitliche Personen bildeten sich ein, daß die Leiber der Hexen durch ihre Gemeinschaft mit dem Teufel andre Eigenschaften bekämen, unter welchen auch diese mit begriffen sey, daß sie leichter als das Wasser würden, und daher auf demselben schwimmen müßten. Uebrigens wurde sie entweder mit heissen oder kalten Wasser vorgenommen: Im ersten Falle hieß sie die Probe des wallenden Kessels. Es wurde alsdenn ein Stein, ein Ring, ein Stück Eisen in ein Gefäß mit siedenden Wasser geworfen, und der Beklagte mußte mit nacktem Arme das Hineingeworfene wieder herausholen. Geistliche waren zugegen, welche den Arm in ein Tuch hülleten, und versiegelten. Nach einigen Stunden, zuweilen auch nach einigen Tagen ward das Tuch geöfnet, und der Beklagte für unschuldig gehalten, wenn das Tuch unversehrt geblieben war.

Wenn daher ein alter Mann oder eine alte Frau der rothen Augen wegen verdächtig war, oder von andern der Hexerei beschuldiget wurde, so stellte man damit die Wasserprobe an. Dann glaubte man ehedem auch, ein Zauberer habe Teufelsanzeigen am Leibe. In den damals so gefährlichen Verdacht der Zauberei und Hexerei konnte denn leicht jemand kommen, wenn er ein sogenanntes Muttermal hatte, welches oft eine gar wunderliche Figur macht, oder doch dazu gedeutet werden kann, woran aber gewöhnlich das unvorsichtige Verhalten, oder zufälliges Anstossen, Drükken oder Quetschen des Unterleibes der Schwan-

gern

gern schuld ist, weil dadurch die noch gar engen Blutgefässe und zarten Knochen und Flechsen zusammengepreßt oder verletzt werden.

Der Beschuldigte ward nemlich in die Messe geführt, wo man das Wasser auch beschwor, daß es sich in der Offenbahrung der Schuld oder Unschuld des Beklagten kräftig erweisen mögte. Darauf wurde er an das Wasser gebracht, und man band ihm die Daumen kreuzweis an die grossen Zehen, und warf ihn nackend hinein. Nur den Frauenspersonen ließ man zu ihrer Bedeckung einen Unterrock. Von demjenigen der unter gieng, glaubte man, daß er unschuldig sey, weil das Untergehen eines menschlichen Cörpers im Wasser natürlich ist, wenn er wenigstens stille liegt; einen andern aber, der oben schwimmen blieb, verurtheilte man, lebendig verbrannt zu werden. Damit nun der Untergehende Unschuldige nicht ersaufen mögte, so ward jedem, mit dem man die Probe anstellen wollte, ein Strick um den Hals gebunden, woran man ihn sogleich wieder herauszog. Geschah die Probe an einem Flüße, so hielten Personen, die am Ufer standen, das Ende des Stricks in den Händen, und gaben auf den hineingeworfenen acht. Das Schwimmen oder Untersinken solcher Personen rührte blos von zufälligen Ursachen her; denn sonst hätten sie in jedem Falle untersinken müssen. Wir wissen, daß der menschliche Cörper nicht viel schwerer ist, als das Wasser, folglich durch einige Bewegungen leicht auf demselben erhalten werden kann. Sobald ein Mensch die Luft einathmet, wird sein Leib ausgedehnt, nimt mehr Raum ein, und schwimmt leichter. Jene Unglücklichen, die mit Furcht und Schrecken erfüllt waren, indem man

sie ins Wasser warf, hohlten in der Angst tief Athem, und beförderten dadurch aus Unwissenheit ihr Schwimmen. Auch die Art des Bindens trug dazu nicht wenig bei, denn jemehr sie der Länge nach auf dem Wasser lagen, desto leichter schwammen sie. Der Unterrock war bei Frauenspersonen ebenfalls ein Mittel, sie schwimmend zu erhalten. Die Leute, welche das Seil hielten, durften es nur in etwas anziehen, und der Hineingeworfene konnte nicht untersinken. Dieß thaten sie aber vielleicht aus Eifer, die Hexen ausrotten zu helfen, oder auch wol aus persönlichen Haß. So sind viele Unschuldige wegen häßlichen Verdacht, daß sie hexen könnten, vom Leben zum Tode gebracht worden.

In der Gegend von Witkow starben einem pohlnischen Edelman die Ochsen, und der Verdacht fiel auf eine siebenzigjährige Bauerfrau, welche als Hexe eingezogen wurde. Der Henker aus Gnesen mußte ihr die Näse entzwei schlagen, um aus dem Blute über ihre Schuld zu urtheilen. Dieß bestätigte den Verdacht, und nun kam sie auf die Tortur. Von Schmerzen zur Verzweiflung gebracht, gab sie noch eine ändre Frau als Hexe an, und der giengs eben so. Man stellte noch mit ihnen die Wasserprobe an; sie schwammen oben, und wurden nun ungezweifelt für Hexen gehalten. Sie wurden gebunden auf Schleifen gesetzt, und ob sie gleich auf eine rührende Art ihre Unschuld betheuerten, zum Scheiterhaufen gefahren. Hier waren aus acht Schuh dickem Holtz, Stöße 6 Fuß hoch ins Gevierte so errichtet, daß in der Mitte ein Loch war. Die Unschuldigen wurden aufs Gesicht auf die Erde geworfen, und ihnen Hände und Füße auf dem Rücken zusammengebunden. In jedes

Loch

Loch der Scheiterhaufen ward ein Bund Stroh gesteckt, die Unglücklichen hinaufgewunden auf dem Bauch gelegt, und das Stroh angezündet. Das Geprassel der Flammen, das Geschrei der Elenden, das Geächze der Zuschauer, und das Arbeiten der Körper, die sich gern losmachen wollten, und ins Holz bissen, gab mit dem Dampf, Gestank und Rauch ein entsetzliches Schauspiel, welches alle die anwesend waren, lange nicht vergessen konnten.

Vormals glaubte man auch, eine Hexe könne nicht über 30 Pfund wiegen, und Kaiser Carl der Fünfte ertheilte dem Städtchen Oudewater unfern Utrecht, um der zu selbiger Zeit allzugrossen Raserei in Verbrennung der Hexen zu steuern, ein Privilegium, Kraft dessen es das Recht haben sollte, alle berüchtigte, und als Hexen angegebene Weiber zu wiegen, und diejenigen, welche über dreissig Pfund schwer wären, loszusprechen. Wie nun das Städtchen diese Wage-Gerechtigkeit durch ein Kaiserliches Privilegium erhalten hatte, so wurden nicht allein aus den Niederlanden, sondern auch aus dem andern Deutschland unzählige der Hexerei beschuldigte Personen dahin gebracht und gewogen. Dieß geschah aber jederzeit mit besondern Ceremonien. Die Angeklagten mußten sich nemlich ganz nackend ausziehen und besichtigen lassen. Sie wurden durch Hebammen examinirt, gewaschen, mit einem neuen Kamm gekämmt, und an allen Flecken des Leibes untersucht, ob sie etwa zauberische Zettel oder sonst etwas an sich hätten. Darauf wurden sie im Beiseyn des ganzen Magistrats gewogen, und erhielten nach befundener Unschuld ein mit dem Stadtsiegel des Magistrats versehenes Attestat. Hiebei ist noch zu bemerken,

 daß

daß zu Oudewater das schwerste Gewicht in ganz Holland war.

Von der Wasserprobe noch folgende kleine Geschichte: In Tarenta, einer Stadt in Dalmatien, brach 1777. ein Viehsterben aus, welches dumme Leute für eine Würkung der Hexerei hielten. Der Katholische Pfarrer daselbst glaubte dieß auch, und klagte einem benachbarten Pfarrer dieses Unglück seiner Gemeinde. „Nehmet, sagte dieser, alle Weiber, die im Verdacht der Hexerei sind, und werfet sie ins Wasser. Diejenigen, die untergehen, sind unschuldig, und diese müßt ihr geschwind wieder herausziehen: Die aber oben schwimmen, die hält der Teufel über dem Wasser, und die züchtigt so, wie ihr es für gut findet.„ Der Pfarrer, froh über diese Entdeckung ließ die Probe machen, die Untergesunkenen wieder herausziehen, die andern mit Schlägen fast umbringen, bis ein Militair-Comando der abergläubischen Wuth Einhalt that.

Reise zweier Muttersöhnchen, wo sie von einem Gewitter erschreckt werden, gute Erklärungen erhalten, und vom Donnerkeil, Feuerregen, Wolf im Beckerofen, Wetterleuchten, Erdbade, Wetterableiter und mehrern andern Dingen lernen, was sie noch nicht wußten.

Heinrich und Leopold, der mütterlichen Aufsicht müde, beschlossen in die Welt zu gehen, um sich etwas zu versuchen. Sie reisten nach mancher Vorbereitung und gut gemeinten Erinnerung ab, und hatten schon mancher Gefahr getrotzt, als sie den grossen Wald gewahr wurden, durch den sie auf unbekannten Wegen wandern sollten. Nicht ohne einige Furcht näherten sie sich ihm. Ein Gewitter zog herauf; schon ließ der Donner sich näher hören, und die Blitze fuhren häufiger daher. Sie naheten sich einem Berge, und wurden fast erschreckt. Ein Greis, dessen Gesicht aber zu ehrwürdig war, als daß sie länger hätten zittern sollen, stand von einer Rasenbank auf, lehnte sich auf seinen Stab, und erwartete ihre Ankunft. „Fremdlinge, rief er ihnen entgegen, wie gerathet ihr in diese einsame Gegend, in der ich so lange keinen Menschen sah! Euer Weg hat euch irre geführt, ohne mich würdet ihr lange keinen Ausgang finden: Aber seyd mir willkommen, und laßt es euch gefallen, in meine Hütte zu treten, die höher auf dem Berge ist; ich will euch mit dem erquikken, was ich geben kann, und denn den sichersten Weg zeigen. Hört ihr den Donner rollen? ihr könnt bei mir bleiben, bis das Wetter vorüber ist.

 Sie

Sie nahmen den Greis in die Mitte, und stiegen langsam den Berg hinan. Jetzt begann der Alte also: „Jünglinge, ihr wundert euch, hier einen abgelebten Menschen zu finden; hört meine Geschichte. Ich war — doch nicht ganz will ich meinen Lebenslauf erzählen, sondern nur wie ich hieher gekommen bin. Lange wandelte ich unter Menschen, und wollte sie bessern; nun Gott weiß, daß ich es ehrlich meinte, wenn ich gleich meine Absichten an ihnen nicht erreichte, und die beßten Hoffnungen oft fehlschlugen. Endlich sah ich, daß man, um als Mensch zu leben, fern von Menschen seyn müsse, begab mich hieher, und machte zur Erhaltung meines, ach vielleicht noch kurzen Lebens, Einrichtungen, die ihr bald sehen werdet. O ich bin hier so ruhig, geniesse, was der gute Vater dort oben den Menschen giebt, so ungestöhrt, ich athme freier, als ich es je in der menschlichen Gesellschaft konnte.„ Sie steigen immer mehr den Berg hinan, und erreichten nun die Hütte des Einsiedlers. Die Wolken näherten sich langsam vom Morgen her, hie und da schoß ein Blitz hervor, und Regen träufelte herab. Man konnte von dem Berge die schönste Gegend übersehen. Der Wald rauchte überall, es war ein prächtiges Schauspiel; so etwas hatten Heinrich und Leopold noch nie gesehen. Immer dunkler wurde es nun, und die zackichten Blitze schossen häufiger hervor. Ein Platzregen folgte, der den Einsiedler und seine Gäste nöthigte, in der Hütte Schutz zu suchen. Kaum hatten sie sich gesetzt, als ein heftiger Schlag unten am Berge eine Eiche zersplitterte. Die Reisenden erschraken, erhohlten sich aber bald, und baten den Einsiedler, mit dahin zu kommen, um das Loch zu sehen, welches der Donnerkeil geschlagen habe, und etwas von dem von Blitz berührten

Holtz

Holtz mitzunehmen, weil es für Zahnschmerzen gar gut seyn solle, oder wo möglich, den Donnerkeil selbst zu finden, der geschabt und eingegeben gegen die Kinderschäurchen helfe. — Hier nahm der Einsiedler das Wort, und redete also: „Die große Kraft, welche der Blitz überall zeigt, da er Mauern zerschmettert und die stärksten Bäume zersplittert, ist wol die Ursache, daß man geglaubt hat, er führe einen Donnerkeil, dergleichen auch mehrere, weil sie gefunden worden, als Seltenheit aufbewahrt werden. Sie sind grösser und kleiner, sehen theils schwarz, theils aschgrau aus, gehen unten scharf zu, und haben zum Theil ein Loch, durch welches ein Stiel gesteckt werden kann. Sie werden daher für Waffen alter Völker gehalten, die weil sie das Eisen nicht hatten, oder es zu schmieden verstanden, sich dieser spitz zulaufenden steinernen Hammer als Streitkolben bedienten, um im Kriege damit einander die Köpfe einzuschlagen, oder sie vieleicht auch als Opfermesser gebrauchten; denn einige sind dünn, und wie gesagt, ohne Loch, aber sehr scharf, und liegen gut in der Hand, woraus dieß wahrscheinlich wird.

Diese sogenannten Donnerkeile heißen auch Keilsteine, Fäustlinge, und die einfache Gestalt, welche unsre uralten deutschen Vorfahren denselben zu geben für gut gefunden, oder vielmehr aus Noth in Ermangelung erfoderlicher Hülfsmittel zu geben gezwungen gewesen sind, und die im ganzen genommen, bei kleinen und grossen Stücken immer die nehmliche ist, läßt bei uns die Frage rege werden, auf was für Art sie solche an einem Stiele wol bevestigt haben mögen, zu einer Zeit, wo sie die Kunst noch nicht verstanden, ein Loch in den Stein zu bohren, und sich nur damit begnügen

 muß

mußten, denselben zu ihrer Absicht mühsam zu schleifen: Denn in der That, dieß muß so gar leicht nicht gewesen seyn! Man hat dafür gehalten, daß man sie an eine hölzerne Stange mit Riemen, oder sonst dergleichen Etwas, dergestalt festgebunden, daß sie zum bestimmten Gebrauch dienlich gewesen.

Jene steinerne Beile sind aber auch in America seit undenklichen Zeiten im Gebrauch gewesen. Sie sind ebenfalls von einer Art harten und mit vieler Arbeit zubereiteten Kieselstein, und erfodern ungemeine Mühe, ehe sie diese Gestalt bekommen. Die Art der Verfertigung besteht dort nemlich darin, daß sie durch starkes Reiben auf einem andern Kieselsteine scharf gemacht, und ihnen durch Länge der Zeit, und vielfältig angewandte Bemühung die Gestalt einer Axt gegeben wird. Oftermahlen kann die Lebenszeit eines Wilden hiezu nicht allemahl hinreichend seyn: Daher kommt es auch, daß sein dergleichen Hausgeräthe, wenn es auch noch so ungeschickt und unvollkommen ist, von den Kindern dennoch als ein kostbares Erbschaftstück ihrer Eltern angesehen wird. Wenn der Stein nun endlich bereitet ist, so verursacht der dazu erfoderliche Stiel neue Sorge. Hiezu muß ein junger Baum ausgesucht, und ohne ihn zu hauen, ein Stiel daraus gemacht werden. Dieser Baum wird also in der Mitte des einen Endes gespalten, und der geschärfte Stein hineingeklemmt. Wenn nun der Baum fortwächset, so schliesset er den Stein dergestalt in sich ein, daß er selten davon wieder losgemacht werden kann. Solche Steine werden von den eingebohrnen Wilden in America auch bei der mühsamen Arbeit gebraucht, einen grossen Baum durch allmähliges Abbrennen zu fäl=

fällen, und solchen demnächst durch Hülfe scharf gemachter Steine zum fernern Gebrauch zuzubereiten. Auch in Frankreich findet man dergleichen so zubereitete Steine, die von ganz andrer Beschaffenheit als die übrigen sind; und dieß ist ein Beweis, daß die vormaligen Bewohner Frankreichs, so wie die Americaner noch heutiges Tages, eben dergleichen Gebrauch davon gemacht haben: denn diejenigen Americaner, die entweder gar keinen, oder doch sehr wenigen Umgang mit den Europäern haben, sind noch jetzt genöthiget, auch hierin sich an ihre alte Gewohnheiten zu halten, und den Gebrauch eiserner Instrumente zu entbehren.„

„Man sagt, wer einen Donnerkeil im Hause habe oder bei sich trage, sey sicher vor dem Blitze; und wenn man Kühen die Euter damit bestreiche, so bekämen sie die durch Zauberei verlohrne Milch wieder; sie schwitzten bei Veränderung des Wetters, und beim Donner bewegten sie sich, wenn sie in der freien Luft auf einem Steine lägen; sie bewahrten auch einen dicht um sie gewickelten Faden vor dem Verbrennen, und röchen nach Schwefel, wenn man sie an einem andern Steine reibe. Aber gewiß sind die ersten beiden Stücke Misgeburten des Aberglaubens, denn die Erfahrung hat schon oft das Gegentheil bewiesen; und die übrigen Eigenschaften findet man auch bei andern Steinen. Jeder harte Stein schwitzt bei veränderter Witterung, das heißt, die wässerichten Dünste aus der Luft hängen sich aus wohlbekannten Ursachen an ihn; er verhindert auch, wenn er wie die vermeinten Donnerkeile glatt ist, die Verbrennung eines dicht um ihn herumgewickelten Fadens, den das Feuer nicht fassen kann. Jeder kleine runde Stein wird, wenn es seine Lage zuläßt,

läßt, sich bei stark erschütterter Luft bewegen, welches besonders bei Donnerschlägen der Fall ist; und jeder Kieselstein riecht nach Schwefel, wenn man ihn mit einem andern zusammenreibt.

Schon die Gestalt der Keilsteine zeigt, daß sie durch Menschenhände bearbeitet sind; und man begreift leicht, daß es nicht möglich ist, daß ein Stein in der Luft entstehen und wachsen könne, weil er vermöge seiner Schwere, noch viel mehr als die Regentropfen herabsinken würde, ehe er sich zusammensetzen und zu einiger Vollkommenheit gelangen könnte. Man sieht auch an den vom Blitz erschlagenen Menschen nicht, daß ein Keil in sie gefahren sey, der nothwendig eine Wunde machen müßte. Doch ist nicht zu läugnen, daß nicht durch den Blitz auf der Erde ein Stein könne zusammengeschmolzen werden; aber das ist ja kein Donnerkeil, und wenn es geschieht, so hat ein solcher Stein bei weitem die Form und Härte nicht, die ein solcher Stein hat, wie vorher beschrieben ist.„

„Das vom Blitz berührte Holtz kann eben so wenig als jedes andre die Eigenschaft haben, Zahnschmerzen zu vertreiben. Es mag wol zuweilen geschehen, daß die Zahnschmerzen, wenn sie von stockenden Geblüt herrühren, aufhören, wenn man in den Zähnen stöhrt; aber wer könnte glauben, daß dieß nur dann geschehe, wenn man es mit einem Splitter thue, den der Blitz berührt hat. — Ein geschabres Stück Stein mag auch wol eher den Tod bei Kindern befördern, als einen an sich gefährlichen Zufall heben.„

Indeß hatte das Gewitter sich zurückgezogen, es schickte seine letzte Kraft in einigen schwachen Strah-

Strahlen fort, und der Donner rollte nicht mehr. Sie giengen heraus, und sahen die neubelebte Natur, athmeten die frischen erquickenden Düfte, die von allen Seiten ihnen zuströhmten. Der Einsiedler redete dann weiter: „Warlich, keine Erscheinung in der Natur ist so prächtig, als die wir jetzt gesehen haben. Setzt euch, Fremdlinge, hieher, noch ist es hoch am Tage, und ihr gelanget wol an euren Ort: Ich will, wenn es euch gefällt, noch einige abergläubige Meinungen sagen, die man bei Gewittern hat; auch ihr scheint davon nicht ganz frei zu seyn.

Bei einem Gewitter redet man oft von einem kalten Schlage, der wie man gemeinhin glaubt, solch ein Donnerstreich sey, welcher eine Kälte mit sich führt, und dessen Feuer nicht zünden könne; aber gewiß, so wenig man sagen kann: das ist ein hölzernes Eisen — so wenig kann man auch glauben, daß es einen kalten Schlag bei einem Gewitter gebe; alle führen gleiches Feuer. Zuweilen aber folgen zwei Blitzstrahlen schnell auf einander, und da löscht denn der zweite wieder aus, was der erste angezündet hatte, indem er durch seine grosse Schnelligkeit dem Feuer die Luft nimmt. So entzieht die Kugel einer Flinte, durch einen brennenden Schornstein abgeschossen, dem Feuer die Luft, und löscht es dadurch: Eben so der zweite Blitzstrahl, wenn er dem Feuer, welches sein Vorfahr angezündet hatte, die Luft nimmt, ohne welche kein Feuer brennen kann. Indeß sind auch nicht alle brennbare Sachen so beschaffen, daß sie von einem schnell vorbeistreichenden Feuer, wie das Feuer des Blitzes ist, entzündet werden können; Da denn der Blitz, wenn er auf dergleichen trifft, seine Wirkungen auch nicht

so äussern kann, und dann sehr unrichtig kalt genennt wird. Es enthält einen sehr grossen Widerspruch, wenn man von einem kalten Feuer spricht. Streicht man mit dem Finger schnell durch ein Feuer hin, so bleibt er unverletzt, und etwas sehr Brennbares wird dann auch nicht angezündet, weil die Flamme keine Zeit gewinnen kann, in die Zwischenräume einzudringen. Wenn daher der Blitz schnell über etwas wegstreichen kann, und keinen Widerstand findet, so zündet er oft nicht; aber kalt kann sein Feuer nie seyn.„

„Zur Zeit eines Gewitters soll es nach der Einbildung mancher Leute bisweilen, Feuer regnen, so daß unter dem Regen feurige Tropfen bemerkt würden. Aber es ist, wenn dieß geschehen wird, weiter nichts, als die electrische Materie, die in den Regentropfen stark herabfließt, wodurch denn ein helles Glänzen hervorgebracht wird, welches man, besonders wenn es dunkel ist, bemerken kann.

Wenn unter dem Holze, womit der Becker den Ofen heitzt, ein Stück befindlich ist, das der Blitz berührt hat, so soll daher der sogenannte Wolf entstehen. Dieß ist ein Feuer, welches aus dem Beckerofen schiessen kann, alles zerschmettert und verbrennt, und dann mit einem starken Knall in Funken oder einer Art von Feuerregen zerplatzt. Die Ursach davon mag aber wol seyn, wenn in dem Beckerofen das Feuer sich nicht genug ausbreiten kann, da denn, besonders wenn fettes Holz unter dem übrigen ist, und darinn gestöhrt wird, solch gewaltsam wirkendes Feuer hervorbrechen kann. Verhaltenes Feuer hat, wenn es zum Ausbruch kommt, unglaublich heftige Wirkungen; man

darf aber den Grund davon nicht in einer daran klebenden Blitzmaterie suchen.

Sollte auch wol der Blitz ein Haus nicht berühren, in welchem ein Feuer oder Licht brennt? doch glauben das so viele, und denken dann sicher zu seyn, wenn sie nur ihr Licht angezündet haben. Rathsam ist es wol, bei entstandenem Gewitter ein angezündetes Licht in Bereitschaft zu halten, um so wol das Auge vor der lebhaften und schädlichen Empfindung des Blitzes zu sichern, als auch im Fall einer Feuersbrunst selbst gefaßt zu seyn, und andern die nöthige Hülfe leisten zu können; aber wie könnte das Licht in einer Stube, oder das Feuer auf den Heerd dem Blitze widerstehen? Letzteres ist vielmehr gefährlich; denn es verdünnt die im Schornstein befindliche Luft, nach derselben aber schlägt der Blitz leichter, da ohnedem die Schornsteine als die höchsten Theile des Hauses, demselben vorzüglich ausgesetzt sind. Andre glauben wieder, das durch den Blitz entzündete Haus könne nur durch Milch gelöscht werden. Man fürchtet die Feuersbrünste, die durch den Blitz verursacht sind, darum weit mehr als andre, weil sie, wie man glaubt, nicht mit Wasser gelöscht werden können. Freilich ist die zähe Milch zum Löschen tauglicher als Wasser, aber man darf nur nicht an einen geheimen Widerwillen denken, welchen Milch und Gewittermaterie gegen einander hätten. Würde man jedesmal Wasser genug dahin ausschütten können, wo der Blitz gezündet hat, so würde das Feuer gewiß gelöscht werden. Weil aber das Feuer des Blitzes sehr heftig ist, und am mehr als einem Orte schnell zündet, so steht das ganze Haus schon in Flamme, ehe noch die nöthige Hülfe herbeieilt, und dann ist freilich das Löschen schwerer.„

„Im

„Im Sommer sieht man bisweilen entweder bei hellern Wetter oder über einer Wolke einen hellen Schein schnell entstehen und wieder verschwinden, der mit dem Blitz viel Aehnlichkeit hat, und nur durch sein schwächeres Licht von ihm unterschieden wird, und nennt dieß Wetterleuchten. Wegen der schwachen Erschütterung der Luft ist wirkliches Gewitter in weiter Entfernung, davon man nur den Wiederschein des Blitzes sieht, aber nicht den Donner hört: denn das Feuer geht ungemein geschwinder als der Schall, und kann viel weiter gesehen, als dieser gehört werden. Wenn ein Jäger in einiger Entfernung von uns, das Gewehr losschießt, so sehen wir erst den Blitz, und hören dann den Knall: Und wenn es des Nachts in allzuweiter Entfernung geschieht, so kann man zwar den Blitz des Gewehrs sehen, aber nicht den dadurch gewiß verursachten Knall hören. So ist es bei dem sogenannten Wetterleuchten.

Ein Gewitter, das nicht herauf kommt, kommt in drei Tagen wieder, sagt man: Aber wie könnte eine aus brennbaren Dünsten bestehende, und vom Blitz verzehrte Gewitterwolke wiederkommen? Das muß eine andre, und aus andern Dünsten bestehende Wolke seyn, die nach drei Tagen zurückkehrt. — Das Gewitter bleibt unter allen Umständen eine wohlthätige Erscheinung, vor der wir nicht zaghaft zittern sollen. Wenn der Blitz ganz roth aussieht, so ist das Gewitter gefährlicher, als wenn er blaß ist; eben so, wenn die Gewitterwolke nur wenige Regentropfen fallen läßt. Wenn der Donner lange nach dem Blitze gehört wird, so ist das Gewitter entfernt: Hört man ihn gleich nach demselben, so ist es nahe. — Dieß sind sichere Anzeigen: Wer weiß, wie viel der Abergläubige noch hat!

Man

Man stellt die Regenwolke sich gewöhnlich als einen mit Wasser angefüllten Schlauch vor, und bildet sich ein, daß die darinn enthaltene Last herabfallen würde, wenn der feste Schlauch zerrisse: Aber die Wolken sind nichts anders als Dünste, die sich in Gestalt kleiner Bläschen in die Höhe begeben, und unserm Auge ohne Zwischenraum zu seyn scheinen, weil wir so weit hin nicht scharf genug sehen können. Regenwasser, womit die Kinder gewaschen werden, macht sie bald reden — oder stark, sollte man sagen, davon das baldige Redenlernen eine Folge ist. Wenn es Blasen regnet, so glaubt man, regne es vier oder sieben Wochen. Die Erfahrung hat das schon oft widerlegt, und die Umstände, unter welchen es geschieht, sind bekannt. Wenn bei völliger Windstille mittelmässig grosse Regentropfen herunter fallen, so verursachen sie auf der Wasserfläche Blasen; denn wenn sie zu groß sind, so dringen sie zu tief, und wenn sie klein sind, zu wenig in das Wasser ein, als daß sie dieß könnten: durch den Wind aber verliehren sie ihre Kraft.

Man legt bei einem Gewitter Nesseln, und nennt die dazu gebrauchten, Donnernesseln. Die mit dem Gewitter verbundenen schwefelicht saueren Dünste können zwar das junge Bier verderben; und vieleicht ziehen die Nesseln zum Theil diese an sich: Daß sie aber, wenn sie nur auf den Rand des Biergefässes umhergelegt würden, die Kraft haben sollten, alle jene Dünste abzutreiben; oder daß das Gewitter sich vor den Nesseln fürchte, wie der Teufel vor dem Weihrauch — wie thöricht ist das! Die Ursach, warum oft das ganze Brauen verdorben wird, liegt aber besonders in der Kühlbutte. Diese muß aufs fleissigste gereinigt

werden, besonders da, wo sie Lüfte hat, denn sonst wird es nicht mehr rein und lauter. Wäre der Schaden gar zu beträchtlich, so kann man, ehe das Bier in Fässer gefüllt wird, und schon genug abgekühlt ist, ein Paar Dutzend Eier hineinschlagen, es noch einige Tage auf der Kühle lassen, und durch ein Tuch abseigen, wodurch es denn wieder lauter gemacht wird.„

„Sollte man sich auch wol scheuen dürfen, einem vom Blitz Erschlagenen Hülfe zu leisten? — Wie wird das aber geschehen? — Wenn sich der unglückliche Fall ereignet, daß ein Mensch vom Blitz getroffen, und Todtscheinend zur Erde geworfen wird, so entkleidet man ihn so schnell als möglich bis aufs Hemde, und löset zuerst vorzüglich die Halsbinde, und alle übrigen Bänder an seinem Cörper auf. Man macht darauf eiligst in einiger Entfernung von dem Orte, wo er erschlagen wurde, wo möglich in einem lockern Erdreich ein Grab, so lang, daß der Cörper ausgestreckt bequem darin liegen kann, und ungefehr nur einen halben Fuß tiefer als der Mensch dick ist. Nun zieht man dem Verunglückten auch das Hemd ab, und legt ihn ganz nackend und gerade in das verfertigte Grab, so daß er auf dem Rücken und mit dem Kopfe etwas höher zu liegen kommt, als mit den Füßen. In dieser Lage bedeckt man seinen nackenden Cörper zwar völlig, und etwa einer Hand hoch mit der ausgegrabenen Erde, jedoch so, daß das Gesicht ganz frei, und beim Einlegen der Erde verschont bleibt. So läßt man den Verunglückten eine Zeit lang eingegraben liegen, und besprützt sein Gesicht öfters mit kalten reinen Wasser. Ist noch ein Funke des Lebens übrig, so pflegt die Wiederbelebung, der Erfahrung zufolge, binnen

einer,

einer, oder höchstens drei Stunden zu erfolgen. Zeigt sich nach Verlauf dieser Zeit keine Spur des Lebens, so war der Unglückliche wahrscheinlich allzuheftig vom Blitze getroffen, und gleich anfänglich völlig getödtet. Daß sich denn unter diesen Umständen keine Würkung dieses Verfahrens, und folglich auch keine Wiederbelebung hoffen lasse, versteht sich von selbst. Da es möglich ist, daß die Anwendung dieses Hülfmittels durch Mangel an Arbeitern oder Geräthschaften zum Graben verzögert werden kann, so muß man indeß die Zeit nicht unthätig vorbeistreichen laßen, sondern dem Verunglückten, wenn er vollblütig ist, zur Ader lassen, und beständig mit kaltem Wasser begiessen. Ist ein Arzt oder Wundarzt in der Nähe zu haben, so muß man nicht säumen, diese sogleich rufen zu laßen, um sich ihres guten Raths, so wol gleich vor, als auch nach würklich erfolgter Wiederbelebung des Verunglückten, zu seiner völligen Wiederherstellung zu bedienen. Die Würksamkeit dieses Erdbades ist durch wiederhohlte Versuche erwiesen.,,

,,In der Gegend, wo ein Selbstmörder begraben liegt, soll nach gemeiner Meinung das Gewitter Schaden thun. Doch, wenn alle Begebenheiten der Welt, wie es denn gewiß ist, von Gott abhangen und kommen, so müßte man sehr klein und unrichtig von ihm denken, wenn man glauben wollte, daß er könne bewogen werden, über eine Gegend Strafgerichte zu verhängen, wo man einen, der sich selbst das Leben nahm, begraben hat. Soll denn etwa der Leichnam eines solchen über der Erde liegen bleiben und die Luft verpesten? Mitleiden sollte man mit solch einem Unglücklichen haben, der sich das Kostbarste, das

Leben nehmen, und wer weiß, aus was für Gründen, auf Gnade und Ungnade sich in die Ewigkeit versetzen kann. Sollte man ihren todten Leib schänden, und keine Ruhe in der Erde gönnen!

Einige haben auch wol die gottlose Meinung, der Teufel könne Wetter erregen, und errege sie würklich. Wenn er das könnte, so würde er es gewiß nicht thun, weil das Gewitter so wohlthätig für die Menschen ist. Die Blitze verbrennen die unreinen Dünste in der Luft, welche sonst ansteckende Krankheiten und Pest verursachen würden: Der dadurch verursachte Donner aber lockert die Erde auf, und bringt die wässerichten Dünste in der Luft zusammen, daß sie in Tropfen herabfallen, das Land wässern, die matten Früchte erfrischen, und die heiße Luft abkühlen, so daß der Mensch sich wie neu geschaffen fühlt, wenn das Gewitter vorüber ist.

Dem Menschen ist die Furcht vor dem Tode sehr natürlich; nichts ist ihm schrecklicher, als der Gedanke an denselben. Mancher ist daher bei entstandenem Gewitter fast ausser sich, wenn er daran denkt, daß er vieleicht unter den Tausenden der sey, der vom Gewitter erschlagen werden könnte. Daher sucht er sich seinen Würkungen auf alle Art zu entziehen.

Das sicherste Mittel gegen den Blitz, welches auch die Erfahrung überall bewährt dargestellt hat, sind die Wetterableiter. Ein solcher besteht aus einer eisernen, mit einer kupfernen Spitze versehenen Stange, die mitten über dem Dach bevestiget ist an derselben geht ein Drath bis in die Erde herunter, kommt nun der Blitz in die Nähe, so

schlägt

schlägt er anstatt in das Haus, auf die Kupferspitze, fährt daran herab bis in die Erde, und das Gebäude bleibt unbeschädigt. Da hat man denn aber wieder gesagt: Es sey unrecht, sich durch dieses Mittel den Strafgerichten Gottes zu widersetzen. Doch, der uns vom Schöpfer tief eingepflanzte Trieb für unsre Erhaltung rechtfertiget den Gebrauch dieses Mittels, und sagt es uns, daß wir keine Eingriffe in die Rechte Gottes wagen, wenn wir uns dem zu entziehen trachten; denn auch der Wurm krümmt sich gegen die Bitterkeit desselben. Sind nicht Wasserfluthen und alle andre Feuersbrünste eben so wol Strafgerichte Gottes, als die durch den Blitz verursachten? Warum setzt man aber den Wasserfluthen Dämme, und gebraucht bei einem entstandenen Feuer alle die Vorkehrungen, die man schon lange vorher dazu machte? wenn man glaubt, man widersetze sich dadurch den göttlichen Gerichten! Und muß es nicht eben so unsträflich seyn, die vortheilhaften Mittel gegen die Schädlichkeit des Blitzes zu gebrauchen, als den Wirkungen desselben zu wehren? denn warum steuert man der Feuersbrunst, die der Blitz erregt hat, wenn man glaubt, es sey Frevel, den Blitz selbst abzuhalten? Ist denn der Blitz das Strafgericht, das über uns ergehen soll, oder ist es der dadurch verursachte Brand? Auch Sturmwinde, ohnerachtet sie mannigfaltige Vortheile für die Welt und die Menschen haben, sind zuweilen Mittel in der Hand Gottes, zu strafen. Warum verwahrt man das, was von ihnen beschädigt werden kann, gegen sie, wenn man glaubt, man widersetze sich dadurch Gott?

Der Einsiedler beschloß hiemit, zeigte dann den Reisenden den Weg, um bald aus dem Walde zu kommen, und wünschte ihnen gutes. — Was ihnen weiter begegnet, soll bald in einer Fortsezzung beschrieben werden.

Aufrichtige Erzählung, wie vormals die Kinder zu Schaafstedt erzogen und behandelt wurden, und wie sich daselbst die Sechswöchnerinnen verhielten: worinnen man zugleich vom Jüdel, Aelterlein, Unken und andern saubern Dingen etwas erfährt.

Noch ehe der Mensch geboren wird, bereitet der Aberglaube ihm Unannehmlichkeiten. Welche Menge von thörichten Meinungen drängt sich da hervor! Wie würden die armen Schwangern und die ohnehin gedrängten Sechswöchnerinnen so vieles zu strenger Beobachtung lernen müssen, um nicht unglücklich zu seyn!

Geht eine Sechswöchnerin über ein Feld oder Gartenbeet, so wächst in etlichen Jahren nichts darauf, als Unkraut — wenn es nicht ordentlich bearbeitet, und keine Früchte durch Menschenhände darauf gepflanzt werden.

Bleibt eine schwangere Frau essend vor dem Brodschranke stehen, so bekommt das Kind die Mitesser — wenn es dazu von den Eltern verwahrlost wird.

Kommt in eine Stube, in welcher eine Sechswöchnerin liegt, jemand mit einem Tragkorbe, so

muß

muß man einen Span vom Korbe abmachen und in die Wiege stecken, sonst nimt er der Mutter oder dem Kinde die Ruhe mit — der Mutter, wenn er etwas unangenehmes erzählt, oder eine traurige Nachricht bringt; dem Kinde, wenn er es durch Lermen aus dem Schlafe weckt — der Span aber thut zu nichts etwas.

Eltern sollen den Kindern nicht selbst Klappern kaufen, sondern sie ihnen von andern schenken lassen, sonst lernen sie langsam und schwer reden — wenn sie im Reden nicht fleissig geübt werden.

Lernen die Kinder schwer reden, so soll man ihnen Bettelbrodt zu essen geben. — Wohl könnte man von dieser Kunst sagen, daß sie betteln gehe! Soll etwa das auf das leichtere Sprechenlernen der Kinder Einfluß haben, weil die Betteleute viel zu sprechen pflegen?

Es ist nicht gut, wenn man eine ledige Wiege wiegt. — Warum sollte es auch gut seyn, da es ohne Nutzen ist.

Mit einem kleinen Kinde soll man unter einem Jahre nicht in den Keller gehen, sonst wird es furchtsam — wenn man ihm dabei von puh puh vorschwatzt, und dadurch schon früh Furchtsamkeit beibringt.

Die Mutter soll den ersten Zahn, der dem Kinde ausfällt, verschlucken, alsdenn bekommt es schöne Zähne. — Ueble Zufälle kann ein verschluckter Zahn wol verursachen, aber nicht dem Kinde schöne Zähne machen. — Einige sagen auch wol,

bei dem Söhnchen müsse es der Vater, bei dem Töchterchen die Mutter thun.

Ein Mauskopf, der mit den Zähnen abgebissen oder mit Gold abgeschnitten wird, hilft einem Kinde gut zahnen, wenn er ihm umgehängt wird. Das wird auch erreicht, indem man dem Kinde, wenn es in ein Haus kommt, ein Ei giebt. — Man sieht daraus leicht, wie sehr sich der Mensch in seinen Meinungen verirren kann, und würklich verirret hat. Mögte die Vernunft nie aufhören, unsere Führerin zu seyn.

Man soll die Kinder nicht alt Männchen oder alt Weibchen nennen, sie wachsen sonst nicht gut, und kriegen zeitig Runzeln an die Stirn. — Doch davon liegt der Grund mehr in schlechter (physischer und moralischer) Erziehung. Man sollte ihren starren Sinn beugen, ihrem Eigensinn nicht folgen, und ihnen den Willen nicht thun, wenn sie mit dem Fuß stampfen, dann würden sie nachgiebiger werden, freundlicher aussehen, und die Stirn nicht in Falten legen.

Läßt man die Kinder unter einem Jahr in dem Spiegel sehen, so werden sie stolz. — Die Spiegel sind eine sehr gute, aber auch gemisbrauchte Erfindung. Sie zeigen die Flecken, und befördern die Eitelkeit; nur bei so kleinen Kindern vermögen sie das nicht.

Des Abends bei Lichte soll niemand in den Spiegel sehen, weil man darin leicht den Teufel erblicke. Man erzählt schreckliche Geschichten, wie der Teufel über den, der um diese Zeit in den Spiegel gesehen, zwei Finger gehalten habe, wovon die=

dieser ganz schwarz geworden, und Lebenslang geblieben sey. Für solche thörichte Vorgebungen sollte man lieber die Regel festsetzen: Brauche den Spiegel, aber misbrauche ihn nicht, so daß du dabei die Zeit vertändelst.

Bläset man den Kindern den ersten Brei nicht, so verbrennen sie sich hernach an heissen Speisen den Mund nicht. — Aber müßte sich dabei nicht die ganze Beschaffenheit des Mundes ändern; und soll man die Kinder denn gewöhnen, die Speisen heisser zu verschlucken, als ihnen dienlich ist?

Werden einem Kinde unter einem Jahr rothe Schuhe angezogen, so kann es hernach, wenn es erwachsen ist, kein Blut sehen — doch dieß hängt mehr von überspannter Empfindsamkeit ab.

Schreitet man über ein Kind hin, so wird es nicht grösser. — Wo lebt wol ein Mensch, über welchen nicht irgend einmal jemand hingeschritten wäre? Ueber das Kind, welches man überschritten hat, und dadurch verwahrloset zu haben glaubt, pflegt man nachmals wieder herüber zu schreiten, um dadurch den Schaden wieder gut zu machen — einen Schaden, der noch nicht angerichtet ist!

Bei ganz kleinen Kindern sieht man während dem Schlaf oft die Augen; sie wenden die Augäpfel in die Höhe, als wollten sie nach etwas sehen, lächeln und schlafen denn wieder fort, oder fangen an zu weinen. Dann sagt man: das Jüdel spielt mit dem Kinde, und braucht thörichte Mittel gegen das Spiel des Jüdels, was es doch nicht giebt: denn es sind vielmehr Zuckungen.

Eben so wenig weiß man, was das Aelterlein ist, was die Kinder haben sollen, wenn sie bei starken Essen nicht gedeihen. Die Ursach aber ist, eine Menge Säure im Magen, und diese muß man heben.

An die Wiege mahlt man einen Drottenfuß, weil sonst der Schlenz komme, und das Kind drücke und sauge. — ob es gleich keinen Schlenz giebt, der drücken und saugen kann.

Man läßt Kinder Dattelkerne bei sich tragen, um zu verhüten, daß sie nicht fallen — doch man probiere und sehe, daß dieß ungegründet ist.

Man soll die kleinen Kinder nicht mit blossen Füßen auf dem Tisch treten lassen, denn sie bekommen böse Füße — aber nur denn, wenn etwas auf dem Tische liegt, wodurch der Fuß verletzt werden kann.

Legt eine Sechswöchnerin einen schwarzen Latz vor, so wird das Kind furchtsam. — Aber nein, es sind ganz andre Dinge, welche die Denkungsart des Menschen machen. Erziehung, Unterricht und Beispiele thun dazu alles, ein schwarzer oder anders gefärbter Latz nichts.

Geht eine Sechswöchnerin zum ersten mal in die Kirche, so kann sie merken, ob sie ins künftige einen Sohn, eine Tochter oder gar kein Kind bekommen werde: denn eine Mannsperson soll einen Sohn, eine Weibsperson eine Tochter, und Niemand kein Kind bedeuten. Die Erfahrung widerlegt diese und andre Meinungen, und kann sie am besten widerlegen.

Ein schwangeres Weib, das Gevatterin wird, soll ja nicht das Kind selbst aus der Taufe heben, denn sonst würde entweder das Kind, das getauft wird, oder ihr eigenes bald sterben. — Gründe können nicht angeführt werden, oder sie sind ausserordentlich unwichtig z. B. man habe sein Lebtage gehört, daß es nicht gut sey u. s. w.

Wenn ein kleines Kind gähnt, und das Maul aufsperrt, so muß man zu ihm sprechen: „Seegne dich Gott, und bewahre dich Gott.„ Es könnte sonst eine Hexe den Zeitpunct wahrnehmen, und hineinfahren. Eben so muß man zum Kinde sprechen, wenn es zum Hause hinausgetragen wird, wenn es gegen die Hexen beschützt seyn soll. — Eine Hexe soll in den kleinen Mund des Kindes fahren, sich dazu unsichtbar machen, in dessen Eingeweiden wohnen, und da böses schaffen! Mich deucht, des Unsinns ist zu viel in dieser Meinung, als daß man nicht sagen sollte: Gott bewahre jeden Menschen vor diesem und ähnlichen.

Man muß keinem Kinde etwas von Kleidung anmessen, ehe es ein Jahr alt wird, sonst bekommt es einen unförmlichen Leib — wenn die Kleidung den Cörper beengt, und so knapp gemacht ist, daß sie den Wachsthum desselben und die freie Bewegung der Gliedmassen hindert.

Kinder dürfen nicht unter dem Tische herumkriechen, sonst gedeihen und wachsen sie nicht — wenigstens wenn dieß eine Anzeige ist, daß man sie der Unreinlichkeit ganz überläßt.

Gedeihen die Kinder auch bei schlechter Kost, so glaubt man, der Unke helfe ihnen essen. In dieser

Be-

Bedeutung versteht man unter dem Unken ein Gespenst oder etwas ähnliches; denn er soll durch jede kleine Oefnung, sogar durch das Schlüsselloch schlüpfen. Er soll aber nur dann kommen; wenn die Kinder allein sind. — Warum wollte man aber das Gedeihen der Kinder nicht ihrem Verdauungsvermögen, gesunden Säften und guten Cörperbeschaffenheit zuschreiben? da es keinen solchen Unken giebt, der zehren hilft, und doch gedeihen macht.

Trinkt das Kind viel, und wird dennoch immer von Durst geplagt, so glaubt man, es habe eine weisse Leber — da es doch in keinem Menschencörper eine weisse Leber giebt.

Ein Kind, das am Mittwoch zum ersten mal die Schule besucht, lernt nichts — wenn es nicht fleissig zur Schule gehalten wird, weder Anlage noch Lust zum Lernen, und einen ungeschickten Lehrer hat.

Ein Kind am Freitage unter dem Läuten zur Kirche dreimal die Stube auf und abgeführt, lernt bald laufen — wenn es darin fleissig geübt wird.

Keine schwangere Frau soll unter einer Wagendeichsel hinkriechen, weil sie sonst über die gewöhnliche Zeit schwanger gehen müsse — Durch Niederbücken kann sie allerdings unter gewissen Umständen Schaden leiden; aber nicht das, worunter sie sich bückt, sondern die Biegung und Drückung selbst kann den Schaden verursachen.

Trinken zwei kinderstillende Weiber zugleich mit einander, so trinkt eine der andern die Milch

ab

ab — was doch nur das Kind einer jeden thun kann. — Diese Meinung würde mit der übereinstimmen, daß wenn zwei Personen zugleich anfangen und aufhören zu trinken, einer dem andern die Farbe abtrinke. — Wie mancher würde denn blaß von der Tafel aufstehen, wenn er mit zehn und mehrern andern Gesundheit getrunken hat.

Ein neugebohrnes Kind darf nicht eher an der Brust trinken, als bis es getauft ist — aber hungern und dursten darf es?

Ein Kind darf nicht von der Brust entwöhnt werden, wenn zur Saat geackert wird, sondern wenn der Acker im Sommer voll Getraide steht, oder im Winter mit Schnee bedeckt ist. — Darauf braucht man nicht zu sehen, ob die Mutter etwa krank ist, oder andere Umstände das Entwöhnen nöthig machen?

Ueber die Wiege des Kindes, wenn es darin liegt, darf man nichts herüber holen; es kriegt den Herzspann — wenn Ursachen vorhanden sind, die dieß bewürken können.

Bringt man ein Kind zum ersten mal zu dir, so schenke ihm 3, 6 oder 9 Schnattereier. Diese stosse dem Kinde dreimal in den Mund und singe: Wenn das Buttla anfängt zu gatzen, so fange du an zu schwatzen. Da lernt das Kind sobald sprechen — als es Zeit dazu ist.

Schneide dem Kinde vor dem siebenten Jahr die Haare nicht ab, du schneidest sonst den Verstand hinweg — der in den Haaren steckt.

In

In den sechs Wochen soll man ein Kind nicht in den Mantel fassen, sonst hat es stets zu trauren — wenn es immer neues Unglück erlebt.

Ein neugebohrnes Kind soll man nicht auf die linke Seite zuerst legen, es wird und bleibt sonst sein Lebetage link — wenn man ihm das Linkseyn sich angewöhnen läßt.

Ein Knabe, der geboren wird, wenn Venus Morgenstern ist, bekommt ein viel jünger Weib, als er ist: Ist aber Venus Abendstern, so bekommt er ein älter Weib, als er ist. — So sollte also der so viele tausend Meilen von der Erde entfernte Stern, den man Venus genennt hat, auf Heirathsangelegenheiten Einfluß haben, und nicht vielmehr die freie Wahl des Menschen?

Wenn der Mond beim Juppiter oder der Venus gesehen wird, so zeigt er bei der Geburt eines Kindes Glück: Wenn aber Saturn oder Mars mit dem Monde in Verbindung stehen, Unglück. — Der Mond ist so wie Juppiter und die andern Planeten unendlich weit von der Erde entfernt, und sie können weder Glück noch Unglück andeuten; das hängt allein von dem gesammten Verhalten des Menschen selbst, so wie von Gottes Fügung ab.

Der siebente Sohn ist glücklich, etwas zu heilen und zu pflanzen — wenn er die dazu nöthigen Kenntnisse sich erwirbt.

Kinder am Sonntage geboren, können Gespenster sehen; und sind glücklich. — Welche Gegensätze: Unsichtbar seyn sollende Dinge oder Gespenster sehen, und glücklich seyn!

Wird

Wird ein Kind, nachdem man schon angefangen hat, es zu entwöhnen, wieder an die Brust gelegt, so kann es beschreien — wenigstens wird es verläumden können, wenn sein Herz böse ist, und man seine Denkungsart nicht bessert.

Wenn das Kind so auf die Welt kommt, daß es das Gesicht oben hat, so kommt es an den Galgen — wenn es denselben verdient hat.

Ist eine Frau schwanger, so darf sie kein unreines Wasser holen, noch in demselben arbeiten, sonst bekommt das Kind grobe Hände — wenigstens wenn es nachmals viele schwere Arbeiten zu verrichten hat.

Einem Kinde, das entwöhnt wird, muß man dreimal geben eine Semmel, um sie zu essen, einen Pfennig, um ihn zu verliehren, und einen Schlüssel — doch wozu dieser dienen soll, weiß man selbst nicht: denn Thüren aufschliessen, dazu ist das Kind zu unfähig.

Eine Wöchnerin darf während der Zeit ihres Wochenbettes nicht aus dem Fenster sehen, sonst nimt jedes vorbeigehende Fuhrwerk ein Unglück. — Wie elend wäre eine dergleichen Frauensperson, wenn sie all solch Unheil anrichten könnte!

Gebieret eine Frau sieben Söhne hinter einander, so kann der siebente durch einen Schlag mit der Hand allerlei Schäden heilen — oder doch anrichten; denn zum Heilen gehört mehr, als ein Schlag mit der Hand.

Eine Mutter, die einmal Zwillinge geboren hat, muß stillschweigend einen Faden spinnen, und um den leidenden Theil winden, welcher aber so lange darauf zu lassen ist, bis er selbst abfällt. Geschieht nun dieses, so wäre es mit dieser — ohnehin seltsamen Cur — gar nichts.

Mit dem Vortuch, das sie trägt, darf sie nichts abwischen, sonst bekommt das Kind grindigen Kopf und wird sehr ungestüm — wenn man es unrein hält, und immer seinem Eigensinn überläßt.

Trägt sie einen Blumenstrauß am Busen, so bekommt das Kind einen stinkenden Athem — wenn es überfuttert und daher sein Magen verdorben wird.

Lüstet es ihr nach einem Fisch, so stirbt das Kind bald, oder die Entbindung folgt vor der Zeit — wenn es so zutrifft, oder die Mutter sich dieß einbildet.

Entwendet eine Mutter während der Schwangerschaft etwas, so kann das Kind dem Hange zum Stehlen sein ganzes Leben nicht widerstehen — wenn ihm dieser Hang durch fortgesetztes Beispiel der Mutter gegeben wird.

Nach Sonnenuntergang darf keine schwangere Frau trinken, sonst bleibt das Wasser ihr im Bauch bis zur Entbindung — welches eine leere Einbildung ist, weil die Verdauungskräfte der Hochschwangern gemeiniglich verschlafft sind.

Bei

Bei der Niederkunft soll die Frau etwas von den Kleidungsstücken des Mannes anhaben, um die Niederkunft zu erleichtern — die doch dadurch nicht erleichtert werden kann.

Wenn Weibsleute eintreten, während die Gebährende noch im Kindsstuhl arbeitet, so müssen sie ihre Vortücher schnell ablösen, der Gebährenden ein Kreuz auf den Bauch machen, und ihr dann ihre Vortücher umbinden, wenn sie ihr die Geburt beschleunigen, und sich selbst fruchtbar machen wollen. Dieß wird auch befördert, wenn unter den Rauch einige Spreissel von dem Besen gemischt werden, mit welchem die Zimmer ausgefegt worden. — Doch es giebt ganz andre Mittel das Gebähren zu erleichtern, die aber durch solch thörichtes Verfahren mehrentheils verdrängt werden.

Wird das Kind abgenabelt, so muß die Gebährende der Hebamme folgendes nachsprechen: „Mein Kind, jetzt schneid ich Witz und Sinn †††. — Steckt denn Witz und Sinn im Nabel, oder wird ein Theil desselben damit weggeschnitten?

Ist das Kind da, so muß die Gebährerin dreimal in ein Zwiebelhaupt beißen, dreimal im Kindsstuhl aufgehoben, und wieder nieder gesetzt werden, wobei sich die Daumen einziehen, und in jede ihrer Fäuste einmal zu blasen hat. Dieß soll die Nachgeburt befördern, und die Wehen hemmen. — Abergläubige Einbildungskraft mögte vielleicht Würkungen von solch unnützen Verfahren spüren lassen, sonst aber hilft es in der That nicht.

Die Nachgeburt muß unter einem grünen Baum eingegraben werden, damit die Gebährerin

fruchtbar bleibe, und ferner keinen Anstoß habe. – Das wird aber der Fall seyn, wenn sie gesund is und besonders im Wochenbett, ihre Gesundheit m Sorgfalt verwahrt.

Allen Anfechtungen vorzubeugen, und vor A fällen aller Unholde sicher zu seyn; muß die Sechs wöchnerin eine Hose des Mannes bei sich haben nicht allein, und am wenigsten in Dämmerung o ne Licht gelassen werden — wenn sie abergläubi und furchtsam ist, um entweder einer lächerliche Sache grosse Würkungen zuzuschreiben, oder Un holdserscheinungen glaubt.

Während den sechs Wochen darf die Kindbe terin nicht spinnen; geschieht dieß dennoch, so wir aus diesem Garn ein Strick für das Kind — wen denn gleich nicht aus diesem, doch aus ander Garn, für das erwachsene Kind, das den Stric verdient.

Wird das Kind, so wie es von Mutterleib kommt, in einen Pelz gewickelt, so bekommt e gekrausteHaare — oder schlichte: das Einwickeln i den Pelz thut weder zu dem einen noch andern etwas

Wird das Kind mit der Nachgeburt abgewä schen, so verliehrt es die Muttermähler — wen diese von selbst vergehen, oder dazu dienliche Mi tel angewendet werden.

Legt man in jedes Bad, darin das Kin kommt, drei Pfennige, so bleibt es nicht ohne Geld; eine Schreibfeder, so lernt es leicht; ein Ey, so bekommt es eine schöne Stimme. Die drei Pfennige und das Ey müssen der ersten Bett-

ler

er gegeben werden. — Geld kann immer
haben, wenn man fleißig und sparsam . Leicht
ernt man, wenn man Lust zur Sache h und ei-
ne gute Stimme zu singen kann durch bung er-
halten werden.

Je kleiner der Krug ist, mit dem s Wasser
um Abwaschen bei einem Mädchen in e Wanne
geschöpft wird, desto kleinere Brüste ommt es.
Sollte aber die Wanne unglücklicher We rinnen,
o pissen die Kinder ihr ganzes Leben durch ins
Bette. — Daß man doch leblosen Di en immer
mehr Einwürkungen zuschreibt, als der Erziehung.

Nachdem das Kind aus dem Ba gehoben
t, so muß in dasselbe dreimal hineingespuckt wer-
en, dann können böse Menschen dem Kinde nicht
chaden — wenn es ihren Lästerungen nd Scha-
denfrohem Sinne nicht ausgesetzt wird.

Das Wasser ist denn ebenfalls unter ei
rünen Baum zu giessen, so bleiben die Ki-
ets frisch — wenn man ihre Gesundheit s
g bewahrt.

Am dritten Tage nach der Geburt aß der
Gevatter oder die Gevattern dem Ki dadurch
das Weinen abkaufen, daß sie ihm ein tück Geld
i die Wiege stecken — als ob das id Vergnü-
en am Gelde finden und dadur ewogen wer-
en könnte, nicht zu weinen, n es doch durch
Bedürfnisse oder Schmerzen ge higet wird.

Hört das Kind demohr achtet, nicht auf,
Kind zu seyn, ui weiter uch nach erhaltenem
Gelde, so darf man nur Schlüssel in die Wie-

 ge

ge ein..; und das Kind weint die Nacht hin- durch ... — wenn es ruhig schläft. Oder es wird ... mehr weinen, wenn es durch die Schlüs- sel gedrt wird.

Hil auch dieß nicht, so stellt man einen Leuchter ... das Fenster hinaus, über welchen man ein Untagetuch hängt, und ruft über dieses dreimal .aus: „Mein Kind hat das Nachtge- schrei!„ das hilft, wenn das Kind von selbst aufhört zweinen, oder beruhigt wird.

So .. ge die sechs Wochen währen; darf die Kindeswähe nie über Nacht auf einer Stange hangen, ..st bekommt das Kind Reissen im Leibe — wovon d. Ursach im Cörper liegt, und nicht in der Art; Wäsche zu trocknen.

Will das Kind nicht essen, so giebt man den e..eln in der Luft, oder einen schwarzen Hunde wi.. Mahlzeit — dann isset das Kind, sobald es gesund oder hungrig ist.

S... Gewitt... ft das Kind im Sommer während einem schläft — schlägt der Blitz da nicht hin, wo es daß das ..geachtet man so viele Beispiele hat, ... itter auch schlafende Kinder erschla- gen hat.

Der erste ...ng muß mit dem Kinde in di. Kirche seyn (seh... plich), um Gott für Erhaltung zu danken; und ...n fernern Beistand zu erbit- ten). Von da aus ..eht man zum Ge...er, der Semmel, Eier ꝛc. ge.. muß. Mi...n Eiern wird dem Kinde das Zahnfle.. ge....n, dann bekommt es die Zähne leicht. Es soll auch befördert wer-

werden, wenn man dem Kinde auf der Stelle eine Ohrfeige giebt. — Wer könnte so unvernünftig und grausam seyn, von solchem Thun eine Würkung zu erwarten, die nur von der Natur zu erwarten ist. Die Kinder zahnen leicht, wenn sie gesunde Säfte haben, und vorher das Zahnfleisch nicht durch zu vieles Aufbeissen verhärtet worden ist.

Bevor die Kindbetterin nicht eingeseegnet ist, darf sie sich selbst kein Kreuz machen; dafür macht ihr eine andre dreimal eins — das ist desto bewährter, wie man glaubt.

Zu dem Einseegnen darf weder Mittwoch noch Freitag gewählt werden; denn weil an diesem Tage meistens Missethäter abgethan werden, so glaubt man, daß nichts natürlicher sey, als daß in solchem Falle das Kind in die Hände des Scharfrichters komme — ohne zu bedenken, daß doch nur der, welcher böse Thaten begeht, und darüber ergriffen wird, solch ein Schicksal habe.

Trägt die Kindbetterin nach überstandenen Wochen ihre Kleider alle an einem Orte zusammen, die sie zur feierlichen Einseegnung anzieht, so bleibt das Kind sein ganzes Leben ordentlich — wenn man ihm Ordnungsliebe einflößt.

Steigt die Einzuseegnende, bevor sie ausgeht, über einen Besen, so bekommt sie keinen Vorfall — wenn sie sonst sich davor in acht nimt.

Ist die Person, welche an der beim Einseegnen gebrauchten Kerze zuerst anzündet, eine Mannsperson, so wird das folgende Kind ein Knabe; beim Gegentheil ein Mädchen. — Seltnes Zutreffen

solcher Meinungen sollte nie als Regel angemerkt werden.

Legt die Eingeseegnete beim Ausziehen ihre Kleider auf das Kind, so wird es immer schöne Kleider haben — wenn es dieselben liebt, und eben so sparsam als fleissig ist, um sich dergleichen anzuschaffen.

Eine Sechswöchnerin gehe nicht in das Brauhaus, weil sonst das Bier umschlägt; nicht an den Brunnen, weil sie das Wasser trübe macht; nicht in den Weinkeller, weil der Wein verdirbt; nicht in das Backhaus, weil sonst das Brodt umschlägt. — Wo soll sie denn hingehen? könnte man hier fragen, um häusliche Geschäfte wieder anzufangen!

Auch soll sie sich die Haare nicht schneiden, sich nicht kämmen oder frisiren lassen, weil im ersten Fall die Haare nicht wieder wachsen, im andern ausgehen — wovon man wol in der Schwäche solcher Personen einen natürlichen Grund findet.

Soll ein Nußbaum sehr fruchtbar werden, so soll eine schwangere Frau zum ersten mal die Nüsse herunter holen. — Wie stimmt das aber mit dem vorhergehenden, da sie überall, wo sie hinkommt, nur Schaden anrichtet!

Wenn eine Kindbetterin stirbt, so muß man ihr Scheere, Nadelbüchse, Zwirn und Fingerhut mitgeben, sonst kommt sie und hohlts — vieleicht um noch todt ihre Verrichtungen im Grabe fortzusetzen.

Wenn

Wenn eine schwangere Frau eine Wäsche macht, und sie kehret gleich nach derselben die dabei gebrauchten Gefässe um, so bekommt sie eine leichte Niederkunft — das soll wol heissen: Wenn sie sich bei immer mehr herannahender Zeit schonet; alles aber in Ordnung setzt, um ruhig zu seyn, so hat sie eine leichtere Niederkunft.

So lange eine Frau im Kindbette liegt, darf ja nichts, es sey was es wolle, aus dem Hause geliehen werden; denn in dieser Zeit haben die Hexen Gewalt darüber. — Diese Meinung mag ursprünglich daher rühren, daß man nicht gern etwa zu dieser Zeit ausgeliehenes vergessen lassen wollte, welches wenn die Frau im Wochenbette liegt, leicht geschehen kann. Kam da einmal etwas weg, so sagte man, die Hexen hätten es weggehohlt, weil man sich nicht anders zu helfen wußte.

Läßt jemand nach dem Befinden der Kindbetterin und des Kindes fragen, so muß diejenige Person, welche die Antwort ertheilt, allemal sagen: „Gott wolle sie behüten und bewahren„ Es könnte leicht seyn, daß die fragende Person eine Hexe wäre, und die wird auf diese Weise unschädlich gemacht. — Daß doch immer Hexen im Spiel seyn müssen, wo nur etwa Gewohnheit etwas eingeführt hat.

Wenn in dem Zimmer, in welchem eine Kindbetterin liegt, über die Stubenthür ein Messer eingesteckt ist, in welchem drei Kreuze eingegraben sind, so kann die Frau nicht behext werden — weil sie auch ohne diese Gaukelei nicht behext werden kann.

Will die Frau, die eben ihre Wochen endigt, wissen, ob sie das nächste mal einen Knaben oder ein Mädchen gebären werde, so gebe sie nur acht, was ihr am nächsten begegnet, und — glaube denn was sie will.

So lange eine Frau Kindbetterin ist, darf man des Nachts, wenn jemand an die Thür klopft, nie eher aufmachen, als bis man dreimal gefragt hat, wer da sey, und dreimal Antwort erhalten hat, so — weiß man gewiß, daß jemand da ist. Der Abergläubige sagt: Eine Hexe antwortet nicht dreimal; und man kann hinzusetzen: Wer mag dreimal antworten, wo es an einem male genug ist.

Glaubt eine Kindbetterin von Hexen beunruhigt zu werden, so stecke man oben ins Bett oder in die Wiege einen Degen oder ein Messer so, daß die Spitze hervorragt, damit die Unholdin, wenn sie über die Frau oder das Kind herfallen will, darein falle. — Fällt denn gleich die Hexe nicht herein; weil keine ist, und keine kommt, so kann desto mehr ein Mensch, besonders die Wöchnerin und das Kind durch solch loses Spiel Schaden nehmen.

Eine schwangere Frau, die einem Pferde unter dem Halse durchkriecht, muß ein Jahr tragen; dadurch aber kann sie dieß verhindern, daß sie ein Pferd aus der Schürze fressen läßt. — Mittel und Gegenmittel sind hier gleich thöricht.

Hat die Mutter während der Schwangerschaft besondere Gelüste, so muß sie die Nägel an den Fingern oder das Firmament ansehen, oder sich z. B. auf den Rücken greifen, damit das Kind, wenn es hiedurch ein Maal bekommen sollte, dasselbe

eben da kriege — wo es das Maal auch ohnedem bekommen haben würde, im Fall es eins kriegt.

Folgt eine Sechswöchnerin einer Leiche, oder trägt sie ein schwarzes Kleid, so wird das Kind furchtsam — wenn man es dazu erzieht.

Ist eine Frau unfruchtbar, so soll man sie mit dem Tischtuche werfen, dessen man sich bei der ersten Taufmahlzeit bedient — dann bleibt sie nach, wie vor, ohne Kinder.

Ein Kind, das am Sonntage während dem Gottesdienste geboren worden, stirbt bald, und kann Gespenster sehen. — Es stirbt, wenn seine Zeit da ist, und sieht kein Gespenst, weil nirgend eins ist.

Man soll ein Kind, unter einem Jahr, nicht beregnen lassen, weil es sonst Sommerflecken bekommt — die ihm in seinen Säften stecken.

Damit die Kinder ruhig schlafen, lege man die Bibel, oder sonst ein geistliches Buch zu ihnen in die Wiege. — Besser, daß man in der heiligen Schrift lese, um daraus Vertrauen auf Gott zu lernen, und des abergläubigen Verfahrens sich schäme.

Das erste Warmbier, das einer Wöchnerin gegeben wird, darf niemand kosten, sondern es muß mit den Fingern versucht werden, sonst bekommt sie Leibschmerzen — doch nur von andern Ursachen.

Das Badewasser des Kindes muß in fliessend Wasser geschüttet werden, so bekommt das Kind

keine Unreinigkeiten an sich — wenn es fleissig gewaschen wird.

Bekommt ein Kind eine Röthe, Ansprung genannt, so muß gegeben werden, ein Stück Holz aus dem Mühlrade gehohlt, dieses angezündet, und mit dem Rauche die Windeln durchräuchert, das Kind aber mit dem Wasser, welches vom Mühlrade abspringt, gewaschen, und dieses so lange wiederhohlt werden, bis es geholfen hat, oder vielmehr, bis der Ansprung von selbst vergeht. Ist von dem Holze noch etwas übrig, so muß es in fliessendes Wasser geworfen werden, bis es wegkommt. Sollte man in der That glauben, daß die Sachen von Wassermühlen eine medicinische Kraft hätten?

In der Baumblüthe darf kein Kind entwöhnt werden, sonst bekommt es graue Haare — freilich wenn es alt genug dazu wird.

Bei einem ungetauften Kinde darf man keinen Fremden lassen; denn wäre dieß nicht eine recht tüchtige Person, so vergeht der Mutter die Milch — wenn cörperliche Beschaffenheit dieß bewürkt.

Will ein Kind nicht bald sprechen lernen, so müssen die Gevattern ihm einen Löffel machen lassen, und es damit futtern — dann erwarten, was durch den Löffel auf die Zunge gewürkt wird.

Kommt ein Kind mit dem Gesichte oberwärts zur Welt, so stirbt es keines natürlichen Todes — wenn es durch Lasterthaten sich einen gewaltsamen zuzieht.

Eine

Eine Wöchnerin darf nicht aus der Stube gehen, ohne daß sie etwas von ihres Mannes Zeuge anhat, das an demselben warm geworden ist, z. B. Mütze, Beinkleider, Hemde, sonst kommt sie in die Gewalt der Hexen — wogegen weder der Mann, noch irgend etwas von ihm schützen könnte, wenn sie da wären, und die Gewalt hätten, die man ihnen zuschreibt.

Hat ein Kind das Scheurchen, so muß wenn es ein Knabe ist, die Frauenspathe, ists ein Mädchen der Mannsgevatter desselben ihm das Hemd auf der Brust entzwei reissen, so vergehts — wenn das Uebel nachläßt.

Die beiden Muttersöhnchen setzen ihre Reise fort, und lernen viel nützliches vom fliegenden Drachen, feurigen Kugeln, Sternschnuppen, Feuermännchen, fliegenden Funken, hüpfenden Ziegen — brennenden Fackeln und Balken — lechzenden Flammen u. s. w. — vom Nordlicht, Regenbogen und Regenbogenschüsseln, vom Hof um Sonne und Mond, Nebensonnen und Nebenmonden. Solches ist aus ihrer eigenen Brieftasche hergenommen.

Kaum waren Heinrich und Leopold aus dem Walde, da nahm Heinrich seine Schreibtafel, und setzte alles auf, was der gelehrte Einsiedler über das Gewitter gesagt hatte, weil es noch im frischen Andenken war. Er war kaum fertig, als sie im nahen Gebüsch das Posthorn hörten, und kurz darauf den Wagen selbst erblickten. Der Postillon hielt ungeheissen, sie stiegen auf, und fanden da

Gierig und Hager, Kaufleute, List einen Advocat und einen Prediger Vollmuth. Unter abwechselndem Gespräch hatten sie schon einen ziemlichen Weg zurückgelegt, als sie, um frische Luft zu schöpfen, aus dem bedeckten Wagen stiegen. Auf einmal rauschte eine feurige Gestalt über sie hin: es war

der fliegende Drache.

Geschwind kroch List unter den Wagen und rief: „Halb Part, halb Part!„ Hager nahm vor Angst den Hut ab, und Gierig fühlte an die Tasche, ob er etwa von seinem Gelde verliehre. Heinrich und Leopold, die hinter dem Wagen standen, bemerkten nicht undeutlich, daß er in einen Schornstein zog. Geschwind wollte Hager ein Wagenrad abziehen, und es verkehrt anstecken, um zu verhindern, daß er nicht wieder heraus könne: Aber der Postillon gab das Zeichen zum Wiedereinsetzen; und es gieng weiter. „Sahen Sie wol, meine Herren, die grossen Augen, Rachen und Zunge, und die spitzigen Zähne, die kleinen Schweinsohren und die Borsten auf dem Kopfe? sagte List, das war der Drache. Er mogte schwer geladen haben, daß er so niedrig gieng. Ich rief, aber er wollte nicht speien. Meinen Großvater hat er einmal recht bekleckt; darum kroch ich unter den Wagen.„ Und ich sah ihn in den Schornstein fliegen, rief Gierig, da hat er seine Butter, Würste und Eier ausgeleert. Ich mögte wissen, wer in dem Hause wohnt, da ist's wahrlich nicht richtig. Gierig und Hager meinten, daß es gar nicht unrecht seyn würde, so einen Bringezu haben, wenn es nur nicht an der Seeligkeit schade.„

Und was meinen Sie dazu, Herr Prediger, riefen endlich alle, das war doch der leibhaftige

Teu=

Teufel? „Wenn Sie's glauben, erwiederte dieser, so werden Sie von mir das Gegentheil nicht hören wollen.„ — Wir mögten gern ihre Meinung wissen!„ —

„Der fliegende Drache, sagte Vollmuth dann, den sie für den Teufel in sichtbarer Gestalt halten, ist eine Menge brennbarer Luft in zähen Materien, die sich in niedrigen Gegenden des Dunstkreises befinden, und wegen der damit vermischten Feuchtigkeit nicht im Augenblick verlöschen, sondern in der Gestalt, die Sie gesehen haben, fortgetrieben werden. Er entsteht, wenn mehrere Dünste in der Luft sich vereinigen, und die darinn enthaltene brennbare Luft durch Electricität und Reiben zum Leuchten und Brennen gebracht wird. Seine Bewegung ist Schlangenförmig wegen der hoch und niedrig liegenden Theile, und jedes Feuer, das durch die Luft bewegt wird, nimt diese Gestalt an. Denn wenn man mit einem brennenden Lichte oder anderm Feuer schnell fortgeht, so folgt die Flamme Schlangenförmig nach. Auch Raqueten fliegen so. Er fliegt so lange fort, bis seine Theile verbrennt sind; eher kann er nicht verschwinden. Er fliegt zuweilen in das Bodenloch (Luke, Kaploch) wenn nemlich das Haus hoch liegt, und die Luft hier einen starken Zug hat; oder in Höfe, wenn die brennbare Materie bald verzehrt, und nicht im Stande ist, den zähen Klumpen mehr in die Höhe zu halten. Man hat ihn eben so nach Schornsteinen öfters ziehen sehen, welches aber auch seine gegründeten Ursachen hat: denn weil er selbst aus Feuer besteht, so zieht er sich nach dieser Materie. So sieht man von dem brennenden Licht sichtbar einen Theil zu dem eben ausgeblasenen übergehen, und es wieder anzünden, wenn dieß nahe genug

an jenes gehalten wird. Die Luft in den Schornsteinen ist auch durch das auf dem Heerde den Tag über unterhaltene oder noch wol daselbst befindliche Feuer verdünnt, und die äussere dickere Luft zieht sich in denselben hinein, so wie sie in einen Windofen zieht, in welchem ein Feuer brennt. Kommt nun der fliegende so genannte Drache in diese Gegend, so folgt er dem Luftstrohme und wird in den Schornstein fortgerissen. Der Unschuldigste kann daher das Schicksal haben, daß in seinen Schornstein ein fliegender Drache einfällt: Man sieht ihn aber nie wieder herauskommen; denn sein Feuer verlöscht da, und man findet an den Wänden eine schleimichte Feuchtigkeit, die Ueberreste der für den Teufel gehaltenen Gestalt. Daß in einer sehr verdünnten Luft (vergleichenim Schornstein ist, wenn auf dem Heerde Feuer brennt) Feuer nicht brennen kann, ist bekannt; und so muß denn auch das Feuer, welches man den Drachen nennt, verlöschen, sobald es dahinein kommt, und man sieht es nicht wieder hervorsteigen. Ehedem kostete es manchem alten guten Mann oder alten Frau das Leben, wenn dieser Drache in ihren Schornstein zog; denn da glaubte man, wäre es schlechterdings nicht richtig, und Hexen mußten verbrannt werden. Martin oder Stöppchen hat also gewiß kein Geld gebracht, sondern es wär eine natürliche und prächtige Naturerscheinung. — Auch behauptet man, daß durch den Drachen Häuser ꝛc. angesteckt worden wären, und man denkt auch dabei nicht an eine Naturerscheinung, sondern sagt: der Drache hat das gethan, und denkt an Einwürkung des Teufels. Von einer abgebrannten Mühle sagte man, daß sie auf diese Art entzündet worden, und weil die alte Müllerin mit verbrannt war, die man ohnedem im bösen Verdacht hatte, so behauptete man

um

um so mehr, daß sie den Drachen gehabt, und ihn nicht recht bedient hätte.

Aehnliche Bewandnis hat es mit den feurigen Kugeln, die man bisweilen durch die Luft fahren sieht. Sie sind Klumpen, die aus zähen und wässerichten Materien bestehen, in welchen die brennbare Luft durch Reiben und Luftelectricität entzündet ist, oder leuchtet. Einige verschwinden ohne, andere zerspringen mit einem Knall, nachdem sie so geschwind wie eine Raquete auf die Erde niedergefallen, und in viele Sterne zersprungen sind. Sie haben verschiedene Grösse, und wenn man dahin geht, wo sie niedergefallen sind, so findet man eine zähe Gallertartige Feuchtigkeit. Ich glaube, es kommt blos auf eine gewisse Beschaffenheit oder Bewegung der Luft an, daß aus einer solchen feurigen Kugel ein fliegender Drache werde: denn wenn sie nicht sogleich auf die Erde fällt, sondern sich fortbewegt, so wird sie wie jedes Feuer, das fortbewegt wird, einen feurigen Schweif nachziehen, und denn Drache heissen. Wer da glaubt, daß solche Erscheinungen etwas vorbedeutendes haben, der wird erst ein Pferd, dann eine Kugel aus demselben werden sehen, und gewiß glauben, daß darauf Krieg erfolge, bis er mit der Zeit lernt, daß er sich doch wol geirrt habe. Diese Erscheinung, die nach Erschaffung der Welt gewiß viele tausend male ist gesehen worden, bedeutet nichts anders als daß Dünste aus der Erde aufsteigen, in der höchsten Luft sich sammeln, sich durch ihre innere Bewegung entzünden, leuchtend niederfallen, und in der untern Luft mit oder ohne Knall zerspringen. Sie führen die Dünste aus der höchsten Luft wieder auf die Erde zurück — dieß ist ihr Geschäft — und gewähren dem Auge einen vortrefli-

 chen

chen Anblick, ohne Krieg oder Pest im voraus zu verkündigen.„

Indem Vollmuth noch so sprach, sahe die Reisegesellschaft eine Sternschnuppe auf die Erde fallen. „Der Stern, der da herunter fiel, hat den jüngsten Tag gesehen„ sagte List. „Nein, sagte Heinrich, es war kein ganzer Stern, sondern es hat sich nur ein ganzer Stern, sondern es hat sich nur ein Theil davon losgerissen.„ „Dem sey wie ihm wolle, fiel Gierig ein, er entführt einem die Ruhe der Nacht.„ „Und ich denke, sagte Hager, daß dieß den Tod eines Kindes bedeute. Sie, Herr Prediger, glauben davon gewiß nichts.„

„Das können Sie wol aus dem abnehmen, erwiederte dieser, was ich eben vom fliegenden Drachen und von Feuerkugeln gesagt habe. Eine grosse Menge von Dünsten, die nicht nur aus der Erde, sondern auch aus Seen und Morästen, verfaulenden Pflanzen und Thieren, eben so von Menschen selbst aufsteigen, Schwefel- Oel- Salpeter- und Salztheilchen befinden sich in der Luft, und vermischen sich da mit einander, wodurch in dem Dunstkreise allerhand Feuergestalten erzeugt werden, und dahin gehören ausser den fliegenden Drachen und feurigen Kugeln auch die Sternschnuppen. Eine Sternschnuppe ist daher die entzündete brennbare Luft in einer zähen Materie, welche zu Boden fällt, und dem äusserlichen Ansehen nach, die Grösse eines Sterns hat. Sie schießt immer seitwärts in einer schiefen Bewegung weg, weil die entzündete Materie dabei den wenigsten Widerstand findet. Wegen der obern dünnen Luft kann sie nicht in die Höhe steigen, und wegen der untern dicken Luft nicht gerade (senkrecht) herunter fallen. Vielleicht

folgt

folgt sie auch den leicht brennenden Dünsten in der Luft, und fällt, sobald diese verzehrt sind, wegen ihrer Schwere zu Boden. An dem Orte, wo eine Sternschnuppe niedergefallen ist, findet man eine zähe, Gallertartige Materie. Daß in der Gegend, wo eine Sternschnuppe fiel, nicht jemand unruhig schlafen, oder ein Kind sterben sollte; wer könnte das läugnen? Aber den jüngsten Tag, der noch zukünftig ist, kann die Sternschnuppe nicht sehen; es würde lächerlich seyn, so etwas zu denken. Ein Theil von einem Sterne kann sie darum schon nicht seyn, weil diese so weit von uns entfernt sind, und wir sie daher lange würden fliegen sehen. Ihr Feuer, das wir ausser alle dem in der untern Luft sich entzünden sehen, würde so lange nicht brennen können; denn sie würde zum Theil Jahre lang fliegen müssen, ehe sie auf die Erde käm. Der ganz unschickliche Nahme, da man ein solches Feuer Sternschnuppe nennt, beweist nicht, daß die Sache wahr sey; er ist vielmehr aus jenem Vorurtheil entstanden.„ Die Reisegesellschaft wußte nun, was Sternschnuppen wären; alle hatten aufmerksam zugehört, und konnten nichts dagegen sagen. List, der eingeschlafen war, erwachte, jähnte und sagte ein langes Ja, das ist wahr.

Leopold hatte ohngefehr aus dem Wagen gesehen, und Feuermännchen bemerkt, die immer näher kamen, stieß seinen Freund an, und ächzte: Siehst du sie? „Was sehen Sie denn? fuhr Gierig auf, und griff nach der Pistole; er dachte, es näherten sich Räuber.„ Ach Gespenster, antwortete dieser, und sie kommen immer näher.„ „Laßt sie nur kommen, knurrte der Postillon, ich kenne sie, und will sie schon wegbringen.„ Bald waren sie da, bald waren sie dort; bald fuhren sie zusammen,

men, bald über Stock und Stein hin. Einer aus der Gesellschaft erinnerte sich, daß ein Hochgericht in der Nähe sey, wo wie er meinte, sich die Geister tummelten. Hätte er doch das nicht gesagt! Der Reisegesellschaft wird's immer banger, und der Schweiß dringt häufiger hervor. Von allen Seiten hörte Vollmuth Seufzer. „Was ist's denn, fragte er endlich?„ „Um Gotteswillen sehen Sie dort hin, sagte Heinrich, hier kommen wir nicht gut weg.„ „Haben Sie noch keine Irrwische gesehen, oder von den Tückeboten gehört, erwiederte er? Diese hüpfenden Feuer bestehen aus einer Materie, die aus der Erde dünstet, und sich nicht entzündet, sondern nur leuchtet. Sie haben doch ja schon Johanniswürmchen, faules Holz oder faule fette Seefische gesehen, und wissen, daß diese Dinge im finstern leuchten? Ohnfehlbar ist dort ein sumpfichter und morastiger Ort, oder ein Schindanger. Was ängsten Sie sich vergebens?"

Der Postillon fieng jetzt gräulich an zu fluchen; denn die Irrlichter waren dem Wagen näher gekommen; hieb mit der Peitsche heftig in die Luft, worauf sie sich entfernten, aber bald wieder näher kamen. Heinrich war fest an seinen Freund angerückt, und wagte nur dann und wann seitwärts aus dem Wagen zu sehen, wenn der Postillon zu toben aufhörte. Hager sagte, der Postillon mache es ganz recht; denn das sey die Absicht des Teufels, den Menschen zum Fluchen zu verleiten; und wenn man bete; so komme er in dieser Feuergestalt immer näher. „Das wol nicht allein, sagte List, er will den Menschen verführen. Ich habe schon oft gehört, daß man vom rechten Wege abkommt, in eine Grube fällt, in einen Sumpf, unter ein Hochgericht, an einen Schindanger, oder

we=

wenigstens Begrabeplatz geräth, wenn man ihnen folgt.„ Und Leopold setzte hinzu, er habe oft gehört, daß wenn man rufe: Stäuble, Stäuble, mache dich leicht, daß du bald bei mir seyst!„ so kämen sie, und man müsse sie auf dem Rücken tragen.

Der Prediger konnte nicht länger zuhören; er bedauerte die Leute, die vom Aberglauben geplagt, etwas fürchreten, was doch so wenig furchtbar ist, und fieng an: „In der Ferne scheint der Irrwisch die Gestalt einer Lichtflamme zu haben; der Reisende sieht ihn daher oft als ein würkliches Licht an, und folgt ihm in der Hoffnung nach einem Dorfe zu kommen. Was Wunder aber, wenn er, indem er nur nach dem Lichte, und nicht vor sich hin sieht, einmal über das andre endlich in ein Loch fällt, und wenn er demselben weiter folgt, in einen Morast, oder überhaupt an einen solchen Ort geräth, wo viele Dünste aufsteigen, und daher die Irrlichter am meisten sichtbar werden und sich aufhalten; dergleichen Gerichtsstätte, Schindanger, Begrabeplätze oder solche Gegenden sind, wo ehemals Schlachten geliefert worden. Wenn ein Betrunkener des Nachts den Weg verfehlt, und nachdem er lange herumirrte, endlich nach Hause kommt, so sagt er: „Es hat mich verführt!„ und man glaubt denn, daß es auf dem Wege sehr unsicher sey, wei da Gespenster den Menschen irre leiteten. Die Irrwische lassen sich von jeder leichten Luft bewegen; daher kommt es, daß sie bald hier, bald dorthin, aus einander und wieder zusamfliegen. Sie lassen sich von jeder Luft forttreiben, und folgen jedem Zuge derselben. Daher kommen sie dem fortgehenden Wagen, dem Reitenden und Gehenden näher, weil hinter solchen Dingen gewissermassen ein

ein Luftleerer Raum entsteht, nach dem sie sich sogleich hinziehen. Wer ruhig seinen Weg fortgeht, der wird ihrer bald los, wenn sie ihm gleich noch so nahe waren; denn bald wird sie ein leichtes Lüftchen wieder wegwehen. Wer vor ihnen läuft, den verfolgen sie, und wenn er noch so sehr rennte, so würden sie doch immer hinter ihm seyn. Wer dann thöricht genug ist, zu beten, der zieht die Luft ängstlich an, und die Lichtmänner, die so wie etwa eine Seifenblase jedem Lüftchen folgen, kommen ihm näher. Wer aber flucht (ein starkes Schreien oder Blasen mit dem Munde würde noch mehr thun), der stößt die Luft mit Heftigkeit von sich, und entfernt sie dadurch. Es sind aber keine böse Geister, die durch ihr Näherkommen den Menschen vom Beten abhalten, und zum Fluchen reizen wollen; sonst würden sie sich vor der Peitsche des Fuhrmanns, welche die Luft in Bewegung setzt, nicht fürchten, und davor entfliehen. Scheue Pferde gehen zwar durch, wenn sich ihnen Irrwische nähern; daraus folgt aber noch nicht, daß es Gespenster sind; denn die Pferde würden auch wol scheu werden, wenn man des Nachts mit Laternen auf sie zugienge. Gott wird den bösen Geistern nicht so viel Macht in der Welt lassen, daß sie Menschen, die in ihrem Berufe sind, irre führen könnten; und das Gebet würde bei ihnen nicht entgegen gesetzte Würkungen haben, da man dadurch sonst das Gute erlangen, und das Böse entfernen will. Wer Lust hat, der komme mit, wir wollen auf diese Geister losgehen und sie genauer betrachten. Wir werden gleich finden daß sie sich entfernen, wenn wir uns ihnen nähern; denn man stößt alsdenn die Luft vor sich her, und vertreibt sie dadurch.

"Nein,

"Nein, das thue ich nicht, sagte List, man könnte jämmerlich gemishandelt werden." Keiner wollte es versuchen, einen Geist einfangen zu helfen! "Wir würden eben so wenig Gefahr laufen, wie Robert Fluth, sagte Vollmuth, der in Gesellschaft einiger anderer die Irrwische umzingelt und eingefangen hat, und dann fand, daß es blos eine zähe, schwarzfleckichte, dem Froschleich ähnliche Materie sey." Was der Aberglaube von Irrlichtern u. dgl. besonders auf dem Lande noch immer für Unheil anrichtet, beweist auch folgender Vorfall. In Stotternheim bei Erfurt war Kirmse. Einige Kinder giengen hinter das Dorf und spielten zusammen. Da sie des Spiels überdrüssig waren, wollten einige davon nach Hause, andre nicht. Von jener Parthei fiel es einem ein zu sagen: "Hier giebts Irrwische, und nun kommen sie bald!" Gesagt und eilig davon gesprungen, war eins, und die andern hinterdrein. Aber eins davon konnte nicht nachkommen, und die Furcht ängstigte es so sehr, daß es sich ausser Athem lief und starb. — Dieß geschah 1790. etwa Anfangs des Novembers.

"Fast auf dieselbe Art, setzte er hinzu, entstehen die fliegenden Funken, die springenden oder hüpfenden Ziegen, die brennenden Fackeln und Balken, die lechzenden Flammen u. s. w. Sie bekommen eine ohngefähre Figur, nachdem die Menge der ausgedünsteten Materie oder die Beschaffenheit und der Widerstand der Luft es mit sich bringt. Die letztern sieht man, wenn im Finstern jemand gekämmt wird, oder man über einer Katze hinstreicht. Man wird so etwas nicht für ausserordentlich halten, wenn man es entweder gehörig selbst untersucht, oder von andern darüber Auskunft er-

erhält.” Diese Unterhaltung hatte der Gesellschaft gefallen, weil der Prediger Vollmuth sich Zeit genug genommen hatte, die Sache gehörig aus einander zu setzen. Er würde dieß nicht erreicht haben, wenn er die Sachen nur leicht berührt, noch weniger, wenn er die sonderbaren Meinungen seiner Gefährten belacht hätte. Sie ersuchten ihn daher jetzt, ihnen auf dem übrigen Wege noch einige Aufschlüsse über solche Sachen zu geben, die entweder selbst, oder deren Würkungen verkannt würden. Der gute Mann, welcher sich gern gemeinnützig machte, wo er schickliche Gelegenheit dazu fand, redete weiter so: ”daß Nordlicht stellt sich unsern Augen am mitternächtlichen Himmel als ein heller Schein dar, in welchem Säulenförmige und wallende Strahlen entstehen, die sich vom Horizont d. i. Gesichtskreis (wo unserm Auge der Himmel auf der Erde zu liegen scheint) bis an den hohen Himmel oder in die höchste Luft erheben, und bisweilen mit einer sehr grossen Geschwindigkeit fortschiessen. Da dieses Licht sich immer im Norden d. h. Mitternacht zeigt; so muß es in jenen Gegenden auch seinen Ursprung haben. Hier aber sind wegen der in jenen Gegenden herschenden sehr grossen Kälte die feinsten Dünste lauter Eistheilchen, die wegen ihrer Leichtigkeit sehr hoch steigen, und weil sie Spiegelflächen sind, das von den Sternen und dem Mond auf sie fallende Licht zurückwerfen, und in Farben verwandeln. Durch wiederhohlte Beobachtungen haben neuerlich die Naturforscher herausgebracht, daß der Stoff des Nordlichts electrische Materie sey, und daß man es mit zerstreuter Gewittermaterie vergleichen könne. Aus den schönen Farben und Strahlen, womit das Nordlicht spielt, macht der Abergläubige Sümpfe voll Blut, zertretene Getraidefelder, lauter Spiesse, Schwerter und Kriegs=

Kriegsheere, die auf einander losgehen, und denkt dabei an nichts, als an blutige Schlachten. Wenn die Strahlen des Nordlichts, die bald weiß, bald roth aussehen, sich bewegen und gegen einander schiessen, so erschrickt er — und ach Gott was wird das bedeuten? Sieh Bruder, wie die Sterne so blaß aussehen? Das Ende aller Dinge ist gekommen; der jüngste Tag ist da. Aber wie oft siest man ein Nordlicht! wie oft müßte Pest, Hungersnoth entstehen. Man sieht es über viele weite Länder hin: So müßten ja die Potentaten beständig in Kriege verwickelt seyn, wenn das Nordlicht davon eine Anzeige wär; denn man sieht es jährlich gewiß mehrmals. Und wenn Gott beschlossen hat, einen Krieg entstehen zu lassen, warum sollte er einen so grossen Theil der Welt im voraus erschrecken, da das Uebel, wenn es da ist, die Menschen genug züchtigt. Schon darum kann das Nordlicht nichts bedeuten, weil es natürliche, uns nicht unbekannte Ursachen hat, und immer ohne Folgen für die Begebenheiten auf der Welt bleibt. Wie viele Kriege entstehen und werden geführt, ohne daß ein Nordlicht dagewesen ist! Wie könnte man also etwas vorbedeutendes darin finden, da durch dasselbe die Dinge noch nie in Unordnung gesetzt sind. Um ein Nordlicht nachzuahmen, läßt man in einem verfinsterten Zimmer den Sonnenstrahl durch eine Oeffnung von der Grösse einer Erbse auf ein Prisma (langes, dreieckigt geschliffenes, reines Glas) fallen, aus welchem er an ein mit Kornbrantwein angefülltes Glas streicht, welches eine Elle weit vom Prisma absteht. Von da muß der Strahl an eine weisse Tafel gehen, die fünf Fuß ins Gevierte hat. An diese mahlt sich nun ein förmliches Nordlicht, durch den ausdünstenden Brantwein. — Auf solche Art die Würkungen der Natur nachzuahmen,

dazu

dazu gehört nichts weniger als Zauberei, sondern nur allein natürliche Dinge. In einem Städtchen trat unter dem Volke, das unter freiem Himmel das Nordlicht beschauete, ein Zeichendeuter auf, zeigte in den feurigen Strahlen allerlei Figuren, und verkündigte viel von Kriegen, Pest und anderm schweren Unglück. Aber ihn traf seine Deuterei zuerst; denn die Wache nahm den Wahrsager mit, und am andern Morgen, nachdem er die Nacht hindurch gefangen gewesen war, fiel ein empfindliches Unglück in fünf und zwanzig Stockschlägen auf seinen Rücken.

Weiter fuhr Vollmuth fort:

Der Regenbogen ist derjenige grosse siebenfarbige halbe Zirkel, der in den Regentropfen sichtbar wird, wenn die Sonne hinter uns, die herabfallenden Regentropfen aber (hinter welchen sich eine schwarze Wolke befindet) vor uns sind: Eine der prächtigsten Lufterscheinungen! Bisweilen sieht man einen zweiten Regenbogen, in welchem sich die Farben in umgekehrter Ordnung zeigen: Man nennt ihn Wassergalle. Er entsteht durch eine doppelte Brechung und zweimahlige Zurückprallung der Sonnenstrahlen. Gott hat den Regenbogen zum Zeichen seiner Gnade gesetzt: der Abergläubige aber denkt, daß Gott, der vorher zornig gewesen, nun wieder gut sey; und in jener Gegend tanzten die Engel. Auch glaubt man, daß da, wo der Regenbogen sich endige, ein Schatz in der Erde zu finden sey, da doch der Regenbogen nirgend auf der Erde steht, und eigentlich nirgend ein Ende haben kann, ob es uns gleich so scheint, weil wir immer nur eine gewisse Gegend um uns her übersehen können. Er geht wenigstens so weit fort, als die Regenwolke von der Sonne beschienen werden kann. Man glaubt auch, daß das Regenwasser, welches gefangen wer=

werde, wenn ein Regenbogen steht, für allerlei Krankheit gut sey.„ — Hier fiel Gierig ein, und erzählte folgende von ihm erlebte Geschichte: „Eber ein junger, für seine alten Eltern Hoffnungsvoller Mann hatte schon lange an einer schmerzhaften Krankheit gelegen, von welcher ihn der Arzt jedoch herzustellen hoffte. Eber hörte kaum, daß ein Regenbogen stehe, als er selbst aus dem Bette stieg, sich Regenwasser fieng, und es so kalt wie es war, hineintrank. „Gott ist jetzt gnädig, sagte er, und wird mir helfen.„ Von Stund an wurde die Krankheit schlimmer, und einige Tage darauf starb er unter unsäglichen Schmerzen.„

Vollmuth sprach dann weiter: „Der Aberglaube schreibt dem Regenbogen die Erzeugung und Ausstossung kleiner gülderner Geschirre zu, welche man Regenbogenschüsseln nennt, sonst auch Sternschosse. Sie sollen da gefunden werden, wo wie man glaubt, der Regenbogen auf der Erde steht. Sie sind wie grosse tiefe Pfennige gestaltet. Man sieht darauf Laub, Köpfe, Sterne von vier Strahlen, gekrönte Schlangen, Vögel, Ringe u. dgl. Der Abergläubige hat ihren wahren Werth sehr erhöhet; denn in dem Hause, wo eine solche Schüssel aufbewahrt wird, soll Glück seyn, da es hingegen von dem weiche, der sie verkauft. Sie sollen die schwersten Krankheiten z. B. die fallende Sucht, das hartnäckigste Fieber 2c. heilen, wenn man sie in das Getränke des Kranken wirft; ja sogar auf die gute oder schlechte Denkungsart des Menschen Einfluß haben: den Menschenfeind, der sie bei sich trägt, gesellig, auch jeden beliebt machen, und in Ansehen bringen; und diese Kräfte sollen sie nur von dem Regenbogen haben. Doch man sieht leicht, daß ein todtes Me-

toll solche prahlerische Eigenschaften nicht haben kann: denn um Ansehen zu haben und beliebt zu seyn, dazu gehört mehr, als solch ein goldenes Ding bei sich zu haben. Der Regenbogen ist doch eine blosse Lufterscheinung, und nichts wesentliches, die nur so lange besteht, als die Sonnenstrahlen in den wässerichten Dünsten gebrochen werden. Die Hitze der Sonne, die das Gold in der Erde nur durch die Länge der Zeit zur Reife bringen hilft, kann es in der blossen Luft nicht erzeugen, noch weniger Schüsselchen daraus bilden, und sie mit mancherlei Figuren stempeln. Menschen haben das Gold aus den Eingeweiden der Erde gewühlt, und ihm diese Form gegeben, und nur der Aberglaube mit wunderbaren Kräften versehen. Nur sehr selten findet man ein solches Goldstück; gäbe jeder Regenbogen nur eins, so würde man schon viele haben. Die Menschen haben eine grosse Begierde zum ausserordentlichen; was Wunder, wenn sie in Luft und Regenbogen Werkstätte dichten, und darinn Geschirr schmieden lassen! Aber entzieht man nicht durch solche Meinungen dem sein Vertrauen, der es allein verdient, und der über unsere Schicksale wacht? denn wenn ein Goldstück mich aufrecht hält und schützt, so ist Gott nicht mehr der Schöpfer meines Glücks und meiner Hoffnung.

Man bemerkt bisweilen um die Sonne oder den Mond einen grossen Ring, der mit Regenbogen-Farben spielt, und den man Hof nennt. Dem äusserlichen Ansehen nach steht er so hoch als die Sonne oder der Mond selbst; aber es ist gewiß, daß er in unserm Dunstkreis, wahrscheinlich in der mittleren Luftgegend entsteht und gesehen wird. Indeß scheint er uns so weit, weil wir zwischen ihm und der Sonne oder dem Monde keinen andern

Cörper sehen, wodurch wir seine Entfernung von diesen Weltcörpern abmessen könnten. Die Naturkündiger erklären dieß aus runden Ha[illegible], die in der Mitte einen Kern von Schnee haben, von aussen aber entweder mit hellem Eis umfroren, oder mit Wasser umflossen sind: da denn durch die Brechung der Sonnenstrahlen diese Lufterscheinung hervorgebracht wird. Der Abergläubige wird bei dem Anblick derselben in Furcht und Schrecken gesetzt, und frägt ängstlich, was dieß wol bedeuten möge. Allein, wenn man weiß, wie diese Erscheinung erfolgt, so ist es lächerlich, nach der Bedeutung derselben zu fragen.

Man sieht bisweilen auch Nebensonnen und Nebenmonde, welche sich ebenfals nicht bei der Sonne, sondern in unserm Dunstkreise befinden. Zu ihrer Erzeugung werden Eisblätchen [illegible], die einen Spiegel formiren, worin ein der Sonne oder dem Monde ähnliches Bild von diesen hervorgebracht wird. Abergläubige Leute halten dieß für ein Wunder, erschrecken und erwarten alles das Unglück, das ihrer Meinung nach gewiß darauf folgen muß. Aber wie thöricht ist's, aus so ungegründeten Muthmassungen böses zu erwarten, das darauf nie erfolgt.

Wer sollte denken, daß der Aberglaube in Dingen solcher Art selbst durch Hausirer verbreitet wird? wie es zum Beispiel 1790. in einigen Landstädten und Dörfern eines gewissen Fürstenthums geschah, wo ein Herumträger unter andern auch ein gedrucktes Blatt verkaufte, welches folgenden Titel hatte: Merkwürdige Beschreibung von einem grossen Phänomen zweier Nebensonnen, welche den 17ten May 1790. über Schneeberg,

Annaberg, Schwarzenberg und der ganzen Gegend herum von viel tausend Menschen gesehen worden; wie auch von einer Feuersbrunst aus Pohlnisch Lissa. Nach möglicher Kürze wahrhaft beschrieben. — Nachdem diese Erscheinung nicht etwa erklärt, sondern nur der äussern Gestalt nach beschrieben worden, so heißt es weiter: „Es zeigen sich zwei ausserordentliche Cometsterne, welche des Abends um 8 Uhr gegen den Abend am Horizont stehen, und welche blutroth, aber doch sehr helle ihren Glanz von sich geben, um denselben zeigen sich weisse lange Strahlen, die nach dem Morgen zu stehen, und wie einige Astronomen aus Frankreich observirt haben, soll ein Comet seyn, welcher vor hundert Jahren auch in unsrer Gegend sich gezeigt haben soll, worauf grosser Krieg erfolgt sey.„ — Alle Menschen konnten sich an dem dazu gemahlten Bilde nicht satt sehen, giengen niedergeschlagen nach Hause, und die Beurtheilungskraft blieb bei einem jeden zu schwach, die richtige Bedeutung von dem zu machen, was sie gehört und gesehen hatten. — Weiter heißt es: „Es ist nicht zu läugnen, daß Gott Wunder und Zeichen am Himmel erscheinen läßt, um einen jeden auf seine Allmacht desto aufmerksamer zu machen, und sich stets seinem heiligen Willen zu überlassen, und ihn im Gebet und Flehen um Abwendung alles Bösen kindlich anzurufen ꝛc.„ Dann wird ein Erdbeben erwehnt und die Feuersbrunst zu Lissa, mit dem Hinzufügen: „Einige melden, daß Feuer von der Sonne gefallen, und die Stadt angezündet habe.„ Nun folgt noch ein frommer Seufzer, und ein Lied auf die Melodie: Alle Menschen müssen sterben — dessen dritte Strophe so lautet: „Neue Sterne und Cometen zeigen was besonders an, sie sind traurige Propheten dieses glaubt ein jedermann,

mann, es sind Buß- und Warnungszeichen, laßt uns nicht von Gott abweichen, rufet Gott inbrünstig an, der die Strafe lindern kann.„

Traurig genug, daß Betrüger die Larve der Frömmigkeit noch vornehmen dürfen, um desto dreuster zu betriegen, und alle redliche Bemühungen der Prediger, ihren Gemeinden würdige Begriffe von Gott und seiner Regierung beizubringen, ungescheut und ungestraft zu vernichten.

Fernere Berichte, was die Schaafstedter beim Gevatterstehen und bei Taufen, bei Verlobungen und Trauungen, beim Abendmahl- und Kirchengehen beobachteten; desgleichen, wie in diesem Städtchen der ewige Jude gesehen und aufgenommen worden; und von den Plagen der zwölf Stämme Israels.

Bei einem unehelichen Kinde zum ersten mal Gevatter stehen, bringt Glück — wenn man sich dessen würdig macht.

Hat ein Taufzeuge sich schon angezogen, um zur Kindtaufe hinzugehen, so darf er vorher sein Wasser nicht lassen, sondern muß bis nach der Taufe damit warten, sonst besudelt das Kind Zeitlebens mit dem Wasser das Bett — oder doch das, wohin es sein Wasser zu lassen genöthigt ist. Das Pathgen wird sich auch an jenes Unterlassen nicht kehren, und immerhin thun, wozu es die Natur treibt. Andrer Seits sagt man: Wenn sie nicht vor der Taufe noch das Wasser abschlagen, so lernt

 das

das Kind in der Folge das Wasser nicht halten. Diese Vorschrift mag besonders bei unmässigen Trinkern dazu gut seyn, damit die Gevattern nicht während der Taufhandlung beunruhigt oder gar genöthigt werden, sie zu unterbrechen.

Antwortet einer der Taufzeugen auf die gewöhnlichen Tauffragen nicht Ja, so fällt das Kind vom rechten Glauben ab — darin es so schlecht unterrichtet wurde, daß es in einem Wechsel sein Glück oder seine Beruhigung zu finden glaubt.

Schreiet ein Kind während der Taufe, so wird's böse — wenn es eine schlechte Erziehung erhält, und böse Beispiele vor sich hat.

Waschen sich die, welche ein Kind über die Taufe heben, nicht vor derselben, so wird das Kind aussätzig — wenn man es der Unreinlichkeit überläßt. Auch kann das Kind durch Leute, welche den Aussatz haben, wol angesteckt werden.

Läßt die Mutter während der Taufe ihres Kindes das Wasser, so kann das Kind des Nachts im Schlaf das Wasser nicht halten — welches auch von einem kleinen Kinde nicht zu erwarten ist.

Heben ein Junggesell und eine Jungfer mit einander ein Kind aus der Taufe, so soll der Prediger (was er aber gewiß nicht thun wird) sich zwischen ihnen stellen, weil sonst, wenn sie sich etwa heirathen, zwischen ihnen stets Uneinigkeit seyn würde — wenn sie sich aus eigennützigen Absichten ohne wahre Zuneigung ehelichen. Man hält es auch sonst aus läppischen Gründen für nicht gut, wenn Gevattersleute sich heirathen; und d

doch geschieht dieß so oft, und mit dem besten Erfolge.

Wer Gevatter steht, muß dazu borgen; alsdenn wird dem Pathgen nichts versagt, und findet überall Credit — wenn anders ein guter ehrlicher Mensch aus ihm wird.

Soll ein Kind hundert Jahr alt werden, so muß man aus drei Kirchspielen die Gevattern dazu bitten. — Es kann lange leben, wenn es von Natur gesund ist, nicht verwahrlost wird, und ein mäßiges Leben führt: Ob hundert Jahre, das hängt nicht von menschlichen Alfanzereien ab.

Bekommen die ersten Kinder der Eltern Nahmen, so sterben sie noch eher als die Eltern. — Wenn dieß je zuweilen zutrifft, weil viele Kinder sterben, so frägt es sich, ob sie nicht auch gestorben seyn würden, wenn sie andre Nahmen bekommen hätten?

Die Gevattern sollen dem Kinde ein Löffelchen kaufen, sonst lernt es geifern. — Das lernen alle Kinder; und es ist eine wohlthätige Reinigung der Natur.

Wem es in der linken Hand guckt, wird bald Gevatter stehen — wenigstens wird er bedacht seyn müssen, die Schärfe aus dem Cörper durch dienliche Arznei wegzuschaffen, wovon das Gucken auf der Haut oft herzurühren pflegt.

Kommen die Gevattern in des Kindes Haus, so müssen sie, ehe sie zur Taufe gehen, ihre Handschuhe auf die Wiege legen, wenn es ein Mädchen

ist; ist es aber ein Knabe, den Hut: dann stehen dem Kinde die Kleider gut — wenn es von natürlich gutem Ansehen und Wuchs ist, und aufs äusserliche hält.

In dieser Absicht putzt man auch wol das Kind drei Sonntage hinter einander an, und glaubt davon Würkungen, die man doch von solch einem Verfahren nicht erwarten kann.

Auch pflegen die Gevattern vor der Taufe etwas Kuchen zu essen, damit das Kind Kuchen essen lerne — oder vielmehr ihren eigenen ersten Appetit zu stillen; denn damit hat's wol keine Noth, daß nicht auch das Kind sollte essen lernen, was gut schmeckt.

Schlägt während der Taufe die Uhr, so stirbt das Kind — das auch ohne Seigerschlag gestorben seyn würde, weil es krank war.

Schlägt die Uhr vor der Taufe, und das Kind stirbt, so wird es ein Lichtmann oder Irrwisch. — Dazu können alle verfaulenden Menschencörper werden, wenn man sich erinnert, was im vorhergehenden über diese Naturerscheinung gesagt worden. Die Bemerkung, daß man die Lichtmänner häufig auf Kirchhöfen sieht, hat zu dieser sonderbaren Meinung wol Veranlassung gegeben.

Ein Knabe, der in der Taufe Adam oder Erdmann, und ein Mädchen, das Eva oder Erdmuthe genennt wird, sterben nicht — wenigstens nicht in den ersten Tagen. Sonst wären jene Nahmen ein sehr leichtes Mittel, sich Unsterblichkeit auf Erden,

den, oder sehr langes Leben, Sicherheit vor dem Tode im kindlichen Alter zu sichern.

Einem Kinde, das in der Taufe Johannes genennt wird, widerfährt kein Unglück — wenn es sehr vorsichtig ist.

Wer keine zaghafte Kinder haben will, da soll der Vater gleich nach der Taufe dem Kinde ein Schwert in die Hand geben; dann ist es immer beherzt und kühn — wenn es mit Gefahren bekannt wird, und denselben öfters glücklich entgeht.

Sobald das Söhnchen oder Töchterchen getauft ist, soll man es mit den Füssen an des Vaters oder der Mutter Brust stossen, ihm gutes wünschen — und erwarten, ob es eintreffen werde.

Die Butterbüchsen pflegen bei Tauf- und Hochzeitmahlen angeschnitten zu seyn, und zwar, um die Junggesellen vor dem so genannten Korb zu bewahren. Man macht sich aus dieser Ursach wol gar Bedenken, eine unangeschnittene Butterbüchse anzuschneiden.

Tragen die Gevattern ein Kind zur Taufe, so sollen sie beim Herausgehen aus der Stube oder dem Hause sagen: Einen Heiden bringen wir hin, und einen Christen bringen wir wieder — als ob neugeborne Christenkinder Heiden wären!

Ziehen die Gevattern an dem Tage, an welchem sie ein Kind zur Taufe heben, frische Hemden an, so kann keine Hexe dem Kinde beikommen. — Dieß fodert freilich schon der Anstand; vor Hexen

aber kann es nicht bewahren, aus schon oft angeführten Gründen.

Essen die Gevattern bei der Taufmahlzeit nicht von allen Gerichten, so wird das Pathgen dadurch verwahrlost, und bekommt einen Abscheu an diesen Speisen. — Wenigstens wird der Vielesser damit seine Unersättlichkeit entschuldigen; das Pathgen aber wol essen lernen, was es hat, wenn es hungrig ist.

Ein Kind, das zuletzt nach der Taufe nicht den Seegen des Predigers bekommt, stirbt entweder bald oder kann Gespenster sehen. — Wie manches Unangenehme für Eltern und andre, hat auch dieses Vorurtheil veranlaßt!

Ein reformirter Handwerker heirathete eine lutherische Frau, und ihr erster Sohn wurde nach Landesgebrauch, von dem reformirten Prediger, und zwar in der Kirche getauft. Weil es nun an dem Orte bei den Reformirten nicht üblich ist, daß ein Täufling nach der Taufe den Seegen bekommt, so geschahe dieß auch hier nicht. Darüber wurde der Vater entrüstet, und sagte, als er nach Hause kam, seiner Frau, sie sollte nicht erschrecken; ihr Kind wäre zwar getauft, aber das wichtigste, der Seegen wäre dabei vergessen. Die Wöchnerin konnte sich bei dieser Nachricht kaum zufrieden geben, wurde über das traurige Schicksale des in ihrer Meinung unglücklichen Kindes heftig betrübt, und von der Hebamme in ihrer Meinung noch mehr bestärkt, äusserst unwillig auf den Prediger, der denn genug zu thun hatte, um sie durch Vorstellungen zu beruhigen.

Was

Was weiter die Schaafstedter bei Trauungen, Abendmahl- und Kirchengehen beobachteten.

Wer sich nach der Trauung von beiden zuerst wegbegiebt; wer den Trauring zuerst verliehrt, der stirbt zuerst. — Wol könnte dieß erfolgen, wenn jemand sich fest einbildet, daß es so geschehe; denn schon mehr hat Einbildungskraft den Tod verursacht.

Jede Trauung muß im Vollmonde geschehen, da ist's eben so gut, als wenn's im abnehmenden geschieht; sonst ist kein Seegen in der Haushaltung — wenn man es selbst darnach macht; der Mond thut dazu nichts. In dem Hessischen Marktflecken F. bei H. wurden am 20 Januar 1791. drei Paare getrauet: zwei Paar waren Bauersleute, das dritte vornehmer, und hatte ansehnliche Begleitung zur Kirche. Es war auffallend, in dem nicht sonderlich grossen Orte an einem Tage, und besonders zu Ende der Woche drei Paar getrauet zu sehen. Ein Reisender erkundigte sich bei dem Pfarrer des Orts und erfuhr, daß das vornehme Paar um deswillen die Trauung so weit hinausgesetzt habe, weil auf diesen Tag der Vollmond eintrete, und man der Sage nach, besonderes Glück in der Ehe und vorzüglichen Seegen in der Nahrung zu erwarten habe. Diesem Beispiel wären auch die andern Brautpaare nachgefolgt; und er bedauerte, daß seine angewandte Mühe, den Aberglauben bei seiner Gemeinde zu be-

bestreiten, durch dieses Beispiel auf lange Zeit fruchtlos gemacht würde.

Keine Trauung darf am Freitage geschehen, weil an diesem Tage die Missethäter hingerichtet werden — ob gleich beide Handlungen sehr verschieden von einander sind, und keine auf die andre einigen Einfluß hat und haben kann.

Ein Hochzeitbrodt muß aufgehoben werden, so hat man immer Brodt im Hause — so lange nemlich dieß noch da ist.

Am Montage Hochzeit halten, ist nicht gut — warum? das weiß wol mancher der es glaubt, selbst nicht.

Fährt ein Brautpaar in die Kirche, und setzt sich rückwärts in den Wagen, so geht alles den Krebsgang in der Ehe — wen die jungen Leute unverständig sind, und alles verkehrt anfangen.

Geht die Braut zum Altar, um sich trauen zu lassen, so müssen die beiden sogenannten Brautmütter zusamrücken, damit der Platz, auf welchem die Braut gesessen, nicht kalt werde; denn sonst würde die Liebe zwischen ihr und dem Bräutigam auch erkalten — die keine feste Gründe hat, und nur auf Thorheit beruht.

Trägt es sich bei einer Trauung zu, daß ein Grab offen ist, so kommt es darauf an, ob eine Ehefrau, Ehemann oder Kind soll begraben werden. Im ersten Fall wird der Bräutigam ein Wittwer, im zweiten die Braut eine Wittwe, und im dritten erziehen solche Eheleute zwar Kinder,

aber

aber sie sterben alle wieder — Was für Verbindung zwischen einem offenen Grabe und dem Vorhaben der Eheleute; und wer könnte so thöricht seyn, hievon eine Anzeige herzunehmen!

Viele geben genau acht, wer von den beiden Eheleuten zuerst ins Bette steigt; denn dieser muß wie man glaubt, auch zuerst sterben.

Gemeiniglich wird das Brautbett sehr hoch aufgebauet, und an manchen Orten werden dazu die Betten für die erste Nacht geborget. Dabei ist es nun sehr leicht, daß ein Kopfküssen herausfallen kann. Erfolgt dieses, so muß der Ehegatte, welcher darauf gelegen, zuerst sterben. — Wie man doch so thöricht ist, von jeder Sache aus der Ferne, Anzeigen für den Tod herzunehmen, und sich dadurch selbst das Leben zu verkümmern oder gar zu verkürzen!

Am Hochzeittage müssen sich die Braut und der Bräutigam über's Kreuz waschen, damit sie in ihrem Eehestande nicht beschrieen werden — wogegen aber das Kreuz beim Waschen nicht helfen würde, wenn es Leute gäbe, die beschreien könnten.

Das von der Hochzeit aufgehobene Brodt soll nicht schimmeln, und bei Weibern gut seyn, welche das erste mal empfangen, und keinen Appetit zum Essen haben. Von demselben wird etwas in die Suppe gehalten, und wenn davon die schwanger gewordene Frau isset, so bekommt sie den vorigen Appetit wieder — nachdem ihr Magen wieder in Ordnung gebracht ist.

Um

Um zu wissen, ob die Ehe zu Stande kommen werde, wirft man Rosenblätter in Bach: Trennen sie sich nicht, so kommt die Ehe zu Stande — wenn nicht Hindernisse von der einen oder andern Seite in Weg kommen.

Schenkt ein Bräutigam seiner Braut ein Buch, so wird dadurch die Liebe verblättert — wenn die Braut beständig in dem Buche lesen, und darüber den Bräutigam vergessen wollte.

Kauft er ihr vor der Verlobung ein Messer oder eine Scheere, so wird dadurch die Liebe zerschnitten — die so wenig fest ist, daß ein kleiner Umstand sie vernichten kann.

Heirathen sich ganz unschuldige Personen, so wird das erste Kind ein Narr — wenn Vater und Mutter es auch sind.

Vor dem Altar müssen Braut und Bräutigam zugleich aufstehen; denn wer eher aufsteht, der stirbt eher. — Wenn sie nun beide zugleich aufstehen, so sterben sie vieleicht mit einander?

Der Bräutigam darf sich nicht nach der Braut umsehen, sonst sieht er sich nach der andern Frau um — wenn er an dieser so üble Eigenschaften bemerkt, daß er sie nicht mehr lieben kann.

Wenn die Brautleute auf dem Wege zur Kirche sich umsehen, so kriegen ihre Kinder schiefe Hälse — wenn sie dazu verwahrlost, oder damit geboren werden.

Regnet es der Braut in den Kranz, so werden die neuen Eheleute reich und fruchtbar — wenn sie fleissig und sparsam und gesund sind.

Aus den Figuren, die in der Neujahrsnacht an die Fenster frieren, schließt man auf Heyrathsglück, Rosen und Jesmin bedeuten Glück; Brennesseln und Distelköpfe Unglück.

Die Braut muß etwas in die Tasche stecken, es den armen Leuten zu geben; denn für jedes Allmosen mißt sie ein Unglück — oder doch etwas von ihrem Gelde.

Während der Copulation muß sie Geld in den Schuhen haben; alsdenn fehlt es ihr nie daran — wenn sie dasselbe zu Rathe hält.

Die Brautleute müssen bei der Zusamgebung vor dem Altar dicht zusammtreten, sonst können sie sich nicht lieben, und wer zwischen ihnen durchsehen kann, der kann ihnen was anthun — wenn er bösen Willen dazu hat. An Mitteln fehlts denn nicht.

Verlobte Personen sind bösen Leuten nicht so Preis gegeben, daß diese auch vor dem Altar, während der feierlichsten Handlung, ihnen auf geheime Weise Schaden zufügen könnten. Sie vermögen nicht, den Willen der Menschen so zu stimmen, daß von nun an statt Liebe, immerwährende Abneigung in ihre Herzen gepflanzt werde.

Vor der Copulation darf die Braut die Bänder an ihren Schuhen nicht zusammbinden, damit sie leicht gebären kann — oder doch, damit ihr das Gehen nicht sauer wird.

Kommt

Kommt die Braut aus der Kirche, so muß sie den blossen Leib mit eben so viel Fingern berühren, als sie Kinder haben will — und sie kann dann glauben, daß sie eben so viel kriegen werde, bis sie erfährt, daß dieß so wie all dergleichen eine sehr trügliche Sache sey.

Fällt bei dem Ringwechsel der eine, so stirbt eins von beiden — der eine früher, der andre später.

Läuft jemand während der Trauung Nesseln knüpft, oder dreimal um den Brunnen, nennt die Nahmen der Brautleute dreimal, schlägt ein Vorhängeschloß zu, und wirft es in den Brunnen, der macht dadurch, daß sich die Eheleute nicht vertragen — oder doch das Wasser im Brunnen trübe, und beweist ausserdem nur, daß er ein sehr verdorbenes Herz hat.

Tritt das Weib während der Trauung den Mann auf den Fuß, oder legt sie ihren Unterrock auf des Mannes Rock, so ist sie Herr — wenn sie vorzügliche Eigenschaften hat.

Die Braut muß trachten, bei ihrer Ankunft den Bräutigam eher zu sehen, als er sie zu sehen bekommt. Gelingt ihr dieß, so hat sie die Herrschaft über ihn. Eben diese Absicht erreicht sie, wenn sie während der Trauung ihren Fuß etwas mehr als der Bräutigam vorsetzt — wenn dieser ein Gimpel ist, und sich willig beherrschen läßt.

Braut und Bräutigam müssen von einem Teller essen, damit sie einig bleiben — oder den Teller desto früher leeren.

Wer

Wer von beiden in der ersten Nacht zuerst einschläft, der stirbt auch zuerst — wenigstens kann es geschehen, wenn der frühere Schlaf eine Anzeige von Cörperschwäche ist.

Das Brautbette wird (oft wider allen guten Anstand) so gesetzt, damit nicht das Brautpaar mit den Köpfen gegen Morgen zu liegen kommt, sonst würden sie, glaubt man, bald krank werden. — Dieß geschieht, wenn die Anlage zur Krankheit schon in den Cörpern steckt, oder sie unordentlich leben.

Auch wird das Brautbett mit Zuziehung der Gevatterinnen zugerichtet, das Stroh blos einzeln hineingelegt, und genau acht gegeben, daß niemand ausser Eltern, Gevattern und nächste Anverwandte in die Brautkammer kommen. Es darf nicht darauf geschlagen, sondern es muß nur sanft gestrichen werden. — Auf das Bette kann es nicht ankommen, wie es in der Ehe gehen soll, sondern auf die Leute, die darin liegen.

Zwei Schwestern dürfen nicht an einem Tage getrauet werden; die eine stirbt sonst — die andre auch, weil kein Mensch dem Tode entgehen kann.

Die Braut soll keinen Stich an des Bräutigams Hemde thun, sonst wird ihr dieser gram — wenn ganz andre bedeutende Ursachen dazu eintreten.

Fahren die Brautleute in die Kirche, so darf der Wagen mit ihnen nicht umwenden; das ist nicht gut — denn wenn er gerade hingefahren wird, so kommen sie früher von der Sache, und das ist besser.

Viele lassen sich an Fleischtagen copuliren, um es immer gut zu haben. — Wenn sie darin ihr Glück setzen, daß sie immer gut zu essen haben, so mögte es ihnen am Ende, wenn sie auch im übrigen nicht gut haushalten, doch nicht wohl gehen; denn nur bei Sparsamkeit, und zweckmässiger Eintheilung und Beachtung dessen was man hat, kann das Ende gut seyn.

Verlobte dürfen am ersten Sonntage ihres Aufgebots nicht in der Kirche gegenwärtig seyn — nicht weil es Unglück nachzieht, sondern weil da gewöhnlich aller Augen auf sie gerichtet sind.

Begegnet dem zur Trauung gehenden Paar zuerst ein Mädchen, so soll das erste Kind eine Tochter; begegnet ihm ein Knabe, so soll's ein Knabe; begegnen ihm ein Knabe und Mädchen zugleich, so sollen's Zwillinge werden. — Eine Anzeige, die nur zufällig, meist aber nicht zutrifft.

Besonders soll der Bräutigam auf dem Wege zur Kirche sich nicht nach der Braut umsehen — denn wenn das Umsehen ein Zeichen der Reue wär, so könnte freilich eine unglückliche Ehe die Folge seyn.

Die Brautleute sollen am Hochzeittage, ehe sie in die Kirche gehen, nicht unter die Dachtraufe treten; daher geht der Bräutigam gemeiniglich schon des Tages zuvor in das Brauthaus, und vor dem Kirchgange nicht wieder aus demselben.

Bekommen die jungen Leute nicht sobald Kinder, so denkt man gleich, daß Hexen sich eingeschlichen haben, und dieß verhindern.

Trägt die Braut bei der Trauung von dem Bräutigam ein Hemde am blossen Leibe, und bekommt sie bei der Trauung die Hand oben, so bekommt sie die Oberhand über den Mann — und sucht es zu vergessen, daß der Mann des Weibes Haupt seyn soll, und daß es wider die Ordnung der Dinge ist, wo das Gegentheil statt hat.

Brautleute sollen nicht in den ersten sondern in den letzten Tagen der Woche einziehen, um glücklich zu seyn. Regnet es an diesem Tage; das soll ebenfalls Glück bedeuten. „Bleibe fromm, halte dich recht; solchen wirds zuletzt wohl gehen.„ — Diß ists was Eheleute zu beobachten haben, um ruhig zu leben, Böses von ihrem Hause zu entfernen, und nach göttlicher Verheissung dann glücklich zu seyn. Alles andre ist loose Gaukelei, leere Einbildung.

Empfängt ein Kranker das heil. Abendmahl, und das dabei gebrauchte Licht geht aus, so ist folgendes zu bemerken: Ziehet der Lichtqualm gerade aufwärts, so bleibt der Kranke am Leben; ziehet er Bogenförmig aus der Stubenthür, so stirbt er in kurzer Zeit; ziehet er nach dem Fenster hin, so geneset er zwar, aber erst nach langer Zeit. — Man sieht leicht, welchen Einfluß solcher Aberglaube auf Gesundheit und Leben des Menschen, und auf den Wohlstand ganzer Familien haben kann. Und doch kommt es bei der Bewegung des Lichtqualms immer nur darauf an, wohin die Zugluft, oder irgend eine von Menschen in der Stube gemachte Bewegung ihn treibt.

Verlangt ein Kranker nach empfangenen Abendsmal zu essen, so stirbt er; wünscht er aber zu trinken, so kommt er wieder auf. — Es giebt kein leichteres Mittel zum Wiederaufkommen von einer Krankheit als dieß.

Verlischt während oder nach der Abendmahlshandlung ein Licht, so stirbt bald ein Prediger — wenn es gleich nicht der an derselben Kirche stehende ist.

Das Abendmahl hilft für alle Krankheiten mehr, als alle Arzneien — die so übel gewählt werden, daß sie dem Cörper mehr schaden.

Hat man es genossen, so kann man ruhig sterben und seelig werden — wenn man gut gelebt hat.

Nach dem Abendmahl ändert sich's mit der Krankheit, und es geht dann zum Leben oder zum Tode. — Wer dieß fest glaubt, der kann dadurch seinen Tod befördern, oder auch sein Genesen, je nachdem die Umstände fallen.

Wer zum erstenmal zum Abendmahl geht, und Zahnschmerzen hat, der soll ein Stückchen Brodt essen indem er aus der Kirche geht; denn vergehen sie — wenn die Ursach derselben gehoben ist.

Wer die Oblate wieder aus dem Munde nimt, sie wo anheftet und darnach schießt, dem fehlt der Schuß nicht — wenn er sich im Schiessen gehörig geübt hat. Es mag wol seyn, daß diese muthwillige Gottlosigkeit je zuweilen ist ausgeübt worden, wobei das sicher schwer verwundet worden ist.

Ein

Ein Communicant, bei welchem der Kelch aufs neue gefüllt wird, wird bald Gevatter stehen — wenn man weiß, daß er gern Gevatter ist.

Einige bilden sich auch ein, daß die Krankheit bei einem Kinde sich gleich breche, wenn man von einem Kirchenkelch etwas Metall abschabe, und ihm solches eingebe. Ist der Kelch von Silber, so mag es dem Kinde wegen der kleinen Portion die ihm gereicht wird, wol wenig schädlich seyn: Ist er aber von Messing, das selten ohne Grünspan ist, oder von gemeinem Zinn, das gewöhnlich mit Blei und Spießglaskönig versetzt ist; so kann schon etwas weniges davon einem zarten Kinde tödtlich seyn, oder dadurch doch Brechen, Krämpfe und Verzuckungen bei ihm erregt werden. Durch den Gebrauch solcher abergläubigen Mittel können also die Eltern selbst Mörder an ihren Kindern werden, die sie doch so gern erhalten wollen.

Wird in der Kirche für einen Kranken gebeten, und es herrscht eine völlige Stille, so stirbt er; hüstet aber nur jemand, oder entsteht sonst ein Geräusch, so bleibt er am Leben. — Solchemnach würde es von der Gemeinde abhangen, jemanden leben oder sterben zu lassen; und der Kranke würde dieser Willkühr entgehen, wenn er lieber nicht in der Kirche für sich bitten liesse.

Eine Mutter, die ein Kind hat, das gestillt wird, soll drei Sonntage nach einander aus der Kirche gehen, und dem Kinde jedesmal ins Maul blasen; dann kommen ihm die Zähnchen aus — wenn es Zeit dazu ist.

Wer kauend in die Kirche geht, dem bleibt, wenn er stirbt, der Mund offen — wenn er ihm nicht zugedrückt wird.

Schlägt der Seiger während dem Gebet des Herrn, so stirbt einer — wenn gleich nicht aus dieser, doch aus irgend einer andern Gemeinde.

Kommen die Leute aus der Kirche, so soll man der Henne Eier unterlegen; alsdenn werden sie bald ausgebrütet — wo nicht, so ist es eine Anzeige, daß sie faul geworden sind.

Der ewige Jude erscheint in Schaafstedt.

Ahasverus durchirret wie man glaubt, ohne Rast die Welt, weil er nicht habe gestatten wollen, daß Jesus, da er sein Kreuz nach Golgatha getragen, vor seinem Hause ausruhen solle. Seine Kleider und Schuhen sollen nicht veralten, und erst mit dem Ende der Welt sein trauriges Schicksal aufhören, wozu der größte Menschenfreund, der allen seinen Feinden vergab, ihn verdammt habe; der doch, wenn er Rache hätte nehmen wollen, bei seinem mannigfaltigen Leiden wol stärkere Veranlassungen gehabt hätte, die zu strafen, welche ihn auf alle Weise so sehr mishandelten.

Man verkauft auf Jahrmärkten Berichte von ihm, die ein bedauernswerther Haufe mit Begierde kauft und liest. — Nach denselben soll er 1547 von jemanden, der von Wittenberg nach Hamburg reiste, in einer christlichen Kirche gesehen worden seyn, als ein grosser Mann, mit langen über die Schultern hangenden Haaren, wie er gegen der Canzel über gestanden, die Predigt mit grosser Andacht

dacht gehöret, und wenn der Nahme: Jesus genennt worden, sich demüthiglich geneiget, und an seine Brust geschlagen habe. Im harten Winter habe er gleichwol nur ein Paar durch und durch zerrissene Hosen (und gleichwol sollen seine Kleider nicht veralten?) einen umgürteten Leibrock, der bis auf die Knie gegangen, und einen Mantel um gehabt, der bis auf die Füsse gereicht. Er habe wie ein Mann von 50. Jahren ausgesehen. Auf Befragen des Reisenden soll Ahasverus geantwortet haben: Er sey ein gebohrner Jude von Jerusalem bürtig, seines Handwerks ein Schuhmacher, sey bei der Kreuzigung Christi gewesen, und habe dann von Christo mehr erzählt, als die Evangelisten und andre Geschichtschreiber gemeldet hätten; und wie er selbst dazu beigetragen, daß Jesus, den er mit andern Juden für einen Aufrührer und Verführer gehalten, getödtet worden. Da nun Pilatus das Urtheil gesprochen, sey er geschwind nach Hause gegangen, da vorbei Jesus zur Gerichtsstätte hätte geführt werden müssen, damit seine Hausleute den vermeinten Betrüger recht hätten betrachten sollen, habe auch zu dieser Absicht sein kleines Kind auf den Arm genommen. Da nun Jesus unter dem schweren Kreuz sey daher geführt worden, habe er sich an sein, des Schusters Haus angelehnt, um zu ruhen; er aber habe ihn von da weggetrieben, worauf Jesus ihn angesehen, und die Worte gesagt: „Ich will allhier stehen und ruhen, du aber sollst gehen bis an den jüngsten Tag.„ Hierauf habe er gesehen, wie Jesus sey gemartert und getödtet worden. — Nach diesem aber habe es ihm unmöglich gedäucht, wieder nach Jerusalem zu gehen, wäre auch seit langem nicht wieder dahin gekommen, habe Weib und Kind nicht wieder gesehen, sondern viele Länder durchzogen. Als er nachmals wieder

nach Jerusalem gekommen, habe er alles zerstöhrt gefunden. Was Gott mit ihm vorhabe, wisse er nicht, jedoch glaube er, Gott wolle an ihm bis an den jüngsten Tag einen lebendigen Zeugen wider die Juden haben, um diese Ungläubigen zu bekehren.

Ahasverus soll sich still und eingezogen halten, nicht viel reden, wenig essen und trinken, nicht lange an einem Orte bleiben, von dem ihm angebotenen Gelde nur wenig nehmen, und es den Armen bald wieder geben, auch seine Missethat wehmüthig bereuen, soll nie lachen und fluchen; welches letztere er auch an andern hart tadele. —

Dieser Jude soll in vielen Ländern und Städten, von vielen glaubwürdigen Personen öfters gesehen worden seyn: doch wer könnte solchem Mährlein einen Augenblick glauben?

Gemeiniglich werden die fremden Juden, welche in einem braunen Rocke erscheinen, für Ahasveren gehalten. In Schaafstedt versammelten sich die Leute einst um einen solchen, quälten ihn mit neugierigen Fragen, und steinigten ihn endlich zum Thore heraus. Da verschwand denn, wie leicht zu erachten, der ewige Jude alsbald, und die Sage von ihm geht nun auf Kindes Kind fort.

Von den Juden überhaupt glaubt man, daß sie nach ihren Stämmen verschiedene Haus- und Familienplagen hätten.

Von dem Stamm Ruben waren die, welche Jesum im Garten griffen, gefangen nahmen und schlugen, dafür wird 1. alles grüne, das sie anrühren, welk. 2. Alles was sie säen und pflanzen, hat

hat kein Gedeihen. 3. Wenn sie sterben und begraben werden, wächst kein grünes Gras auf ihren Gräbern. — Aber bemerkt man denn wol auf den Begrabeplätzen der Juden grasleere Flecken?

Die welche Jesum kreuzigten, waren aus dem Stamm Simeon; dafür soll ihren Nachkommen jährlich viermal aus Händen und Füßen Blut fliessen, vom Morgen bis an den Abend.

Die, welche Jesum ins Angesicht gespeiet und geschlagen haben, waren aus dem Stamm Levi; dafür können ihre Nachkommen nicht über den Bart speien.

Die, welche Jesum verachteten, waren aus dem Stamm Juda; dafür kommen alle Jahr 30. Personen aus diesem Geschlecht, durch sonderlich grosse Verrätherei zu Tode.

Die, welche über Jesu Rock das Loos warfen, waren aus dem Stamm Zabulon; dafür speien ihre Nachkommen d. 25ten März vom Morgen bis an den Abend Blut.

Die Juden, welche Jesum an die Säule banden und geisselten, waren aus dem Stamm Isaschar; dafür hat dieses Geschlecht bis auf den heutigen Tag am 25. März unzählbare Striemen und Wunden am Leibe, woraus vom Morgen bis an den Abend Blut fliesset.

Die, welche überlaut schrieen: Sein Blut komme über uns! waren aus dem Stamme Dan. Sie müssen dafür monatlich leiden. Da haben sie Schmerzen an ihren Leibern, so daß Blutstropfen

 von

von ihnen fliessen, und sie sich Stanks halber nicht bergen können, wenn sie nicht mit Christenblut ihre Leiber salben. — Als ob Christenblut eine balsamische Kraft hätte, und wohlriechend wäre!

Die Juden aus dem Stamm Gad sollen von funfzehn spitzigen Dorneisen eine Krone geflochten (das steht doch nicht in der Bibel?) und ihm dieselbe durch Haut und Bein bis auf das Gehirn gedrückt haben. Dafür soll jeder aus diesem Geschlecht d. 15 März, fünfzehn Beulen an seinem Haupte haben, aus welchen vom Morgen bis zum Abend, unter grossen Schmerzen Blut über das Gesicht bis auf die Erde laufen soll.

Die, welche Jesu Backenstreiche gaben, waren aus dem Stamm Asser; dafür ist denen aus ihrem Geschlecht der rechte Arm einer Hand breit kürzer als der linke. — So würde man aber eine Menge auf diese Art ungestalteter Juden wahrnehmen! da dieß aber nicht ist, so ergiebt sich daraus, daß es Lügen sind, was man von den einzelnen Stämmen der Juden in dieser Hinsicht ausgedacht hat.

Die Juden aus dem Stamm Naphtali thaten ihre Kinder in einen Schweinstall, und lehrten sie, wie Schweine schreien. Da nun Jesus vorüber geführt wurde, fragten sie ihn, wer darin sey? Worauf er antwortete: Es sind eure Söhne und Töchter! Als sie dieß läugneten, verwünschte Jesus die (unschuldigen!) Kinder (welche doch thun mußten, was die Eltern ihnen sagten, und Unrecht vom Recht nicht unterscheiden konnten!) zu Schweinen, daß sie wie diese umherliefen und schrieen. Die heutigen Juden aus dem Geschlecht Naphtali,

sollen

sollen noch vier Schweinszähne im Munde (gewiß die vier spitzigen Zähne, welche jeder Mensch hat, und die man unter dem Nahmen der Hundszähne kennt) und Schweinsohren haben; und wie die Schweine stinken.

Die Juden aus dem Stamm Joseph sollen auf Anrathen eines Weibes die Nägel stumpf geschmiedet haben, um Jesu damit grössern Schmerz zu machen; dafür sollen alle Judenweiber aus diesem Stamm, wenn sie über 33 Jahre kommen, des Nachts im Schlaf ihren Mund voll lebendiger Würmer haben. — Und die Männer, welche diesem bösen Rath folgten, kamen so mit blauem Auge davon?

Die Juden aus dem Stamm Benjamin waren es, die Jesum durch einem Schwamm mit Essig und Galle tränkten; dafür können sie nie über sich in die Luft sehen, haben immer Durst (wenn sie nicht trinken) und wenn sie reden wollen, so springt's ihnen aus dem Munde wie kleine Würmer.

Ich habe dieß aus jenem Schriftchen, so wie es auf Jahrmärkten verkauft wird, nicht nur der Seltsamkeit wegen, sondern auch darum hergesetzt, um zu erweisen, daß Betrüger auf ein leichtgläubiges Volk rechnen, und sich darin nicht irren.

Jesus litte ausser dem, was hier angeführt ist, noch vieles, und es müßten noch zwölf jüdische Stämme da seyn, um Strafen für die auszudrücken, welche ihm Leid zufügten. So vermißt man unter andern die, welche das Creuz verfertigt haben; und diese würde man wahrscheinlich haben krumm gehen lassen, weil Jesus unter der Last des

Creu-

Creuzes, welche er trug, gebeugt einherschritt. Wenn Gott die Nachkommen jener Juden, welche an dem Erlöser sündigten, noch strafte, so könnte man wol fragen: Läßt er denn den Sohn tragen die Missethat des Vaters? Würden auch wol die Evangelisten und Apostel unterlassen haben, den Ahasverus und die jüdischen Stammstrafen zu erwähnen, wenn es wahr wäre, was schwache Köpfe hievon erdacht haben?

Dieses Capitel ist besonders lesenswerth; es handelt von Cometen, Sonnen- und Mondfinsternissen und feurigen Erscheinungen in der Luft; ferner vom Einfluß des Mondes auf die Erde, und endlich vom Büssen der Rose.

Es giebt Weltcörper, die in verschiedenen, oft sehr langen Zeiten, sich um die Sonne bewegen; sie heissen Cometen. Ihre Bewegung ist von der Bewegung der Planeten merklich unterschieden; aber sie laufen durch alle Bahnen derselben, in einer sehr langen und schmalen, in sich zurückkehrenden Linie. Aus dieser Ursach werden sie nur selten sichtbar, nähern sich mit einer vermehrten Geschwindigkeit der Sonne, drehen sich um sie herum, entfernen sich auf der andern Seite wieder sehr weit von ihr. Gemeiniglich erscheinen sie mit einem langen, durchsichtigen Lichtstreif, den man die Haare oder den Streif des Cometen nennt: Jedoch hat man auch schon Cometen ohne Schweif bemerkt. Der Mensch kennt diese Weltcörper nicht hinlänglich, um mit Gewißheit zu bestimmen, was der leuchtende Schweif sey, der sich Millionen Meilen

in

n den Weltraum erstreckt. Braucht die Natur zu einer Bildung weiter nichts als Lichtstrahlen; oder werden die brennbaren Dünste in jenen Gegenden, wo er sich befindet, angezündet? Dieß muß man unentschieden lassen.

Allgemein ist beinahe das Vorurtheil unter dem grossen Haufen der Menschen, daß Cometen Unglückspropheten seyen, die Krieg, Pest und andere Landplagen, oder gar den jüngsten Tag verkündigen. Da sie aber eine besondere Art von Planeten sind, die ihre bestimmte Laufbahn haben, zu ihrer Zeit wieder erscheinen, und nachdem sie eine Zeit lang sichtbar gewesen sind, verschwinden, um nach Jahrhunderten der Nachkommenschaft wieder zu erscheinen, so darf man vor ihnen nicht erschrecken: Sie sind Werke der göttlichen Allmacht, die uns mit Bewunderung des grossen Schöpfers, und mit Freude erfüllen sollten.

Den Mann, der Gottes Vorsicht trau't
Den schreckt kein Himmelszeichen;
Nur Wonne ist, wohin er schau't
Und Schreckenbilder weichen.

Zu einem berühmten Mann kamen einst Bürger einer Stadt, und fragten, was der fürchterliche Stern bedeute, der am Himmel stehe. Sie hatten kaum ausgeredet, so kamen seine Kinder und fragten, was dort für ein schöner Stern stehe? „Die Kinder haben recht!„ das war seine Antwort.

Es hat Leute gegeben, die sich Mühe gaben, zu beweisen, daß durch die Erscheinung aller Cometen eine wichtige Begebenheit angezeigt worden; sie fanden aber z. B. zu dem im Jahr 1456 erschienenen

nenen nichts merkwürdigeres, als daß um diese Zeit die Bürger einer gewissen Stadt gegen den Magistrat rebellirt und ihn abgesetzt hätten. Sollte eine auf dieser Welt so unwichtige Begebenheit in Gottes Augen wol so wichtig seyn, um darüber eigends einen Comet erscheinen zu lassen?

Man sahe ehedem bei Cometenerscheinungbesonders darauf, wohin diese ihren Schweif kehrten, und glaubte, daß in jener Gegend etwas merkwürdiges geschähe.

Nicht weniger als vor Cometen erschrickt man noch immer vor Sonnen= und Mondfinsternissen, so wie vor feurigen Erscheinungen in der Luft überhaupt.

Beinahe sechs tausend Jahre hängt die Erde, die wir bewohnen, hängen alle jene grosse und kleinere Welten, die wir in der Ferne glänzend erblicken, in der freien Luft, und bewegen sich nach unveränderlich festgesetzten Regeln, in den ihnen von Gott angewiesenen Bahnen. Keiner ist je von dieser Bahn abgewichen, und dieß würde nicht geschehen können, ohne das Ganze der Schöpfung in Unordnung zu bringen. Wie wär es sonst möglich, daß man Sonnen= und Mondfinsternisse Jahre lang vorher auf eine Minute ausrechnen könnte, so wol was ihren Anfang und Dauer, als ihr Ende betrifft. Eine solche Verfinsterung ist ein würdiger Gegenstand der Betrachtung, werth, daß man auf sie hinschaue, um den Schöpfer aus seinen Werken zu erkennen. Unempfindliche Seelen, die sich kaum die Mühe geben, die Sonne in ihrer Verfinsterung zu betrachten, sind noch verächtlicher, als die dabei ihre Unwissenheit und Schwäche ihres Verstandes

des verrathen. Schlaf, der Bette und Lehnstuhl als die vortreflichsten Erfindungen preißt, und die Ruhe als das höchste Gut betrachtet, meint, ihm gehe die Finsternis nichts an, er könne doch sehen, und die Narren würden sich durch ihr Gaffen die Augen wol vor der Zeit verderben. Eine Pfeife Tabac sey besser, als in der kalten Luft frieren.

Andere rufen: Ach seht, wie sich die liebe Sonne, der liebe Mond quält, Gott was wird das bedeuten? Es ist ohnedem schon so viel Unglück auf der Welt; wohl dem, der todt ist.

Da sich alle Weltcörper um ihre eigene Axe, das heißt, um sich selbst herum, und somit um viele andere, in näherer oder weiterer Entfernung drehen, so begreift man leicht, daß durch diese ihre veränderte Stellungen, auch ihr Ansehen, das sie in unsern Augen haben, müsse verändert werden. Der Mond hat, so wie auch unsre Erde, sein eignes Licht nicht, sondern empfängt es von der Sonne. Er bewegt sich in 27 Tagen 7¾ Stunden um die Erde, und mit derselben in 365 Tagen 5 Stunden 48 Minuten einmal um die Sonne. Kommt nun unsre Erde in gerader Linie, zwischen Mond und Sonne zu stehen, so daß diese den Mond nicht erleuchtet, indem ihre Strahlen durch die dazwischen stehende Erde nicht hindurch fallen können, so wird der Theil des Mondes verfinstert, vor welchem die Erde steht, und ihre runde Gestalt zeigt sich in demselben. Tritt aber der Mond zwischen unsre Erde und die Sonne, so daß diese ihre Strahlen durch den Mond nicht auf unsre Erde schiessen kann, oder wir wegen den dazwischen stehenden Mond, einen Theil der Sonne nicht sehen können; so entsteht eine Sonnenfinsternis, so wie jenes ei-

ne Mondfinsternis war. Der runde Schatten des Mondes zeigt sich uns dann in der Sonne, so wie bei einer Mondfinsternis der runde Schatten der Erde im Monde sichtbar ist. Eigentlich kann die Sonne nie verfinstert werden, weil sie ihr eigenes Licht hat; wohl aber kann der Mond sie verdecken, wenn er zwischen ihr und der Erde zu stehen kommt.

Was könnte also eine verfinsterte Sonne oder der Mond mit Schatten bedeckt, anders bedeuten, als daß das Weltgebäude noch in unverrückter Ordnung stehe; daß Erde, Sonne, Mond, und gewiß auch die Sterne, so wie vor Jahrtausenden, noch jetzt ihre Bahn wandeln, so wie sie ihnen vom Schöpfer angewiesen wurde. Noch nie ist Pest, theure Zeit, Blutvergiessen oder andres Unglück darum eingetreten, weil die Sonne von dem Monde dem menschlichen Auge verdeckt, oder unsre Erde einmal in ihrem Laufe zwischen beiden Weltcörpern durchgieng. Und traf einmal ein Unglück zu, so würde dieß auch ohne Sonnen- oder Mondfinsternis gekommen seyn, womit es in gar keiner Verbindung stund. — Geht doch fast kein Jahr hin, wo nicht der Mond oder die Sonne wenigstens einmal verfinstert würde; wir müßten ja beständig unglücklich seyn, wenn darauf unglückliche Begebenheiten folgten. Als 1645. d. 2. August eine grosse Sonnenfinsternis entstand; so wurden besonders die Leute zu Nürnberg in die größte Angst gesetzt: denn sie hielten sie für eine Anzeige und Folge der Blindheit des menschlichen Herzens, und des kommenden göttlichen Zorns, für das Vorbild des Todes, und für den erschrecklichen Herold des einbrechenden letzten Gerichts. Man verkaufte nichts auf dem Markte, kein Vieh wurde auf die Weide getrieben, alle Brunnen wurden zugedeckt,

weil

eil man glaubte, es falle Gift aus der Luft, nd aus Furcht vor dem Tode communicirten 2285 ersonen in der Kirche. — Als das deutsche Kriegs- er des Kaisers Otto auf einem seiner letzten Feld- ige, eine Sonnenfinsternis erblickte, gerieth es in nbeschreibliches Schrecken. Eben die Soldaten, elche so viele Städte erobert, und Völker bezwun- n hatten, verkrochen sich jetzt in Weinfässer, Bagen und Kasten, weil sie glaubten, das Ende r Welt stehe bevor.

Eben so ist man bei feurigen ausserordentlichen rscheinungen in der Luft, überhaupt geneigt, sie cht nur zu deuten, sondern auch Zusätze zu ma- en, die der Sache ein recht wunderbares Ansehen ben. Am 12 November 1791. Morgens sieben hr, sahe man besonders in der Gegend von Göt- ngen, einen hellen Streifen in der hohen Luft, beiden Enden spitzig, in der Mitte breiter, der e Richtung des Windes hatte, und mit Regen- genfarben abwechselte. Ehemals hätte man an eser Erscheinung gewiß einen blanken Speer er- ickt: Jetzt giengs noch erträglicher. Ein rüstiger auer, der sich sonst vor Feuer nicht fürchtete, enigstens vor irrdischem, hatte an jenem Morgen ictualien zum Verkauf nach der Stadt gebracht, ar über die Erscheinung so bestürzt, daß ihn selbst i Erzählung davon nachher, beinahe eine Ohn- acht angewandelt hätte. Ein andrer Mann sag- , es habe eine Pyramide am Himmel gestanden, wa zweimal so hoch als seine Stube; diese habe h gesenkt, und endlich habe sich etwas wie eine chlange darum gewunden, und wie ein Wirbel dreht. Eine gesprächige Bauerfrau sagte aus, r Himmel habe sich weit aufgethan, und sie habe e Truppen darin deutlich sehen können; wozu sie

die Bemerkung fügte, daß es im Himmel überaus schön seyn müße.

Ueber den Einfluß des Mondes, vorzüglich auf den menschlichen Cörper.

Irrthümer der frühern und spätern Vorwelt entdeckt, beleuchtet und berichtiget zu haben, ist eine der Ursachen, warum wir unsre Zeiten für aufgeklärt, uns für klüger halten, als unsre Vorfahren. Die Aufklärung in diesem Betracht läßt sich wol eben nicht in Zweifel ziehen, wenn man an das viele irrige denkt, das vormals häufiger als jetzt, der Ruhe und dem Glücke, und überhaupt der möglichen Vervollkommnung des Menschen hinderlich wurde.

Von dem Einfluße des Mondes hielt man vordem viel, besonders bei Pflanzen, Thieren und Menschen, und noch bei manchen Naturbegebenheiten. Auch jetzt noch glaubt diesen Einfluß der größte Haufe derer, die mehr mit der Natur im Freien sich beschäftigen.

Als man die Sterndeuterei verbannte, wurde auch dieser Glaube, weil er dieser ähnlich sah, mit weggethan: denn man sah nicht ein, und konnte es auch niemand begreiflich machen, wie der Mond auf die Erde, oder auf den innern Bau der Thiere und Pflanzen wirken könne. Dem Ungelehrten war eine solche Widerlegung nicht hinlänglich, um eine Meinung für irrig zu halten, die wie er glaubte vom Vater auf den Sohn, durch Erfahrung bestätigt war. Es bleibt also hier allein Erfahrung übrig, welche über den Einfluß des Mondes hat können gemacht werden. Die Witterung liefert hier auffal-

lend

lende Beispiele. So veranlaßt ein aufgestiegener Nebel gewöhnlich einen Regen; allein bisweilen folgt dieser nicht darauf, sondern heiteres Wetter, weil entweder der Wind ihn forttreibt, oder weil irgend eine Beschaffenheit der obern Luft sein Herabfallen hindert, und ihn durchsichtig und also unsichtbar macht. Dieser letzte Umstand erklärt sich bekanntlich durch Versuche mit Wasser, da man durch geringe Zumischung einer Auflösung alcalisches Salzes das klarste Wasser ganz trübe, und durch Beimischung der Vitriolsäure wieder völlig klar machen kann.

Ein andres Beispiel läßt sich von der Schwere und Schnellkraft der Luft hernehmen. Der Barometer (gemeinhin Wetterglas genannt) zeigt hievon die Verändrungen an, und man hat zufolge der Erfahrungen gelernt, die daraus folgende Witterung mit vieler Wahrscheinlichkeit nach dem Steigen und Fallen des Quecsilbers in der gläsernen Röhre vorher zu bestimmen. Allein oft erfolgt dasjenige gar nicht, welches man nach den häufigsten Fällen schliessen durfte, oft gerade das Gegentheil; oft trügt er beim Nordwinde. — Nun davon eine Anwendung auf den Mondeseinfluß.

Die Kraft des Mondes auf unsern ganzen Erdcörper zeigt sich zufolg der Beobachtungen vorzüglich bei Ebbe und Fluth des Meers, da er hier wegen der Flüssigkeit des Wassers und der sehr grossen Ausdehnung desselben am beßten würken kann. Allein eben diese Kraft muß auch auf die übrige Erde würken. Die vorzüglichste entgegenwürkende Kraft, ist die viel mächtigere Anziehung der Erde. Wenn diese beiden Kräfte, des Mondes und der Erde, beständig in einerlei Grade auf allen Stellen

der Erdfläche gegen einander würkten, so würde man keine Würkungen des Mondes gewahr werden: da er aber seine Lage gegen die Erde verändert, so würket er vornemlich über denjenigen Stellen, wo er dermalen steht, und zwar am stärksten bei einer Sonnenfinsternis; beim Vollmonde aber am wenigsten.

Man würde aber irren, wenn man allen Einfluß des Mondes deswegen läugnen wollte, weil vielfältig dasjenige nicht erfolgt, was nach gemeiner Regel zu erwarten war; denn es kommt hier auf das Zusammtreffen vieler bekannten Ursachen an, und wahrscheinlich auf eine noch grössere Menge unbekannter.

Es kommt auch hier nicht so viel darauf an, zu wissen, warum etwas geschieht, als, ob es geschieht. Warum die Würmer bei abnehmendem Mond häufiger abgehen, und warum bei diesen oder jenen Krankheiten sich eine Uebereinstimmung mit den Veränderungen des Mondes zeige, das läßt sich wol nicht mit Befriedigung erklären. Mehrere gute Aerzte haben die Würkungen des Mondes bei der fallenden Sucht (Epilepsie) Wechselfieber und manchen andern Krankheiten bestätigt.

Diesem allen ohnerachtet kann man doch nicht in Abrede seyn, daß die Menschen dem Einfluße des Mondes mehr zugeschrieben haben, als würklich statt haben kann. — Jetzt noch etwas im allgemeinen über

Monds-Aberglauben.

Die dunklen Flecken, welche im Monde wahrgenommen werden, hält man für einen Mann,

der

der weil er ein Holzbund gestohlen, mit demselben zur Strafe im Monde stehen müsse. Eine Fabel, die schlechter erdichtet ist, als alle Gespenstermärchen! — Kann man wol glauben, daß Gott (und der müßte doch den Mann mit dem Holzbunde in den Mond gesetzt haben) diesen kleinen Dieb schärfer bestraft habe, als so viele grosse Diebe und Mörder, die je die menschliche Gesellschaft zerrüttet haben? Wer nicht das Sprichwort: „Kleine Diebe hängt man; die grossen läßt man laufen„ hier anwenden will, der wird diese Fabel nicht länger für wahr halten. Das wär ein rechter Mann, und ein ziemliches Holzbund, woran die Menschen in einigen Herzögthümern auf mehr als einen Winter genug hätten; denn die Figur, die man für einen Mann mit dem Holzbunde hält, ist beinahe so lang als der Mond: das wäre wol ein rechter Riese, beinahe vier hundert Meilen groß. Dinge die von uns entfernt sind, scheinen klein, wenn sie auch groß sind. Der Schieferdecker auf dem hohen Thurme scheint klein, wenn er auch der größte Mann im Orte ist. Wie groß muß die Figur im Monde seyn, der über 50,000. Meilen entfernt ist. Die Flecken im Monde, die man mit blossen Augen sieht, und woraus die Einbildungskraft der Menschen einen Mann mit einem Holzbunde macht, sind Meere; denn sie geben weniger Licht von sich, als die helleren Plätze, da doch die Sonne den Mond auf der einen Halbkugel gleich bescheint. Weil das Wasser durchsichtig ist, so läßt es einen Theil der Lichtstrahlen hindurch fallen, und muß daher in der Ferne dunkler scheinen, als fester Boden, der die Lichtstrahlen zurückwirft. Durch gute Fernröhre hat man sogar gesehen, daß jene dunkle Flecken im Monde ebne Flächen sind, wie bei uns die Meere, hat Berge und Inseln, Abwechselung des Tages und

 der

der Nacht, einen Dunstkreis um den Mond gesehen, welchem letztern zufolge, es im Monde, so wie bei uns, auch regnen muß. Höchstwahrscheinlicher Weise ist also der Mond eine Welt wie unsre Erde; und wo ein bequemer Wohnplatz, wo Tag und Nacht, Erde, Wasser, Luft, Regen, Berge und Thäler sind, da sind gewiß auch Geschöpfe, um welcher willen diese Einrichtungen gemacht, und für welche diese Wohlthaten bereitet sind; denn Gott schafft nichts vergebens. Bauet auch ein Mensch ein Haus, ohne die Absicht zu haben, daß es bewohnt werde? — Mancherlei Würkungen auf die Erde, hat man dem Monde zugeschrieben.

Im abnehmenden Monde darf kein Zuchtvieh jung geworden oder entwöhnt seyn; sonst hat es kein Gedeihen — darf niemand einziehen; sonst hat er kein Glück, und sein Vermögen nimt ab — wenn er damit nicht gut verfährt; denn im entgegen gesetzten Falle nimt es gewiß zu.

Was über der Erde wachsen soll, hat man im zunehmenden und Vollmonde, was unter der Erde wachsen soll, im abnehmenden gesäet werden.

Auch auf den Brand im Waizen soll der Mond Einfluß haben. Oeconomen und Naturforscher behaupten aber vielmehr, daß die nicht zur völligen Reife gekommenen Körner den Brand im Waizen erzeugen. Einige bedienen sich daher zur Vermeidung des Brandes im Waizen, des Einkalchens, welches mit Kalk und Vitriol geschieht. Dadurch wird das Keimchen der unvollkommenen Körner verderbt, und zum Aufgehen unfähig gemacht. Andre nehmen deswegen alten Samenwaizen, weil bei diesem die unreifen Körner nicht aufgehen.

Noch

Noch andre lassen den Waizen, den sie zum Saamen brauchen wollen, recht reif werden, lassen ihn, wenn er eingefahren ist, sogleich dreschen, schütten ihn recht bald, und sehr dünn auf den Boden, und lassen ihn bis zur Saatzeit so liegen, daß er recht dürre wird. Auch nimt man von dem brandigen Waizen keinen zum Aussäen, weil sonst der Brand unvermeidlich seyn soll.

Bemerkt jemand an seinem Leibe eine Verhärtung oder Erhöhung, oder werden Frauenzimmer gewahr, daß sie Kröpfe bekommen, so sollen sie bei zunehmendem Mond die Erhöhung alle Abende streichen oder sanft drücken, und indem sie die Augen auf den Mond richten, dreimal sprechen:

Was ich sehe, vermehre sich:
Was ich geniesse, verzehre sich.

Dieß soll so lange wiederhohlt werden, bis man Besserung wahr nimt. — Um so mehr ist dieß Verfahren verwerflich, weil der Nahme Gottes allemal dabei gemisbraucht wird, und man die Meinung hegt, daß ausserdem alle Mühe vergeblich sey.

Der volle Mond soll Krebse, Austern, Muscheln, Schnecken voller machen, als der abnehmende; die zur Zeit des Vollmonds versetzten Blumen sollen völler werden; das Holz mehr Feuchtigkeit, das geschlachtete Vieh fetteres und schmackhafteres Fleisch haben; die um diese Zeit abgewöhnten Kälber sollen bessere Kühe werden, und von Milch strotzendere Euter bekommen, als die man zu einer andern Zeit gewöhnt hat; Mohrrübensaamen müsse im abnehmenden Mond gesäet werden,

weil die Rüben sonst zu sehr ins Kraut wachsen; aus Eiern, mit welchen eine Gans zur Zeit des neuen Monds gesetzt wird, sollen Gänse ausgebrütet werden, die blind sind; wer kein Geld habe, sich hüten müsse, damit nicht der Mond, wenn er neu ist, ihm in den Beutel scheine, weil sonst so lange dieser Monat währt, Geldmangel bei ihm sey. — Dieß alles sind Thorheiten, welche ausser der Vernunft, besonders die Erfahrung widerlegt. Das Licht, was uns der Mond giebt, ist das Sonnenlicht selbst, welches von ihm auf unsre Erde zurückgeworfen wird. Da wir aber täglich das viel stärkere Sonnenlicht haben, so kann das schwächere Mondenlicht auf die Dinge nicht den Einfluß haben, welchen man ihm zuschreibt. Es ist wie gesagt, nicht zu läugnen, daß der Mond auf unsern Dunstkreis wirkt; aber diese Würkung kann nicht eine solche seyn, als man gemeinhin glaubt.

Zur Zeit des neuen Monds soll es gefährlich seyn, Saamen auszustreuen, und einige Hauswirthe glauben dieß aus dem Einflusse des Mondes auf die Gewächse, erklären zu können: Laßt euch aber bei Bearbeitung und Bestellung eurer Felder durch das Alter des Mondes nie irre machen, ihr guten Landleute, sondern sehet vielmehr darauf, daß ihr euren Saamen, so wol im Frühling als im Herbst, nachdem ihr das Land gut bearbeitet habt, bei der beßten Witterung ausstreuet. Einige glauben auch, daß der Waizen nicht brandicht werde, wenn man ihn auf den Tag säet, da Michaelsmond voll ist. Der Michaelstag *) ist ein Tag wie ande=

*) Der Papst Felix ordnete im Jahr 480. dieses Fest zum Andenken des Erzengels Michael an. Kann aber dieser Tag dadurch eine besondere Kraft überkommen haben?

andere, daher das, was an demselben geschieht, keinen ausserordentlichen Erfolg haben kann.

Eben so ungegründet ist es gewiß, wenn man glaubt, daß der Waizen alsdenn nicht brandicht werde, wenn man ihn zu der Zeit säet, da der Mond unter der Erde ist. — Die bekannten Verse, welche unsre Bauern so oft brauchen:

Vom neuen bis zum vollen Schein
Sä' Nachmittags, so wirds fein rein.
Vom vollen bis zum neuen Licht
Sä' Vormittags, so wirds nicht brandicht.

sind weder richtig, noch beweisen sie etwas: denn Verse und Sprichwörter beweisen in allem nichts.

Willst du keinen Brand im Waizen haben, sagt ein andrer, so nim den Sack mit dem Saamen stillschweigend herunter, setze ihn auf den Kopf und sprich:

Waizen, ich setze dich auf den Band,
Gott behüte dich vor Tresp und Brand.

Das soll gut seyn; aber wer glaubt solcher Rede?!

Von der Rose.

Wer klug ist, denkt schon in gesunden Tagen daran, welchem Arzt er sich im Fall einer Krankheit anvertrauen wolle, und wenn sie würklich einbricht, so übergiebt er sich dem, von welchem er die sicherste Hülfe zu erlangen hofft. Der Thor beschäftigt sich nur mit abergläubischen Mitteln. — Ueberhaupt darf man wol sagen, daß der Aberglaube in

Krankenstuben seine Rechte am mehrsten behauptet, und vieleicht am längsten behaupten wird. Ein Theil von den Beschwörungsformeln bei der Rose besteht aus lauter leeren Tönen, und blos schallenden Wörtern, ein Theil aber aus Worten, die an sich verständlich sind, denen jedoch der Aberglaube eine ganz unerhörte Kraft beilegt. Die erste Art des Verfahrens scheint noch verzeihlicher zu seyn, als die letzte; denn bei unverständlichen Wörtern kann der Einfältige, wenn er anders denken kann, doch vieleicht dieses denken, daß ihm die Kraft dieser Wörter eben so als ihre Bedeutung unbekannt sey. Auch wird dadurch die heil. Schrift und die Religion weniger gemisbraucht, welches im letzten Fall gewöhnlich geschieht. Doppelt schädlich und abscheulich wird der Aberglaube, wenn er religiöse Formeln und Gebete misbraucht; überhaupt wenn man ihm einen religiösen Schein zu geben sucht: dieß geschieht besonders bei dem Büssen der Rose. Selbst der Abergläubige scheint dabei eine dunkle Empfindung zu haben, daß er damit Unrecht thue, und hält daher die dazu gebrauchten Formeln geheim. Eine gemeine Beschwörungsformel bei der Rose, welche unter Berührung und Bekreuzung derselben, wenigstens dreimal wiederhohlt wird, heißt plattdeutsch so:

Hillig Ding wieke
Wieke und verschlieke
Brenne nicht und stick nicht
Im Nahmen des Vaters, des Sohnes und des heil. Geistes.

Warum die Rose, welche doch nichts anders, als eine Entzündung in der Haut ist, heiliges Ding oder Feuer genennt wird, davon muß man die Ur-

sach

sich wahrscheinlich in dem Heidenthum suchen, wo man glaubte, daß es solch eine Krankheit sey, welche nur durch Anrufung einer Gottheit vertrieben werden könne. Im elften Jahrhundert soll der als ein Heiliger verehrter Antonius von Padua, einen Soldaten, welcher seinen Arm gegen die Bildsäule des Heiligen unehrerbietig ausgestreckt hatte, mit der Rose bestraft haben, wodurch denn dieser Heilige offenbahrt haben soll, daß er Macht über diese Krankheit habe; daher sie auch das Antoniusfeuer heißt. Vieleicht ist erst seit dieser Zeit der Nahme des heiligen Dings aufgekommen. Sonst könnte man auch wol annehmen, daß da man auf plattdeutsch die Rose hillig Ding nennt, das Wort hille aber noch jetzt so viel als geschwind, hurtig bedeutet, dieß Anfangs blos eine Benennung derjenigen Art von Rose gewesen, welche man die Laufrose oder Fladderrose nennt, weil sie sich hille. d. h. geschwind verändert oder verschlimmert, und deswegen gefährlich ist. Hernach ist die Benennung allgemeiner geworden, und man hat das hochdeutsche heilig mit dem plattdeutschen hillig verwechselt. Da ein Irrthum den andern zu gebären pflegt, so hat man vieleicht aus dem misverstandenen Wort: hillig, den Schluß gemacht, daß die Rose nur mit heiligen Worten und Redensarten vertrieben werden könne. Die Rose büssen, ist übrigens eine schon veraltete Redensart. Noch jetzt sagen die Maurer: die Lücken einer Mauer büssen, wie auch im B. Nehemia 4, 7 steht. So reden die Rechtsgelehrten von einer Busse, welche in Verbesserung eines angerichteten Uebels besteht. In Westphalen heissen die Kesselflicker, Kesselbüsser. Viele Mittel will man gegen die Rose wissen. Sogar das Tuch, womit die hölzerne Brücke in Frankfurt am Mayn, an dem Tage bedeckt ist,

da

da der Kaiser gekrönt wird, und auf welcher der eben Gekrönte auf das Rathhaus zurückkehrt, das dem Volke Preis gegeben wird, soll für die Rose gut seyn. Man hat bei dieser Gelegenheit wohlgekleidete Personen sich um ein Stück davon reissen, oder eins kaufen sehen.

Sonst nennt man die Rose auch Ueberröthe, Anschuß, Rothlauf. Die Haut wird bei diesem Zufall aufgespannt, rauh und roth. Wenn man sie mit den Fingern drückt, so verschwindet die Röthe; sobald man aber nachläßt, zeigt sie sich wieder. Der Kranke empfindet in dem angegriffenen Theile eine brennende Hitze, und wenn das Uebel ein Ende hat, so fällt die kranke Haut wie Schuppen ab. Die Rose kann alle Theile des Leibes angreifen, zuweilen verändert sie ihren Sitz. Sie hängt entweder von einer scharfen, gemeiniglich gallichten Feuchtigkeit ab, welche sich in das Geblüt gezogen, oder von verhinderter Ausleerung der Feuchtigkeiten durch die Ausdünstung. Man muß durch gute Lebensordnung und häufigen Gebrauch des Salpeters oder Hollunderthees, eine häufigere Ausdünstung zu erregen und zu unterhalten suchen, dem Fleisch, Eiern und Wein entsagen, und lieber von wenigen Gartengewächsen und Obst leben: Oder der Leib muß von der verseßnen Galle gereinigt werden. Der Arzt weiß, ob eine Ader geöfnet werden darf. Aeusserlich gebraucht man Ruprechtskraut (sonst Gottesgnade, Storchenschnabel genannt) Körbel, Petersilie oder Holunderblüthe. Man taucht ein Flanelltuch in ein starkes Getränk von Holunderblüthe ein, und schlägt es lau über. — Was könnte aber doch wol das Böten oder Büssen helfen! Ein Feuerstein in Bier abgekocht soll nach des Abergläubigen Meinung gleichfalls

für

ir die Rose gut seyn. Nach seiner Anleitung soll ian, indem sie gebüsset wird, einen Todtenlappen yrs Gesicht hängen — und erwarten, ob sie da- in vergehen werde.

Wie man seine Todesstunde berechnet; desgleichen von der Todtenuhr, Todtenvogel, Vampyren und andern dahin einschlagenden Dingen.

Dem Menschen ist nichts gewisser als der Tod; er ungewiß ist die Stunde, da die Seele den ib verlassen wird. Weislich verbarg Gott dem Menschen dieß; er aber will ergründen, was uner- rschlich ist. Der Abergläubige kennt tausend zeigen, die den Tod verkündigen sollen, und en so viel Mittelchen, um sich gegen die Würkun- n der abgeschiedenen Seelen zu sichern. — Wird r Leiche geläutet, und es schlägt eine Glocke wie- r an, so stirbt bald wieder eine Person aus der emeinde. Schlägt die grosse Klocke an, so stirbt i Erwachsener, die mittelste, ein junger Mensch, id wenn die kleine anschlägt, ein Kind.

Wird gegen Abend geläutet (denn in manz en Gegenden geschieht dieß auf den Dörfern zu ner bestimmten Zeit) so stirbt bald jemand. — iesemnach würde es von dem Küster abhängen, zend jemand aus der Gemeinde sterben zu lassen; id es mögten denn wol der Todesfälle mehr er- lgen, als gewöhnlich, wenn dieser eigennützig äre.

Auch

Auch soll es den Tod eines Kindes bedeuten, wenn die Mutter von einem todten Fisch träumt.

Lässet sich die Eule (Ruf, Schaafweigerl) mehrere Nächte hören, so sagt man: die Wehklag läßt sich hören! und der abergläubige Haufe, wo zu sich mancher frisirte Kopf gesellt, zittert.

Auf die Meinung, daß das, was man den Todten von einem Lebendigen mitgiebt, im Grab noch auf diesen würken könne, läuft folgende Geschichte aus. Im Jahr 1786. starb in Schneeberg, einer Stadt im Erzgebürge, ein Jünglin von 16 Jahren, der Neigung und Anlage zum Studieren hatte, und wegen seines Fleisses und sei ner guten Aufführung sehr beliebt war. Er star an der Auszehrung, und man schrieb die Ursac seines Todes folgendem Umstande zu. Sein Schwester war einige Monate vorher ebenfalls a der Schwindsucht gestorben. Damit diese nach da siger Sitte als Jungfer im Tode ordentlich frisir werden könnte, schnitt sich der Bruder einen The seiner Haare zur Unterlage für sie ab. Nun zehr te er sich auch aus, und ohngeachtet seiner Jugen that die Hülfe des Arztes doch keine Würkung Der Umstand mit dem Haarbüschel wurde erzähl und man rieth, das Grab zu öfnen, und der Le che die Haare des jungen Menschen wieder abzu nehmen, und in fliessendes Wasser zu werfen. Die geschah, aber er mußte doch sterben; und nun sag te man, es sey zu spät geschehen.

Aber vernünftiger Weise hätte erst von Sach kundigen Aerzten genau untersucht werden müsse 1. ob der junge Mensch nicht schon vorher ein Anlage zur Auszehrung gehabt, die durch den Un

gan

zang und die Ausdünstungen der kranken Schwester, vieleicht auch durch übertriebenen Fleiß im Studieren befördert worden? 2. ob er sich während der Krankheit seiner Schwester immer so weit von ihr entfernt gehalten, daß er nicht habe angesteckt werden können; da bekanntlich die Schwindsucht ansteckend ist? 3. ob er vieleicht selbst die Einbildung gehabt habe, daß seine so weit von ihm entfernten Haare auf seinen Cörper zurückwürken könnten? denn dergleichen Vorstellungen können auch den gesündesten durch ein schleichendes Fieber auszehren und tödten. — Wenn von diesen drei möglichen Fällen das Gegentheil erwiesen ist, dann ist es erst der Mühe werth, zu fragen, ob der Umstand mit den Haaren die Ursach seines Todes habe seyn können, und auch dann noch lassen sich viele Ursachen denken, die mehr Wahrscheinlichkeit haben, als diese.

Dem Todtengräber soll die Haue, dem Tischler sein Arbeitszeug rumpeln, wenn jener ein Grab, dieser einen Sarg zu machen bekommt.

Auch soll der Tischler, wenn er am Sarge arbeitet, nicht abbrechen, wenn der Todte ruhen soll — denn wenn er das oft thun wollte, so würde der Sarg nicht sobald fertig, und die Beerdigung aufgeschoben werden.

Wirft ein Maulwurf in der Stube auf (welches auf dem Lande in den untern Stuben zuweilen geschieht, weil sie nicht gedielet sind) so stirbt die Großmutter, die freilich, weil sie alt ist, vor andern den Tod am sichersten erwarten kann.

Wem

Wem beim Waschen die Hände nicht mehr rauchen, dem soll dieß den Tod anzeigen. — Sind die Hände sehr warm, und das Wasser, womit man sie wäschet, so wie die Luft kalt; dann dampfen die Hände allerdings: Ist aber der Cörper weniger, und die Luft desto mehr warm, so sieht man auch bei dem Gesundesten die Hände nicht dampfen. Es verhält sich damit eben so wie bei dem Othen, der wenn die Luft warm ist, nicht gesehen wird; wenn sie aber kalt ist, dann sichtbar wird: denn im ersten Falle dehnt die warme Luft die kleinen Wasserbläschen, woraus so wohl der Othen, als die Dämpfe von der gewaschenen Hand bestehen, so aus, daß sie nicht können gesehen werden. Im andern Fall werden diese durch die Kälte so zusamgedrückt, daß sie nun sichtbar sind. Wie könnte man also hiebei eine Anzeige des Todes finden!

Stirbt ein Weinhändler, so klopft man die Fässer, und sagt dabei die Worte: der Herr ist todt. Stirbt ein Bauer, der Bienen hat, so wird, sobald der Athem aus ihm ist, jemand abgeschickt, der den Bienen den Tod verkündigt. Menschen und Vieh müssen gleich geweckt, und des Verstorbenen Geräthschaften in Bewegung gesetzt werden, weil sonst Menschen und Vieh auch bald sterben, und die Geschäfte einen unglücklichen Fortgang haben. Ein Schmidt starb in der Nacht. Die Frau ließ gleich alle Hausgenossen wecken. Die Gesellen mußten auf den Ambos klopfen, die Werkzeuge durch einander werfen, und sprechen: Der Herr ist todt. Darauf wurde jemand in die Viehställe geschickt, der die Kühe, Schaafe, Schweine u. s. w. aus dem Schlummer wecken, und ihnen jene Worte zurufen mußte. — Schade, daß diese Thiere kein Gegencompliment machen konnten!

Stirbt

Stirbt ein Kind, so besucht es nach dem Tode den, den es am liebsten hatte.

Ursprünglich mag die Gewohnheit, gleich nach dem Erblassen jemandes die Fenster zu öfnen, den vernünftigen Grund gehabt haben, den ungesunden Dünsten in der Krankenstube Luft zu machen. Man schob aber in der Folge eine andre Ursach unter, nemlich die, daß man dadurch der Seele einen Ort zeige, wo sie heraus schlüpfen könne.

Auf Hühnerfedern kann kein Kind ruhig sterben — wenigstens nicht ruhig schlafen, wenn sie nicht gehörig gerissen sind. Man nimt sie ohnehin nicht gern in die Betten, weil sie Feuchtigkeiten anziehen, und sich daher leicht zusammballen. Sie geben also weder ein gesundes noch sanftes Lager.

Sehr gemein ist das Vorurtheil, daß der sterbe, der sein Testament gemacht habe, und ist sehr schädlich. Denn wie oft geschah es, daß der, der den Tod so ängstlich scheuete, nur darum nichts that, was auf Vermeidung von Familienunordnungen und Zwist, der über den Nachlaß manchmal entsteht, abzwecken konnte; weil man nach gemachtem Testament den Tod für unvermeidlich hielt. Freilich ist es sehr oft der Fall, daß der, welcher bei gesunden Tagen nicht daran dachte, seine irrdischen Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, und dieß dann erst thut, wenn der Tod aller Wahrscheinlichkeit nach, schon sehr nahe ist, nun würklich stirbt; aber was ist erklärlicher als dieß! Wahr bleibt es allerdings, daß jenes Vorurtheil, wo es einmal haftet, eine Mitwürkung zum Tode werden kann.

Wenn wo die Sterblichkeit besonders herrscht, so trägt man sich mit schauderhaften Erzählungen von grossen Leichenzügen, die man hie und da in der Mitternachtsstunde gesehen haben will. Einige hören dazu gar läuten, und andre sehen an ungewöhnlichen Orten ein Männchen stehen — welches alles fürchterliche Dinge bedeuten soll. — Daß solche Dinge noch Glauben finden, bedeutet aber, daß die Aufklärung noch nicht vollendet ist, und daß noch viel geschehen müsse, um die Menschen weiser, und folglich auch besser zu machen.

Hat der Todte rothe Lippen, so hohlt er einen aus der Familie nach — wenn man gleich die Zeit nicht weiß, da dieß geschehen, oder einer aus der Familie sterben werde.

Die Hunde, welche wie bekannt, einen starken Geruch haben, wittern die Ausdünstungen des Kranken, und können daher eben so wie die Eulen, Todesverkündiger seyn. Dieß ist aber nicht immer der Fall; denn sie heulen auf manche andere Veranlassung.

Giebt man einem Todten ein Schächtelchen mit Schwaben (schwarze Käfer) mit ins Grab, so bleiben sie alle weg. — Giebt man ihm drei Wanzen mit in den Sarg, so werden dadurch alle vertrieben — alle gewiß nicht, aber doch diese drei.

Der Mensch hat keine Ruhe im Grabe, wenn die Versprechungen (Gelübde) die er im Leben gethan hat, nicht erfüllt werden.

Ein protestantischer Müller wohnte im Kirchsprengel eines katholischen Pfarrers. Bei einem

Be-

Besuche, den Letzterer bei dem Müller machte, versprach dessen ebenfalls lutherische Frau, ihm ein schönes Meßgewand zum Geschenk zu machen. Der Müller zog bald darauf von dem Orte weg, ohne daß seine Frau ihrem Versprechen ein Genüge geleistet hatte. Einige Monate darauf starb sie. Der Mann dachte nun wol an die von der Verstorbenen gethane Zusage, hatte auch die Absicht, sie zu halten, immer aber vergieng eine Woche nach der andern, ohne daß etwas geschah. Endlich erscheint ihm nach seiner Aussage des Nachts seine verstorbene Frau, und zupft ihm einige mal an dem Finger. Sogleich erinnert er sich an das Meßgewand, und um seiner Frau Ruhe in der Gruft zu verschaffen, läßt er schnell eins verfertigen, und bringt's dem Pfarrer zum Geschenk. — Der gute Mann mag sich des Abends mit dem Gedanken an seine verstorbene Frau zu Bette gelegt, sich auch wol an ihre Zusage erinnert und gedacht haben, wie unverantwortlich es sey, wenn er die Schuld hätte, daß ihre Gebeine nicht im Frieden ruhten, und darauf um so lebhafter geträumt haben, je stärker das Vorurtheil bei ihm eingewurzelt war, und je schauderhafter der Gedanke ist, eingeschlossen in der Erde sich im Sarge zu wälzen.

Wer in einem Sarge schläft, der bekommt Ohrfeigen, oder wird gar herausgeworfen. Von wem könnte das anders geschehen, als von dem Todten, für welchen der Sarg bestimmt ist, sagt der Abergläubige. — Doch, wer nothgedrungen, und völlig entfernt von irrigen Meinungen, hier schläft, der wird ungestört ruhen. Der Vorwitzige und Furchtsame wird durch Träume erschreckt werden; oder wenn andere durch veranstaltete Spukereien ihn beunruhigen, glauben, ein Geist habe

das gethan. — Grosse Einbildungskraft hat auch schon zuwege gebracht, daß der Hinterlaßne geglaubt hat, Peinigungen von dem Todten zu fühlen.

In Calbe, einer Stadt im Herzogthum Magdeburg, war der Kutscher eines dasigen Rittmeisters dem Trunke ergeben. Seine Frau wird von klugen Leuten berathen: sie solle ihm Wasser eingeben, das zum Wäschen einer Leiche gebraucht worden, ihm den Trunk abzugewöhnen. Sie thut es, und da ihm nach dem Genusse desselben ekelt, so forscht er nach, und erfährt den ihm gespielten Streich. Er wird nun mistrauisch gegen seine Frau, fürchtet, sie habe ihn vergeben wollen, und möge es noch thun, und trennte sich von ihr, so daß dieser Aberglaube die Haushaltung zu Grunde gerichtet hat.

Einfältige Leute in jener Gegend wollen auch vermittelst des Tuchs, womit der Todte abgewaschen ist, gewisse Krankheiten curiren, und verbreiten vielleicht dadurch die Krankheit, welche der Todte gehabt hat.

Man hört bisweilen in der Wand, besonders in den Bekleidungen der Fenster, einen Ton, der mit den Tiktaken oder Schlägen einer Taschenuhr viel Aehnlichkeit hat. Der Abergläubige nennt dieß Todtenuhr, und bildet sich ein, es sey die Anzeige von dem bevorstehenden Tode eines Menschen in einem Hause. Liegt nun zu der Zeit jemand im Hause krank, so heißt es gleich: Er muß sterben, denn die Todtenuhr hat sich hören lassen. Ja, man ist wol thöricht genug, das dem Kranken selbst zu sagen, und macht ihn dadurch traurig, vermehrt seine Unruhe, und befördert seinen Tod. Aber diese

ein-

eingebildete Todtenuhr ist weiter nichts, als ein kleines Insect, welches mit seinem hervorragenden Rüssel Stösse gegen das Holz thut.

Viele Gelehrte haben darüber Beobachtungen angestellt; sie laufen auf folgendes aus: „Das Thier, welches dieses Getöse macht, ist ein kleines graues Insect, das doppelte Flügel hat, und sich den Sommer hindurch im Holzwerk aufhält. Es thut gemeiniglich mehr nicht, als elf Stösse nach einander, und ist besonders thätig, wenn die Witterung warm ist. Thut man es in eine hölzerne Schachtel, so versucht es auch hier seine gewöhnlichen Arbeiten. Das Insect hat kurze, Borstenartige Haare über den Rücken her, dunkelrothe Querstriche, und einen länglichten Kinnbacken, und zum Theil eine dunkelrothe Brust. Wenn es arbeitet, so setzt es die beiden vordern Füsse fest, und biegt seinen Kopf zwischen ihnen ein.„ Was ist es also, wovor man sich fürchtet? ein Knochenloses Insect!

Wer kennt nicht den verrufenen Todtenvogel, die Eule? Das Käuzchen oder der Todtenvogel ist eine Art von Eule, und wohnt in Kirchen und alten Gebäuden, und wird fast allgemein für einen Abgesandten des Todes gehalten, daß in dem Hause, oder doch in der Nachbarschaft jemand sterben müsse, wo eine Eule oder ein Käuzchen gesessen und geschrieen habe.

Die Eulen haben ein so scharfes Gesicht, daß das Licht des Tages ihnen viel zu helle ist, so daß sie bei Tage eben so sehr geblendet werden, und eben so wenig sehen können, als wenn wir eine Zeitlang in die Sonne hineingesehen haben. Die Mor-

gen- und Abenddämmerung giebt ihnen gerade so viel Licht, als sie zum Aufsuchen und Erhaschen ihres Frases brauchen: daher kommen sie nur des Nachts zum Vorschein, überfallen und fressen die schlafenden Vögel, und haschen Mäuse und andre kleine Thiere. Da setzen sie sich nun, so wie die andern Vögel bei Tage, bald hie bald dahin, und sind klugen Leuten willkommen, weil sie die Feld- und Gartenmäuse fangen, welche die Felder verheeren, und die Früchte wegfressen. — Die Eulen setzen sich doch gewöhnlich auf die Häuser hin, wird man hier sagen, wo Kranke liegen; und man hat auch Beispiele, daß da Menschen gestorben sind, wo sie gesessen und geschrieen haben? — Ganz richtig! Man muß aber nur die Natur der Eulen kennen, um sich dieß zu erklären, und um es, was es auch keinesweges ist, ausserordentlich zu finden. Die Eulen haben, wie andre Raubvögel, einen besonders scharfen Geruch: Jeder Kranke, besonders der an der Auszehrung liegt, dünstet sehr aus; die Ausdünstungen aber verbreiten sich aus seiner Stube. Die Eule richtet ihren Flug nach der Witterung (Geruch) riecht dieß, und nähert sich nun dem Orte, woher der Geruch kommt, setzt sich auf das Haus, und schreit. Und wenn es wahr ist, was einige behaupten, daß der Patient, der da sterben wird, mehrere Tage vor seinem Tode schon in Fäulnis übergeht, so müssen die Ausdünstungen von ihm, jede hungrige Eule anlocken, die eben in die Nähe kommt. Nun stirbt der Kranke — ja heißt es denn, das haben wir gedacht; die Eulen schrieen so! Würde aber der Todte nicht auch gestorben seyn, wenn die Eulen nicht geschrieen hätten? und flogen sie nicht blos dem Geruche nach?

Da wo ein Kranker liegt, brennt gewöhnlich auch des Nachts ein Licht; dadurch werden die

Eu-

len geblendet *) und fliegen gerade nach dem Fenster, welches helle ist. Der beim Kranken wachende erschrickt, und sagt, daß der Patient es nun wol nicht lange mehr machen werde, denn es habe diese Nacht Etwas stark an's Fenster geschlagen. Der Todtkranke stirbt würklich, und das ist denn ein Beweis, daß es Ahndungen gebe!

Der Schöpfer hat die Eule zum Nachtvogel bestimmt, dessen angebohrne Art es ist, nach eingebrochner Finsternis mit Geschrei hervorzubrechen, um die vom Schlafe taumelnden Vögel zu überfallen. Daher hat sie, so wie die andern Nachtvögel, bewegliche Deckel vor den Ohren, welche den Gehörgang erweitern, und ihr die geringste Bewegung eines Vogels, oder einer ihrem Frase nachgehenden Maus, verstärkt anzeigen.

Dem Verständigen ist ihr Geschrei kein Vorbote des Todes, sondern nur eine Anzeige von bevorstehender Verändrung der Witterung; wie das ungewöhnliche Krähen der Hähne, Quaken der Laubfrösche u. s. w. Wie ungereimt würde es seyn, zu glauben, daß unvernünftige Thiere von dem Tode eines Menschen Kenntnis haben könnten? Wie können diese wissen, was Gott aus weisen Ursachen uns selbst nicht hat offenbahren wollen?

So soll auch das langsame Schwirren der Grillen oder Heimchen den Tod einer Person im Hause andeuten, da dieß doch nur von der kältern Witterung herrührt.

*) So fliegen Mücken um das brennende Licht; so die Sperlinge aus ihren Schlupfwinkeln nach der Laterne, die des Nachts an einen dunklen Ort gebracht wird.

Thöricht ist es auch, aus dem dumpfen Klang einer Klocke zu argwohnen, daß bald jemand sterben werde; denn Schnee und Wind bewürken dieß gar leicht.

Man weiß auch, daß die beßten Uhren eine und dieselbe Stunde zweimal anschlagen können, und daß dadurch weder dem Kranken noch Gesunden im Hause etwas verkündiget worden ist.

Eben so wenig kann der hohle Schall, den man beim Zuwerfen eines Grabes oft hört, ein abermahliges Sterben in der Familie anzeigen; denn er kann durch Erdklumpen, zumal wenn sie auf einen schlechten Sarg fallen, gar leicht verursacht werden.

In Krankenstuben pflegt gemeiniglich das Licht schwach und matt zu brennen; man hält auch dieß für eine Anzeige, daß die kranke Person bald sterben werde: Aber gewiß ist die Ursach davon keine andre, als die vielen Dünste, womit eine solche Stube angefüllt ist. Zur Nahrung des Feuers wird eine frische Luft erfodert, und Dämpfe sind ihm hinderlich. Ein Talg= oder Wachslicht verbrennt in einer reinen Luft merklich geschwinder, als in einer unreinen; und je unreiner die Luft ist, desto langsamer verbrennt das Licht. Sobald man aber frische Luft in die Krankenstube läßt, daß sie von den darinn befindlichen Dünsten gereiniget wird, so brennt das Licht weit heller und besser. Hält die Krankheit bei einem Menschen lange an, und die Wärter haben nicht für einen freien Zufluß der Luft gesorgt; so muß das Licht immer schlechter und langsamer brennen, als in den ersten Tagen, wo die Stube mit so vielen Dämpfen noch nicht an-

ge-

gefüllt war. Da nun eine solche mit vielen Ausdünstungen verunreinigte Luft einem Kranken sehr schädlich ist, und seinen Tod leicht befördern kann, so haben unwissende Leute in dem schwachen Brennen des Lichts in einer Krankenstube, die Anzeige von dem bevorstehenden Tode des Kranken gefunden. Wenn im Sterbehause die Trauerleute zur Leichenbegleitung versammlet sind, und der Sarg zugemacht worden ist, so werden zwei Lichter angezündet und auf den Sarg gesetzt, wo sie so lange brennen, bis der Gesang gesungen ist. Dieß ist eine uralte Gewohnheit. Vieleicht sollen die Lichter ein Sinnbild der Auferstehung oder der Unsterblichkeit seyn. Da aber diese muthmaßliche Bedeutung wol selten jemand kennt; die Sache bei hellem Tage geschieht, und auch von dem Aermsten keine Ausnahme darinn gemacht wird; so kann man diese Gewohnheit wol zu den abergläubigen Gebräuchen rechnen.

Man fragt: Kukuk, wie lange soll ich leben? zählt dann den wiederhohlten Schlag dieses Vogels, und glaubt denn, daß man noch so viele Jahre leben werde, als er seinen einförmigen Ton wiederhohlt habe. — Ohne Zweifel erkennt man daraus, welche heisse Begierde der Mensch habe, die Stunde seines Todes zu wissen, auf welche er sich doch im Leben so wenig anschicket. Der thörichte Greis mag immerhin den Kukuk fragen, und sich bis an den letzten Hauch ein längeres Lebensziel versichern, als ihm vorgesteckt ist.

Wenn sich die Kinder auf den Gassen mit Kreuzen tragen, Gräber machen u. dgl. so ist's eine Anzeige, daß Sterben darauf erfolgt. — Was Kinder sehen, das äffen sie nach: Wenn daher

Sterblichkeit einreißt, so werden sie Leichenzüge nachbilden. Können sie aber wol dadurch den Tod gewisser Personen anzeigen?

Wer viel bauet, stirbt bald — ja, wenn er sich dadurch in Noth setzt, und viel Sorgen macht.

Wühlt der Unke d. h. Erdhuhn oder Hausot- ter auf, so soll in dem Jahre einer aus dem Hause sterben. Wer ein solches Thier beschädigt oder nur sieht, der muß sterben — wenn er ausserdem auch würde gestorben seyn; oder wenn er dieß fest glaub- te, und sich vor dem Thiere als vor einem sichern Todesvorbothen entsetzte.

Wer eine neue Wohnung bezieht, soll zuerst etwas lebendiges, z. B. eine Katze, einen Hund rc. hineinlassen; selbst aber darf er sich nicht zuerst hin- einbegeben: Denn wer das Haus, welches man be- wohnen will, zuerst betritt, der muß zuerst sterben.

Stirbt ein Weib in den sechs Wochen, so muß man ein Mandelholz oder ein Buch ins Wochenbett legen, auch alle Tage das Bett neu machen, sonst kann sie nicht in der Erde ruhen. — Vermuthlich eine Regel von gewinnsüchtigen Bademüttern, die dadurch nur Gelegenheit bekommen wollen, öfters in das Haus der Verstorbenen zu gehen: denn nur von ihnen soll das Bett so recht gemacht werden können, daß die Verstorbene in der Erde Ru- he habe.

Wenn das Feuer platzt und prasselt, die Kin- der oder Hunde vor einem Hause scharren und heulen, Raben krächzen, Eulen und Elstern auf dem Hause schreien, die Katzen sich beissen, so

stirbt

stirbt jemand — sey es über kurz oder lang, hie oder da.

Wenn wem die Haut schauert, so läuft ihm der Tod übers Grab. — Schwerer Unsinn!

Läßt man Thränen auf den Kranken fallen, oder recket mit der Hand über ihn weg, so stirbt er schwerer; und wenn er Nachmittags um vier Uhr noch nicht todt ist, so quält er sich noch sechs Wochen. — Auch glaubt man, daß solche Todte, auf welche man habe Thränen fallen lassen, nachmals irre gehen. Dieß hat zu jenem unmenschlichen Verfahren Anlaß gegeben, daß man dem Sterbenden die Kopfküssen wegzieht, um den Tod zu erleichtern, oder vielmehr (aus schändlicher Gewinnsucht) zu befördern.

Legt sich die Leiche im Sarge auf die rechte Seite, so stirbt jemand mänlichen Geschlechts; legt sie sich aber auf die linke Seite, so stirbt jemand weiblichen Geschlechts aus der Familie. — Kann sich aber ein todter Cörper willkührlich auf die rechte oder linke Seite legen? und wenn dieß zufällig geschieht, wie kann es etwas bedeuten? Auch sagt man, daß die nächsten Anverwandten sterben, wenn der Todte sich auf den platten Leib lege.

Daß der Todte nicht wieder komme, muß man, sobald die Leiche fortgetragen wird, einen Eimer Wasser hinterher giessen, und die Hausthür zumachen, oder den Todten bei dem grossen Zehe anfassen, und an alle Thüren drei Kreuze mahlen. — Könnte der Todte wieder kommen, so würde ihn weder das ausgegoßne Wasser, noch die zugemach-

te

te Thür oder die drei Kreuze hindern, in das Haus zu dringen.

Bleibt das Gesicht eines verstorbenen Ehegatten oder Freundes im Tode weich, so hohlt er einen aus dem Hause nach. — Wenn das aber geschehen werde, weiß man nicht; und würde jene Folgerung nicht machen, wenn man die Ursach kennte, warum das Gesicht eines Todten zuweilen weich bleibt.

Wer den ersten Spaden voll Erde in die Grube werfen kann, an dem hat der Todte keinen Theil — eben so wenig als an einem andern.

Fällt das Grabloch nach, so stirbt jemand aus der Freundschaft — wenn sie groß ist, könnte es bald geschehen; wenn sie es nicht ist, doch mit der Zeit.

Man decke dem Todten einen Lappen auf den Mund, damit er seine Ruhe habe; und lege ihm unter's Kinn einen Erdenklos: denn wenn er mit dem Munde das Sterbekleid faßte, und nach und nach hineinfräß, so würde die ganze Freundschaft aussterben — wenigstens würden nach etwa 80. Jahren alle daraus todt seyn.

Wird zu Grabe geläutet, so soll man nicht essen, sonst thun einem die Zähne weh. — Wenn man in grössern Städten, wo um die Mittagszeit oft zu Grabe geläutet wird, darum nicht essen wollte, so würde man die Mahlzeit oft übergehen müssen. Wahrscheinlich entstand dieser Aberglaube durch Scherz; denn gewiß thun einem die Zähne

weh,

veh, wenn geläutet wird, es mag übrigens seyn, wer oder wo er will.

Wollen die Freunde sich um den Verstorbenen nicht grämen, so müssen sie ihm ein Stück Rasen auf die Brust legen. — Die Religion wird oder kann ihnen so viel Trostgründe geben, daß sie keiner Gaukeleien bedürfen.

Man muß dem Todten das was ihm am liebsten war, z. B. die Tabackspfeife, Geld rc. mit ins Grab geben, sonst hat er keine Ruhe. — Setzt denn der Todte im Grabe die Beschäftigungen fort, welche er im Leben trieb. Auch giebt man dem Todten den Kamm mit ins Grab, mit dem er gekämmt worden; denn wer damit sich wieder kämmt, dem gehen wie dem Todten die Haare aus — wenn er alt genug ist; und die Familie kriegt L. . se — wenn sie sich nicht reinlich hält.

Wer rückwärts eine L. s ins Grab wirft, dem vergehen sie alle. — Rückwärts oder vorwärts, das ist einerlei; es wird in beiden Fällen nichts helfen, wenn er sich der Reinlichkeit nicht befleissiget.

Um zu verhüten, daß nicht einer sterbe, soll man dem todten Mann das Balbiermesser, und der todten Frau Faden in den Sarg legen.

Wer krank ist, soll sich mit einem leinenen, ungebrauchten Lappen die Hände und das Gesicht reiben, und ihn rückwärts ins Grab werfen, dann wird die Krankheit mit begraben — nachdem das Uebel, daher sie entstanden, aus dem Cörper weggeschafft ist.

Wer

Wer die Warzen auf der Hand mit einer Tod-tenhand bestreicht, dem vergehen sie — wenn er dazu bewährte Mittel gebraucht.

Wer im Gesicht Holderflecken hat, und sich mit dem Lappen wäscht, mit welchem der Todte abgewaschen worden, dem vergehen sie — vielleich mit der Zeit. Auch davon sollen sie vergehen, wenn man drei Knoten in einen Faden macht; da mit die Wärzen berührt, und diesen denn in den Sarg legt.

Steckt man ein Stück Holz von einem aus der Erde gegrabenen Sarge, in den Kohl, so kommen keine Raupen hinein. — Wer daran glaubt, mag selbst erfahren, daß es zu nichts hilft.

Zieht jemand ein von dem Todten hinterlasse-nes Kleidungsstück an, den kneipt er nach vier Wo-chen, und er stirbt. — Grosse Einbildungskraf hat das schon zuwege gebracht.

Stöhrt man mit dem Nagel aus einem Sarg in den Zähnen, so vergehen die Zahnschmerzen — so wie es geschieht, wenn man mit etwas andern darinn stöhrt.

Aus dem Hause, vor welchem die Leiche ruht, stirbt einer — sey es bald oder spät, doch ir-gend einmal.

Stellt man ein Bett so, daß die Füsse zum Hause hinausgehen, so muß der sterben, wel-cher darin schläft — freilich wol, wenn sein Zeit kommt.

Bin

Bindet man einem todten Menschen ein schwarzes Bändchen um die Hand, löset dasselbe, ehe dieser fortgetragen wird, ab, und bindet es um den Hals, so kann man dadurch dicke Hälse und Kröpfe vertreiben.

Doch es wird genug seyn, mit diesen würklich noch gangbaren Meinungen erwiesen zu haben, wie wenig man dem Todten seine Ruhe zu lassen geneigt ist, wenn man dadurch ohne Mühe und Kosten etwas erreichen zu können glaubt; und wie ängstlich man darauf bedacht gewesen, den Tag des Todes früher zu wissen, als er kommt. Es ist eine glückliche Unwissenheit, daß dieser uns unbekannt geblieben ist: denn gesetzt, mancher wüßte die Zeit gewiß, da er sich mit seinen Freunden, Gütern und Geschäften abfinden sollte, wie Angstvoll würde er diesen Zeitpunct entgegen sehen? wie würde das Andenken an denselben, ihm jede Freude verbittern? Wie viele würden durch unaufhörliche Betrübnis ihrem Tode zuvorkommen; alle würden sich in die vorige Unwissenheit zurückwünschen? Dennoch wendet der Mensch so viel vergebliche Mittel an, sich diese Empfindungen zu bereiten; dennoch meint er in so vielen Dingen Todesvorbothen zu finden. Hätte diß alles den Nutzen, daß der sicher Lebende, der Leichtsinnige dadurch an die Ewigkeit kräftig erinnert würde, daß er anfienge ernsthaft über sich nachzudenken, so mögte die vermeinte Todtenuhr immerhin ihre heilsamen Schläge thun, und das Geschrei des Käuzchens sein Inneres erschüttern: Aber er hört dieß, erschrickt, und denkt und handelt nach wie vor. Der unschuldige Hans hört dieß gelassen, empfielt seine Seele Gott, und schläft unter dem Strohdach ruhig, indeß der reiche Ludwig erblaßt, und die Nacht heulend hinbringt.

In

In einer öffentlichen Wiener Zeitung wurd
unter d. 31 Jul. 1725 *) bekannt gemacht, da
nach einem Bericht von einem kaiserlichen Beamte
im Gradisker District in Ungarn, ein im Dorfe K
solova gesetzner Unterthan, Nahmens Peter Plag
jowiz mit Tode abgegangen, worauf sich in jene
Dorfe geäussert, daß innerhalb 8. Tagen, 9. Pe
sonen, so wol Alte als Junge, nach überstanden
vier und zwanzig stündiger Krankheit, so dah
gestorben wären, daß sie, als sie annoch auf de
Todtenbette lebendig gelegen, öffentlich ausgesage
daß der vor 10. Wochen verstorbene Plagojowiz z
ihnen im Schlaf gekommen, sich auf sie geleget
und sie gewürget, daß sie numehr den Geist aufg
ben müßten. Auch die hinterbliebene Frau sag
aus, daß der verstorbene Mann zu ihr gekommen
und seine Schuhe begehret habe; weshalb sie si
in einem andern Dorfe wohnhaft niederließ. „Si
temal aber (so lautet der wörtliche Bericht de
Beamten) bei dergleichen Personen, so sie Vampy
nennen, als dessen Cörper unverweset, Haut
Haar, Bart und Nägel an ihm wachsen zu sehe
seyn müssen; als hätten sich die Unterthanen ein
hellig resolviret, das Grab des Plagojowitz zu öf
nen und zu sehen, ob sich würklich obbemelder
Zeichen an ihm fänden, zu welchem Ende sie sic
zu dem Beamten verfüget, und ihn samt dem dasi
gen Popen oder Geistlichen ersuchet, der Besichti
gung beizuwohnen.„

Die

*) Daß aber in nachbenahmten Gegenden, bis auf den heutigen Tag, der Aberglaube an Vampyren sich er hält, erzählt die allgemeine politische Zeitung des Jahr 1787. No. 85. wo der altgriechische zu Zatwarnika, sei drei Wochen keine Messe lesen dürfen, weil er einig seiner Gemeinde im Verdacht hatte, daß sie Vampy ren wären.

Diese Herren begaben sich also in das Dorf Kisolova, besichtigten den bereits ausgegrabenen Cörper, und fanden, daß weder von ihm, noch aus dem Grabe der mindeste Todtengeruch verspürt wurde, der Cörper (ausser der Nase, welche etwas abgefallen) war ganz frisch; Haar und Bart, ja auch die Nägel (wovon die alten hinweggefallen) wären an ihm gewachsen; die alte Haut (welche etwas weislicht gewesen) hatte sich weggeschält, und eine neue, frische war darunter hervorgekommen. — Das Gesicht, Hände und Leib wären so beschaffen gewesen, daß sie in seinen Lebzeiten nicht vollkommener hätten seyn können. In seinem Munde habe man nicht ohne Erstaunen einiges frische Blut erblickt, welches der gemeinen Sage nach, er von den durch ihn Umgebrachten gesogen; kurz, es wären alle Anzeigen vorhanden gewesen, welche dergleichen Leute — nemlich Vampyren — an sich haben sollten.

Nachdem nun so wol der Pope als der Beamte dieses Spectakel mit angesehen hätten, der Pöbel aber mehr und mehr ergrimter als bestürzter geworden wäre, hätten gesammte Unterthanen einen Pfeil gespitzt, um mit selbigem den todten Cörper zu durchstechen, und ihn an das Herz *) gesetzt, da denn bei der Durchstechung nicht nur häufiges Blut so ganz frisch, auch durch Ohren und Mund geflossen, sondern auch noch andre wilde Zeichen, welche man wegen Respects umgehe, vorgegangen. Endlich hätten sie ermeldeten Cörper nach dem

*) Sonst ist der Volksglaube bei solchen Leichen, die man für Vampyren hielt, immer gewesen, daß wenn der Kopf vom Rumpfe getrennt würde, das Unglück aufhöre.

dem in solchen Fällen gewöhnlichen Gebrauch, zu Asche verbrannt.

Um über das Erzählte einige Aufschlüsse zu geben, stehe hier folgendes.

Es ist bekannt und erklärlich, daß verwesliche Cörper durch mancherlei Mittel lange vor der Fäulnis erhalten werden können; und sich selbst erhalten. Ersteres geschieht durch Balsamirung; letzteres sieht man in dem bekannten Bleikeller unter dem Dom in Bremen, wo Leichen, mögen sie auch noch so lange stehen, ohne alles Zuthun, unverweslich und fast unverändert bleiben. Es hätten dort also vernünftigere Leute die Sache untersuchen müssen, so würde man gefunden haben, daß z. B. felsichter, kalter, sehr salpetrichter Boden, Höhe der Grabstätte oder Tiefe des Grabes, besondere Beschaffenheit des etwa zu fetten oder zu hagern Cörpers, und andre natürliche Ursachen eintreten können, wobei die Verwesung später, als untern andern Umständen erfolgt.

So war es auch wol möglich, daß der vieleicht plötzlich verstorbene Mann Gift bei sich gehabt, von welchem einige Sorten, wie die Aerzte wissen, die Cörper nicht sobald verwesen lassen. Die Flucht der Frau begünstiget oder bestärkt diesen Verdacht. Und daß durch Sachverständige keine förmliche Untersuchung mit dem Cörper vorgenommen, erhellet aus dem nur nach Wunder und Aberglauben spürenden Bericht.

Konnte nicht der Mann auch aus boshaften Absichten Schlafmachende Arzneien, als Opium oder andres dergleichen bekommen haben. Man

weiß,

zweiß, daß solche Dinge so gemischt werden können, daß der Tod auf Tag und Stunde kann bestimmt werden. Und sonach konnte der todtgeglaubte Mann lange über und unter der Erde im tiefsten Schlaf gelegen haben, und alle jene für Wunder erklärten Umstände mußten nun natürlich eintreten. Ausserdem ist es längst bekannt, daß Haare, Nägel ꝛc. aus dem Safte des Cörpers und auch der Erde, noch einige Zeit Nahrung bekommen und wachsen, und die Haare insbesondere sich ganz verändern.

Das im Munde erblickte Blut, von dessen Beschaffenheit und Menge hier überhaupt eine unbefriedigende Beschreibung mitgetheilt wird; und die zerstoßne Nase lassen sich ebenfalls aus obigen und nachfolgenden Gründen ganz gut erklären.

Was die wilden Zeichen betrifft, so haben Aerzte und Zergliederer des menschlichen Leibes, schon sehr oft die Bemerkung gemacht, daß bei gewissen Krankheiten und Umständen diese am männlichen Cörper sind zu sehen gewesen.

Die von der verdächtigen Frau verbreitete Sage, daß der Mann zu ihr gekommen, und seine Schuhe begehrt habe, muß doch dahin auslaufen, daß ihr dieß geträumt habe.

Das ganze Dorf hatte, wie der Bericht sagt, über diesen Vorfall schwere Träume. Daraus erhellet, daß der Tod dieses Mannes, und die dabei vorgefallenen Umstände, wobei jeder sich in Lebensgefahr glaubte, grosse Bewegung unter den Einwohnern, und vieles Reden verursacht habe.

Aus der Familie sterben viele Personen; nun so muß der Mann eine ansteckende, vielleicht Pest-artige Krankheit gehabt haben. Wenn dieß aber auch nicht erwiesen ist — denn es wurde ja bei dem ganzen Vorfall kein Sachkundiger Mann zu Rathe gezogen — so ist es bekannt, daß abergläubige Einbildungskraft Menschen den Tod zuziehen kann. Nur einer aus der Familie durfte den Glauben an Vampyren fest haben, und in sich den Gedanken entstehen lassen, daß der Verstorbene wol einer dergleichen seyn könne, so mußte dieß ja seine ganze Seele erfüllen, alles sein Denken ausmachen, seine ganze Einbildungskraft in Bewegung setzen. Was war denn natürlicher, als daß er träumte, und daß eben dadurch sein Glaube noch vermehrt wurde. Nur ein Todesfall durfte in der Familie so erfolgen: und was ist erklärlicher als dieß, daß noch mehrere starben. Man besieht die Leiche, und zufällig werden die wiewol sehr natürlichen und erklärlichen Zeichen gefunden, woran man den Vampyr zu erkennen glaubt. —

Daß auch so gar viele Menschen manches hundert Jahr hindurch, den Glauben gehegt haben, einige Todte schmatzten in den Gräbern, und fräßen nach und nach ihre mitbekommenen Halstücher, Sterbekleider, Hemden, und endlich auch Finger und Zehe, auch Arme und Beine weg, wird manchem wo nicht in der Schule, doch in der Gesindestube oder in abgeschmackten Büchern erzählt. So ist es auch wohl bekannt, daß in manchen Landen und Orten noch der Gebrauch ist, daß der Sarg auf dem Kirchhofe vor dem Einsenken ins Grab, erst nochmals geöfnet, und unter Bewegungen und Seufzern, von der sogenannten Leichenfrau oder von Verwandten, der Leiche ein Stück Rasen oder

ein frischer Erdklumpen unters Kinn gelegt, und geglaubt wird, daß dieß das Schmatzen rc. verhüte, und dadurch den traurigen Folgen vorgebeugt werde. An andern Orten wird das Halstuch fest zugeknüpft, oder dem Todten ein kleiner Stein, Pfennig oder andere Münze in den Mund zwischen die Zähne gezwängt, und dann noch das Maul verstopfet, damit wenn er ja den gefährlichen Appetit bekäme, er das Gebiß verderbe, und was mehr für Alfanzereien vorgenommen und öffentlich geduldet werden. — Daß aber an Leichen, die zufälliger Weise, oder unter gewissen bedenklichen Umständen wieder ausgegraben wurden, dergleichen Zerstümmelungen an Fingern und andern Gliedern, und an den Kleidern zu bemerken gewesen, davon ist die hauptsächlichste und fürchterlichste Ursach die, daß in vorigen Zeiten und bis auf den heutigen Tag gar oft solche Menschen für todt gehalten worden sind, welche durch Schlagflüsse d. h. zu schnell unterbrochene Ausdünstung, wodurch der Umlauf des Blutes gehemmt wird z. B. bei Ertrunkenen, Erfrornen, vom Dampf erstickten Personen rc. durch gefährliche, von unklugen Aerzten, unvorsichtigen Apothekern gewählte Arzneimittel, durch Fieber, Hitze, Schlafsucht, Ohnmachten, Entkräftungen, und bei zu starkem Verluste des Blutes — wie dieß bei unbehutsamen Aderlassen, und wenn im Schlafe die Ader aufgegangen, besonders aber bei gebährenden blutreichen Personen oft geschieht — und durch so mancherlei andere Umstände in einen solchen Zustand versetzt werden, in welchem sie nicht das mindeste Zeichen des Lebens von sich geben, und von allen Anwesenden, sogar von Aerzten und Wehemüttern für todt gehalten, und in dem nur scheinbar-leblosen Zustande schnell in die oft prächtigen Särge gelegt werden, die man denn mit Nä-

 geln

geln oder Schrauben so verwahrt, daß an keine cörperliche Auferstehung zu denken ist. — Wenn nun dergleichen Cörper in die Erde kommen, und nach und nach die wärmende Ausdünstung der Erde sich durch die Schweißlöcher und andre Oefnungen, dem Blute mittheilt, und dieses so wie die Lebenskräfte wieder belebt werden, kann man sich den Zustand schauerlich genug denken, in welchem sich nun dergleichen Unglückliche befinden, die das Opfer der Unvorsichtigkeit oder Dummheit ihrer Verwandten, Wehmütter und Aerzte geworden sind. Was kann ein solcher in dergleichen Umständen anders thun, als daß er anfänglich bei eintretendem Hunger alle um sich habende Kleidungsstücke zerkauen, und so gut wie möglich einschlucken, und zuletzt aus Noth und Verzweiflung Finger und Hände abnagen muß, bis endlich der wahre Tod erfolgt? — daß nun oft aus solchen Gräbern ein dumpfes Getöse gehört werden mag, welches für Schmatzen gedeutet wird, läßt sich jetzt wol erklären.

Vornemlich vergesse man nicht, in Erwegung zu ziehen, daß ein in die Erde gebrachter würklich todter Cörper nach einiger Zeit in eine solche Gährung kommt, daß er gar sehr anschwellt, und bei Mangel des Raums zur fernern Ausdehnung die gepreßte Luft in mancherlei Töne ausbrechen kann. Auch ist ferner bekannt, daß auf Kirchhöfen sich gern Schlangen und grosse Ratten aufhalten, und durch ihr Gezisch und Gepfeif aus ihren Löchern und Erdritzen ein vermeintes Schmatzen verursachen können; oft auch die aus dünnen Brettern verfertigten Sargdeckel von der sich zusammsetzenden schweren Erde bersten und krachen, überhaupt aber an solchen Orten, und besonders Abends und zur

Nacht=

Nachtzeit die Einbildungskraft abergläubiger Menschen leicht getäuscht werden kann.

In Selka, im Fürstenthum Altenburg wurde 1788. ein neuer Kirchhof eingeweihet, theils weil der alte mit Gräbern angefüllt war, theils zufolge eines besondern Befehls der Regierung, alle Kirchhöfe vor die Dörfer zu verlegen. Um diese so nöthige und nützliche Verordnung desto eher ins Werk zu richten, gab der dasige Gutsbesitzer einen Platz dazu her, und die erste Leiche sollte diesen Ort einweihen. Anstatt nun, daß die Hinterbliebenen des zunächst Verstorbenen sich ein Verdienst daraus hätten machen sollen, durch die Bereitwilligkeit, ihren Todten an dem dazu geschenkten Platz beerdigen zu lassen, ihre Zufriedenheit mit der Verordnung der Obrigkeit öffentlich zu bezeugen, fand man sehr hartnäckige Widersetzlichkeit; und es kostete viel Mühe, bis man einen Handarbeiter, der zunächst jemanden von den Seinigen verlohr, überredete, durch Beerdigung eines Wochenkindes, diesen Platz zur Ruhestätte für Verstorbene einzuweihen. — Offenbahr sind es verworrene und falsche Begriffe über den Zustand des Cörpers nach dem Tode, die bei vielen Menschen zu solchen Widersetzlichkeiten Anlaß geben. Der auf irrigen Vorstellungen gegründete Wunsch so mancher Menschen, an einem Orte begraben zu seyn, wo schon recht viele Todte liegen, verhindert das Anlegen neuer bequemerer Begräbnisplätze, macht, daß man die Todten zusammdrängt, Gräber öfnet, deren Leichen noch nicht völlig verweset sind. Von denen verworrenen Vorstellungen scheint dieß eine Hauptquelle zu seyn, daß man sich die Gefühle der Lebenden, z. B. die Furcht derselben vor einer gänzlichen Einsamkeit, auch an den Todten denkt.

Ein würdiger Prediger war schon seit einigen Jahren im Amte. Seine beiden nächsten Vorfahren waren in einem Jahre verstorben, und er selbst ward kurz nach seinem Anzuge krank, und siechte beinahe einen Winter hindurch. Nichts ist gewisser, sagten einige seiner Beichtkinder, als daß wir ihn auch bald einbüssen, und er den beiden vorigen Pfarrern auch bald nachfolgen wird. Andre wußten sogar, daß ihm allenthalben etwas nachgehe, sogar in den Beichtstuhl. Ja ja, nun begreift mans, hieß es weiter, warum er Sonntags nicht eher in die Kirche kam, bis die Gemeinde meist versammlet war. „Ei, setzte ein Mütterchen hinzu, das würden wir alle so halten, wenn wir an seiner Stelle wären: denn kurz nach seinem Anzuge soll er seine Vorfahren leibhaftig im Beichtstuhl gesehen haben, und zwar den längst verstorbenen S. auf der obersten Stufe der Kanzeltreppe, in der Mitte den Pfarrer A. und den Pfarrer M. auf dem Stuhle sitzend.„ Ohnerachtet nun gegen das Frühjahr C. Gesundheit zurückzukehren schien, so wollte man ihm doch in Hinsicht auf jene Sagen, nach welchen man sich fleissig bei ihm erkundigte, kein langes Leben versprechen. Dazu versicherte man endlich noch, es sey ohnlängst ein schwarzes Männchen einem Bauer aus dem Orte, ohnweit desselben, erschienen, welches Wehe! Wehe! ausgerufen, und ganz deutlich gesagt habe: „Ihr werdet keinen Pfarrer behalten, bis daß ihr den Tod wieder heraustraget.„ Dieß geschahe ehedem in jenem Dorfe am Sonntage, war aber seit einigen Jahren durch ausdrückliche Verordnung des Consistoriums eingestellt worden. Die Vorliebe für diese kindische Feierlichkeit war indessen in den Herzen einzelner Gemeindeglieder nicht nur geblieben, sondern auch nach jenem Verbot noch stärker geworden, so daß

man dem schwarzen Männchen von ganzer Seele Glauben beimaß, und in dessen Aussage eine Art von Triumpf fand. Man verglich auch mit dieser Aussage noch den Umstand, daß der Pfarrer S. zu dessen Zeiten der Tod alljährlich ausgetragen worden war, beinahe 50. Jahre im Amte gestanden, und ein 84. jähriger Greis geworden war; sein Nachfolger hingegen kurz nach dem eben erwehnten Verbote, und M. ein halb Jahr nach seinem Amtsantritt schon verstorben war, auch gegenwärtiger Pfarrer E. so kränklich sey. Unter diesen Umständen mußte der richtig denkende Pfarrer E. um so mehr wünschen, seine Gesundheit wieder hergestellt zu sehen. Er kämpfte auch schon auf seiner Krankenstube gegen die abergläubige Meinung, daß seine Krankheit mit dem Verbote gegen das Todaustragen zusammenhienge. Scherzend sagte er unter andern einmal zu einer Weibsperson, die ihm jene Sagen erzählte: Ei, wenn dem also ist, so mögte ich fast um Aufhebung des Verbots nachsuchen — und sie freuete sich herzlich über diesen Einfall, den sie für Ernst aufnahm. Er hoffte indeß, daß seine Genesung diese Deuteleien gänzlich niederschlagen, und der Vernunft den Sieg über den Aberglauben bei seinen Pfarrkindern erleichtern würde. Sie erfolgte, und er gieng zu seiner Erholung das erste mal wieder nach der Stadt. Was gibts, sagten die Freunde des strohernen Todes, der Pfarrer ist deshalb nach F. gegangen, die Aufhebung des Verbots auszuwürken. Man lud in Gedanken schon Gäste aufs bevorstehende Lätare. Aber der Sonntag erschien, der Pfarrer trat auf, hielt der Obrigkeit, die dem Aberglauben zu steuern suche, eine gebührende Lobrede, zeigte deutlich das für den Christen unschickliche in jener alten Gewohnheit, so wie den nachtheiligen Einfluß solcher Meinungen

auf den menschlichen Verstand überhaupt, und that dieß mit so vieler Schonung gegen die Irrenden, und mit solchem Vertrauen auf die gesunde Vernunft der meisten seiner Zuhörer, daß sein Unterricht den erwünschtesten Erfolg hatte; und der Tod von Stroh wurde allen zum Gelächter.

Uebrigens ist in Ansehung der Umstände, unter denen obige Sagen entstanden waren zu bemerken, daß der Pfarrer A. freilich kurz nach jenem Consistorialverbothe starb; aber an einem Gallenfieber, welches ihm der Verdruß über eine ihm widerfahrne Beleidigung zugezogen hatte: Er hätte vieleicht noch lange leben können, wenn er etwas weniger heftig gewesen wäre. M. sein Nachfolger, starb in der Blüthe seiner Jahre, nicht wegen des aufgehobenen Todesfestes, sondern weil er bei einem leicht scheinenden Schnupfen sich der Nachtluft aussetzen mußte. Die Krankheit des Pfarrers C. kurz nach dem Antritte seines Amtes hatte auch ihre natürlichen Ursachen gehabt, und diente dazu, dem alten Aberglauben über das Todaustragen, in jenem Orte seine letzte Kraft zn nehmen.

Wenn C. nie eher in die Kirche kam, bis die Gemeinde größtentheils versamlet war, so geschah dieß deshalb, daß die Schulknaben den Gesang nicht zu früh anstimmen mögten, welches sie auf dem Lande häufig zu thun pflegen, sobald der Pfarrer in die Kirche eingetreten ist, so daß oft mehrere Verse gesungen sind, ehe sich die Gemeinde einfindet: Das oben angeführte schwarze Männchen hat auch in einem Etwas seinen Ursprung. Würklich hatte ein Müller eines benachbarten Orts jenen Spruch, wiewol nur in seiner Mühle gestellt. Zum Mohrengeschlecht gehörte er übrigens nicht, war

auch

auch nicht so gar klein, daß man ihn hätte können zum schwarzen Männchen machen.

Das mehr erwähnte Todaustragen bestand übrigens darin, daß ein Haufen Kinder mit einer Menschen ähnlichen Figur im Dorfe herumschwärmten, die mit Lumpen behängt war, dergleichen man in die Gärten stellt, die Vögel zu verscheuchen, wobei sie unaufhörlich alberne Verse schrieen, worin gesagt wurde, daß hiemit der Tod ausgetrieben werde. Gemeiniglich wurde der Strohmann ins Wasser geworfen, und das Spiel endigte sich damit, daß von jedem Hause den Kindern etwas müßte zum Beßten gegeben werden. Man glaubte, daß damit die Sterblichkeit im Dorfe gemindert werde.

Was würde man thun müssen, wenn einmal das Magnetisiren wieder Mode würde? Nachricht, wie Kinder sich einander die Blattern abkaufen.

Es geht nicht nur den Kleidermoden, sondern manchen andern Dingen so, daß sie nach einer Reihe von Jahren wieder hervorgesucht werden, nur etwa in veränderter Form erscheinen, und aufs neue Aufsehen erregen. Man wird sich davon überzeugen, wenn man folgenden Aufsatz durchgelesen hat. Das Magnetisiren kam aus Frankreich nach der Schweiz, von da nach Deutschland. Die Personen, welche magnetisirt werden sollten, setzten sich in einen grossen länglichten Kreis, reichten einander die Hände, oder berührten sich, wenn sie dieß müde waren, anderwärts, und kehrten die Zehe aus-

wärts,

wärts, so daß sie des Nachbars Zehe berührten. Wenn sie eine Weile so unnatürlich dagesessen hatten, so legte der Magnetisirer zuerst die flache Hand auf den Magen, die andere auf den Rücken, drückte und rieb die kranken Stellen sanft, und fuhr alsdenn wiederhohlt mit einer Hand über Stirn und Nase herab, und machte sonst allerlei Bewegungen. Durch dieses Streichen und Handhaben sollte nun die Krankheitsmaterie erregt und weggeschafft werden.

Doch sind Würkungen der Manipulation d. h. Berührungen mit den Händen an gewissen kranken Theilen des Leibes wol zu erklären, wenn man dabei die angestrengte Lage, die gänzliche Stille und Erwartung der Personen in Erwägung zieht. Die Personen mußten nothwendig eine gewisse Behaglichkeit fühlen, und dabei die Augen schliessen: Man nennte dieß Somnambulismus. Nur Nervenschwäche wurden der Cur des Magnetisirens unterworfen; andern die zu klug waren, um sich in jenen erkünstelten zu fügen, und das zu empfinden, was sie dabei empfinden sollten, sagte man, sie wären zu gesund. Man gab vor, daß die Magnetisirten während ihres Schlafs reden könnten, wie andre, und mit ihren halbverschloßnen Augen sehen, was sich mit ofnen Augen sehen läßt; und nennte dieß Desorganisation: Ferner, daß sie Krankheiten an sich und andern erkennen, beurtheilen, und Heilmittel dagegen angeben könnten; und hieß dieß Divinationsvermögen, die Personen aber Clairvoyants.

Zu seiner Zeit schien dieses alles neu, unerhört und wundersam, bis es endlich heraus kam, daß Johann Böttcher zu Leeste, im Hannoverischen, beinahe 60. Jahre früher, diese Curart bei Bauersleuten in gichtischen Zufällen mit gutem Erfolge gebraucht, und sich dabei Vermögen erworben habe;

auch

[a]uch daß sein Schüler, Johann Heinrich Dame, in [d]em Dorfe Felde, diese Heilmethode in dasiger Ge[g]end fortgesetzt, so daß vom Gichtfluß gelähmte [P]ersonen aus benachbarten Aemtern auf Wagen zu [i]hm geführt wurden: doch that es dieser mehr aus [N]eigung und Menschenliebe, um seinem leidenden [N]ächsten hülfliche Hand zu leisten.

Bei seinem Reiben war vornemlich der Daum [a]n der rechten Hand würksam. Mit diesem wurde [d]asselbe vom Kopfe angefangen, dem Nacken her[u]nter über die Schulter, dann dem Arm entlang [b]is zu der äussersten Fingerspitze langsam schiebend, [u]nd besonders an den leidenden Muskeln, und bei [d]en auf den Nerven liegenden Gichtknoten derbe [d]rückend in eins anhaltend fortgesetzt. Hierauf [w]urde die andre Schulter und Arm vorgenommen, [u]nd so mit fleissiger Aufsuchung der Nervenbüschel, [d]en Rückgrad herunter, auf Lendenwirbel und Schenkel, bis zu den Füssen hinaus fortgesetzt, wo[b]ei denn der Manipulant versicherte, daß der Gicht[s]toff aus Zehen und Fingern seinen Ausgang finde, [w]ie der Patient solches an dem Kribbeln dieser Thei[l]e wahrnehmen und empfinden müsse. — Zum Be[s]chluß wurde ein Gemisch von Spiek- Terpentin- [u]nd Ziegelsteinöl auf das schmerzhafte Glied gestri[c]hen und eingerieben.

Ob nun gleich diese Manipulation eigentlich [n]ur ein Hülfsmittel war, weil die solchergestalt [v]ertheilte Gichtmaterie in der Folge zu neuem Schmerz sich wieder vereinigte; so darf man doch [d]ie geringste Hülfe nicht verachten, welche der lei[d]enden Menschheit auch nur auf Monate oder Wo[c]hen einige Erleichterung gewährt.

Und weil dieses unschuldige, ohne alle aber[g]läubige Gaukelei aus dem Gefühl der Natur her[g]enommene Mittel zugleich die gute Eigenschaft hat[-]

te

te, daß solches weder die Nerven des starken Bauern schwächte oder verfeinerte, wobei Pflug und Dreschflegel zu gemeinem Schaden übel bestehen würden, oder sonst eine lüsterne Behaglichkeit erzeugt, die zur Wiederholung einladete, daß vielmehr der Patient bei ernsthafter Ausübung dieser Heilart, unter verzogener Miene oft einen lauten Schrei that, so war Misbrauch jeder Art wenig zu fürchten.

Uebrigens verdient die fast allgemeine Beschwerde unsers bejahrten Landvolks, wogegen sonst auch der öftere Gebrauch des warmen Bades in Branntweinwäsche gute Wirkung thut, die größte Aufmerksamkeit, ob dieselbe wol aus der Gewohnheit herrühre, daß der Arbeiter zur Sommerszeit bei Schweiß erregenden Geschäften sich bis aufs Hemd entkleidet, und vor dem kühlen Abend seine Kleider nicht wieder anlegt, wodurch leicht eine Hinderung der Ausdünstung, und Stockung der Säfte entsteht; oder auch, ob vielleicht der zu häufige Gebrauch der Kartoffeln die gichtischen Zufälle vermehre, wenigstens der unreifen, die ohne vorher abgekocht zu werden, mit ihren rohen Säften genossen, unmöglich dienlich seyn können, und wodurch man sich ohnehin die Ernte verdirbt; oder endlich, ob der Gebrauch abergläubiger Mittel dazu dient, dieses ohnehin schon so allgemeine Uebel zu vermehren? Man bestreiche, um die Gicht wegzubringen, den schmerzhaften Ort mit einem dazu bereiteten feinen Oel, wodurch die Schweißlöcher offen bleiben, und die Gichtmaterie zerstreuet wird: dieß hilft mehr, als es die Gaukeleien irgend eines Thoren können.

In den Morgenländern ist es nach Versicherung aller Reisebeschreiber üblich, sich zu einer gewissen Zeit des Tages die Glieder recken und reiben

zu

zu lassen, welches gewöhnlich im Bade zu geschehen pflegt. Wenn man die Kleider abgelegt hat, so kommt der Badediener, und legt denjenigen der baden will, auf eine Tafel, besprengt ihn mit warmen Wasser, reibt ihn am ganzen Leibe, und zieht alle Glieder, so wie die Finger aus einander. Endlich legt er ihn auf den Bauch, setzt ihm die Kniee in die Seiten, faßt ihn bei den Schultern an, und macht, daß ihm der Rückgrad etliche mal kracht; bei einem jeden Zuge giebt er ihm mit der flachen Hand einen Schlag auf die fleischichten Theile (fast wie die Stallknechte thun, wenn sie die Pferde striegeln.) Alsdenn zieht der Bader einen Handschuh von Haaren an die rechte Hand, fährt damit über den Cörper mit solcher Strenge hin und her, daß ihm selbst der Schweiß darüber ausbricht; reibt hierauf die Haut, wo sie am härtesten ist (z. B. auf den Fersen) mit Bimsstein, und darnach den ganzen Leib mit Seife und wohlriechenden Wassern; und wenn auch dieß geschehen ist, scheert er die Haare ab. Das ganze dauert drei Viertelstunden, und man wird dadurch wie neu geboren. Man fühlt in dem Cörper eine gewisse Leichtigkeit und Ruhe, welches eine Würkung des Reibens und Streichelns an allen Theilen des Cörpers ist. Man kommt in einen gelinden Schweiß, worauf hernach eine angenehme Erfrischung erfolgt; und es ist dann, als fienge man aufs neue an zu leben.

Noch eine sonderbare Art zu magnetisiren, wurde nach obiger erfunden. Man legte nemlich auf den kranken Theil einen schweren Cörper, so daß derselbe durch die natürliche Schwerkraft dieser Last so sehr, als es der Kranke aushalten konnte, zusammgedrückt wurde. Hatte z. B. der Kranke eine Verstopfung der Leber, so legte man ihn lang hin, und beschwerte die Lebergegend mit einem oder

meh-

mehrern Steinen, einem Stück Blei oder Eisen, von verhältnismässigem Gewicht, je nachdem der Kranke mehr oder weniger Kräfte hatte, um es auszuhalten, ohne zu ersticken. In dieser Presse ließ man ihn so lange wie möglich, und wiederhohlte es oft; und es gab Leute, welche entweder vorgaben oder glaubten, daß sie dadurch wären geholfen worden.

Mesmer wurde im Jahr 1785. der Stifter des Magnetisirens. So lange das Andenken an jenes Verfahren noch im Gedächtnis schwebt, und es noch viele Personen giebt, die an die Würkungen desselben glauben, kann es nicht überflüssig scheinen, hier ein Wort darüber gesagt zu haben. Könnten hier alle die Gaukeleien angeführt werden, welche bei dem Magnetisiren eingerichtet und vorgenommen wurden, so würden manche meiner Leser erstaunen, daß es Menschen habe geben können, die ihre Vernunft so wenig gebraucht, daß sie davon medicinische Würkungen erwarten könnten. Manches Unheil ist dadurch angerichtet worden, da unwissende Personen gefährliche Mittel gegen Krankheiten verordneten. Möge daher diese Curart nie zurückkehren, und Glauben finden!

Eine magnetisirte Kranke sah eines Abends, da der Mond sehr helle schien, zufälliger Weise nach diesem Planeten. O Herr (rief sie erstaunt dem Magnetisirer zu) der Mond hängt nicht mehr am Himmel fest, sondern schwebt ganz frei, und und ist so groß wie eine Tonne; nun so groß wie unsre Stube! Was ist das? eine Schlange im Monde? nein, ein Bach — ich sehe sein Wasser — nun ist der Mond so groß als unser Garten — der Bach wird zu einem Flusse, nicht doch, zum Meere! O Herr, ich sehe Schiffe wie unsre Kutschen, Menschen mit Todtenköpfen, Städte. Der Mond

ist

ist so groß, daß ich ihn nicht übersehen kann! Endlich sah sie sogar, daß die Mondbürger ein grosses Feuer machten, und einen von ihnen hineinwerfen, Schildwächen herumstellen, die ihn nicht wieder herauslieſſen.

Folgendes Verfahren, was in Erzgebürge beobachtet wird, hat mit dem Magnetisiren viel Aehnlichkeit. Wenn nemlich ein unbescholtenes Mädchen heirathet, so muß sie vor der Trauung, und ehe sie zum Bräutigam kommt, von der Wehemutter an den reitzbaren Theilen ihres Cörpers sich streichen und reiben lassen. Dieß geschieht mehr als einmal, und zwar aus der Ursach, damit sie desto eher und leichter fruchtbar werde. Die Wehemütter verrichten die Sache auch nach gewissen Regeln, und in der Hauptsache findet man hier das Reiben und Streichen der Schenkel, des Bauchs, der Magengegend, der Weichen, und der andern empfindlichen Theile des weiblichen Cörpers, wie es dort beim Magnetisiren geschah. Dieser Gebrauch ist sehr alt, und unter den Bauern des Erzgebürges sehr gemein. Das Berühren, Streichen und Reiben der Wehemütter setzt die Bräute ebenfalls in eine Art von Behaglichkeit, die übrigens eben so leicht und natürlich durch die einmal erzeugten Vorstellungen zu erklären sind, als jene beim Magnetisiren.

1787. betrog ein Bauer in der Gegend von Waltershausen, im Herzogthum Gotha, durch vorgebliche Curen, wobei er sich fast derselben Handgriffe bediente, wie die Magnetisten. Er strich seine Patienten auf dieselbe Art, und hielt ihnen die Fingerspitzen beider Hände entgegen, als liesse er eine gewisse Materie gegen sie ausströhmen. Vorzüglich wollte er dadurch die Gicht curiren, und behauptete, die Kraft, so zu heilen, sey ihm von

Gott gegeben, und sein Vater und Groß=Vater hätten sie auch besessen. Sie sollte aber unwirksam seyn, wenn er sie nicht bezahlt bekommt, nemlich für ihn; für die Patienten war sie es wol immer.

Vom Blatternverkaufen.

Das Blatternverkaufen, diese ganz ungekünstelte Mittheilung der Pocken geschieht in vielen Gegenden des platten Landes auf folgende Art. — Wenn man sieht, daß in einem Hause gutartige Blattern sind, so bringen andre ihre Kinder, die sie noch nicht gehabt haben, dahin, um den bald wieder hergestellten Kindern etliche Blattern für 3 oder 6 Pfennige abzukaufen. Der Kauf geschieht aber erst, wenn die Blattern so weit vertrocknet sind, daß füglich etliche mit den Wurzeln abgenommen werden können. Das kranke Kind giebt dem gesunden einige solcher abgeuommenen Blattern für sein Geld, und letzteres nimt sie mit nach Hause. Einige lassen selbige die Kinder nur in der Hand nach Hause tragen, und hernach damit machen, was sie wollen. Andere nehmen die gekauften Blattern, und reiben damit so lange den Arm des Kindes im Gelenke des Ellenbogens, bis ein rother Streif davon entsteht, oder binden sie auch mit einem leinenen Bande darauf. In Schweden leidet dieser Blatternverkauf folgende geringe Abänderung. Der Käufer bekommt sein Geld, wofür er sich Blattern gekauft hat, nachdem er vom Pockeneiter angesteckt worden, vom Verkäufer wieder zurück. Das Geld wird dann dem zu inoculirenden Kinde am Fusse fest gebunden, oder man giebt es ihm in die Hand. Nun wird es viel in der Stube behalten, und die Blattern äussern sich bald.

Daß

Daß hiebei der Aberglaube mit ins Spiel kommt, kann man leicht denken. So soll z. B. das Kind, welches die Blattern gekauft hat, der Anzahl nach immer weniger Blattern bekommen, wie das Kind, von welchem es sie gekauft hatte; es soll kein Kind von gekauften Blattern sterben, sondern allemal glücklich davon kommen, wenn nur nicht zu zeitig gekauft, sondern bis zur Entscheidung der Krankheit gewartet wird. Das kranke Kind muß dem gesunden die Blattern in die Hand zählen, weil es alsdenn auch nicht mehr Blattern der Anzahl nach bekommen soll, als dieses gezählt hat, u. dgl. m. Es giebt Landleute, die sich schwerlich bewegen lassen würden, ihren Kindern die Blattern durch Inoculation beibringen zu lassen; aber insgeheim die Blattern kaufen, um sich damit vor dem Schädlichen dieser Krankheit besser zu sichern. Sie haben dabei vornemlich diese Bewegungsgründe: daß einmal diese Krankheit ein unvermeidliches Uebel sey; daß man sich gefallen lassen müsse, wie es Gott schicke, und vornemlich, wenn sie die Blattern zu einer solchen Zeit kaufen, wo sie die Krankheit bei ihren Kindern am besten abwarten können. Und diese Zeit ist besonders der Winter, daher auch im Winter die Blattern weit eher und häufiger gekauft werden, als im Sommer: Ein Umstand der dieses Verfahren weniger schädlich macht; denn obgleich der Bauer darüber nicht nachdenkt, so trägt doch die reine kühle Winterluft hauptsächlich dazu mit bei, daß die Kinder die gekauften Blattern gut überstehen. Nimmt man noch dazu, daß man bei dem Kinde den entscheidenden Zeitpunct abwartet, ob es gutartige Blattern sind, so trifft man auch hier, obwol zum Theil zufälliger Weise alle die Hauptumstände an, die zur künstlich glücklichen Blatterninoculation erfodert werden.

Daß aber bei allen diesen günstigen Umständen alle und jede Kinder, denen auf solche Art die Blattern beigebracht werden, am Leben bleiben, oder ohne allen Schaden davon kommen sollten; wer mögte das behaupten!

Was muß man thun, wenn Hunde toll, und Menschen von ihnen gebissen werden?

Man pflegt den Hunden ein unter der Zunge liegendes Stück Fleisch zu nehmen, welches Tollwurm genennt wird. Jäger, Hirten und andre, unterhalten darum den Glauben vom Tollwurm, um ihn den Hunden der Bauern für Geld zu schneiden. Die Erfahrung hat gelehrt, daß dieß nichts hilft, um das Tollwerden der Hunde zu verhindern. — Höchst ungereimt und lächerlich ist die Meinung, daß man mit den Worten: Hax, Pax, Max, Deus, Almax — den Biß eines tollen Hundes heilen könne: denn sie bedeuten nichts; und Worte können nirgend bei einer Krankheit, am wenigsten bei einer so gefährlichen würken, als die Hundswuth ist. In der Pfalz brennt man die Hunde mit dem St. Hubertus-Schlüssel vor die Stirn: St. Hubert aber ist der Schutzpatron jenes Landes.

Die abergläubige Gewohnheit, das von einem tollen Hunde gebissene Vieh dadurch vor dem Ausbruch der Wuth zu sichern, daß man es mit des Scharfrichters Schwerd blutrünstig macht, ist in Berlin bei Strafe verboten, weil dadurch die Leute gehindert werden, bessere Mittel zur Verhütung des daher entstehenden Schadens anzuwenden, und damit schreckliche Unglücksfälle veranlaßt worden sind.

Eins der nächsten und sichersten Mittel ist, das man beim Vieh die Wunde sogleich ausschneidet

oder

oder ausbrennt, wodurch verhindert wird, daß das Gift sich nicht in dem Blute vertheilen kann. Bei Menschen setzt man, nachdem die Wunde gereiniget ist, zu dieser Absicht Schröpfköpfe auf dieselbe, und sucht durch Eiterung oder Schwären das Gift herauszuziehen. Das durch die Erfahrung bewährt gefundene innerliche Mittel wider den Biß des tollen Hundes ist die Belladonna, sonst Wolfskirsche genannt. Das von einen Schlesischen Bauer wieder bekannt gemachte Mittel, die Mayenwürmer-Lattwerge, ist noch bewährter, und hilft auch bei Thieren. Ist das Gift bei Menschen schon in den Cörper gedrungen; so bringt es Hitze, Angst, heftiges Schwitzen, Drängen des Urins, ohne daß er würklich abgeht, hervor. Das Hemde, das der angehabt hat, der von dem Biß eines tollen Hundes geheilt wurde, pflegt man zu verbrennen, damit nicht durch künftigen Gebrauch Gift daraus eingesogen werde. Vor dem neunten Tage pflegt die Wasserscheu nicht auszubrechen.

Mögte sich keiner, den das Unglück widerfährt, von einem tollen Hunde gebissen zu werden, einem unwissenden Hirten oder andern anvertrauen, die bei einer so schwierigen Sache unmöglich die richtige Hülfe leisten können; mögte keiner sich auf trügliche Mittel verlassen, und sich selbst helfen wollen, sondern immer zu einem gelehrten Arzt oder doch, wo dieß nicht geschehen kann, zu einem gescheuten Bader seine Zuflucht nehmen.

In Podebuls, im Thüringschen Kreis von Chursachen, wurde nach Ostern 1787. die Frau eines Eseltreibers bei dasiger Mühle, von ihrem eigenen toll gewordenen Hunde gebissen. Sie suchte bei keinem ordentlichen Arzt Hülfe, sondern bei einem Schuhmacher in dem Altenburgischen Dorfe Wechheim, der sich damals mit sympathetischen Curen

ren abgab. Der Doctor Absatz gab der Frau einen beschriebenen Zettel auf Butterbrodt zu essen. Verständige Leute riethen ihr, zu einem Arzt zu gehen; aber sie thats nicht, und schon triumphirte der Aberglaube über die gesunde Vernunft, da achtzehn Wochen vergiengen, ohne daß sich die geringste Würkung vom Hundegift zeigte. Allein dieses Gift wirkt bei manchem Menschen früher, bei manchem später. Auf einmal verfiel nun die Frau in Raserei, und starb unter den entsetzlichsten Schmerzen. Dabei äusserte sich der besondere Umstand, daß sie Luftscheu war, und über Wind klagte, wenn jemand auf sie zugieng. Vermuthlich hat das Kreis-Amt zu Eisenberg den Schuster bei dieser Gelegenheit angehalten, bei seinem Leisten zu bleiben, und allenfalls zu versuchen, ob er durch Sympathie Schuhe machen könne.

Vor Michaelis 1785. wurde ein dreyzehnjähriger Knabe in Böllstädt, einem der Reichsstadt Mühlhausen gehörigen Dorfe von einem tollen Hunde in die Hand gebissen. Er wusch sie mit Fließwasser ab, hatte keine Schmerzen, und die ganz kleine Wunde heilte bald zu. Aber leider nach sechzehn Wochen kamen die Folgen, und er mußte nach zweimal vier und zwanzig Stunden unter unsäglichen Schmerzen seinen Geist aufgeben.

Man bewahre die Hunde vor zu heissem Fressen, lasse ihnen kein frisches Wasser mangeln, sie nicht im Winter unter dem heissen Ofen liegen, und gebe acht, daß sie bei den geringsten Anzeigen von Tollheit, getödtet und vergraben werden.

Mehrere unglückliche Fälle könnten hier beigebracht werden, aber jeder erlebt sie, da die Unvorsichtigkeit hierin so sehr groß ist.
